

Predigten von
H.H. Prälat Prof. Dr. Georg May

2012

Herausgegeben von Wolfgang E. Bastian

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

<i>Jesus, der wesensgleiche Sohn Gottes (08.01.2012)</i>	4
<i>Gottes Wille über die Ehe (15.01.2012)</i>	8
<i>Der Alltag entscheidet (22.01.2012)</i>	13
<i>Jesus ist im Boot (29.01.2012)</i>	17
<i>Mut zum Bekenntnis! (05.02.2012)</i>	20
<i>Leiden für Christus (12.02.2012)</i>	24
<i>Leidensankündigung und Blindenheilung (19.02.2012)</i>	28
<i>Nicht vergeblich die Gnaden Gottes empfangen! (26.02.2012)</i>	32
<i>Jesus, der wahre Sohn Gottes (04.03.2012)</i>	36
<i>Die Evangelien: Mythos oder Geschichte? (11.03..2012)</i>	41
<i>Die „Brüder“ Jesu (18.03.2012)</i>	46
<i>Das Leiden unseres Herrn Jesus Christus (25.03.2012)</i>	50
<i>Jesus ist wahrhaft vom Tode auferstanden (Ostersonntag, 08.04.2012)</i>	56
<i>Die Bedeutung der Auferstehung Jesu (Ostermontag, 09.04.2012)</i>	60
<i>Die Wirksamkeit des Auferstandenen (15.04.2012)</i>	63
<i>Die Unentschuldbarkeit (22.04.2012)</i>	66
<i>Die kleine Weile (29.04.2012)</i>	69
<i>Der Geist überführt die Welt (06.05.2012)</i>	73
<i>Fürchte dich nicht, du kleine Herde (13.05.2012)</i>	76
<i>Aufgefahren in den Himmel (Christi Himmelfahrt, 17.05.2012)</i>	80
<i>Time Jesum transeuntem (20.05.2012)</i>	83
<i>Die Wirksamkeit des Heiligen Geistes (Pfingstsonntag, 27.05.2012)</i>	86
<i>Bis an die Grenzen der Erde (Pfingstmontag, 28.05.2012)</i>	90
<i>Der dreieinige Gott (03.06.2012)</i>	94
<i>Die siegreiche Gnade Gottes (10.06.2012)</i>	98
<i>Das Herz Jesu (17.06.2012)</i>	101
<i>Der Ruf Gottes, die Last Gottes und die Kraft Gottes (24.6.2012)</i>	105
<i>Der gute Mensch (01.07.2012)</i>	110
<i>Bei Jesus ausbarren (08.07.2012)</i>	115
<i>Wahre und falsche Propheten (15.07.2012)</i>	119
<i>Fleisch und Geist (22.07.2012)</i>	123
<i>Unsere Gotteshäuser (29.07.2012)</i>	126
<i>Der Wille ist frei (05.08.2012)</i>	130
<i>Sinn und Zweck der heiligen Zeichen (12.08.2012)</i>	134
<i>Die Aufnahme Mariens in den Himmel (Mariä Himmelfahrt, 15.08.2012)</i>	138
<i>Christus festhalten! (19.08.2012)</i>	140
<i>Gott sieht weiter (26.08.2012)</i>	143

<i>Die Engel (02.09.2012)</i>	147
<i>Weltbild und Glaube (07.10.2012)</i>	150
<i>Ich habe keinen Menschen (14.10.2012)</i>	153
<i>Der Sieg der Wahrheit in Nicäa (21.10.2012)</i>	156
<i>Die Erhöhung Christi als Proklamation seines Königtums (28.10.2012)</i>	159
<i>Tod und Unsterblichkeit (Allerheiligen, 01.11.2012)</i>	162
<i>Eine göttliche Person in zwei Naturen (04.11.2012)</i>	166
<i>Zwei Naturen in Christus, unvermischt und unverwandelt (11.11.2012)</i>	169
<i>Das Jahr des Glaubens (18.11.2012)</i>	173
<i>Die Kirche der Dogmen (25.11.2012)</i>	178
<i>Die Wiederkunft Christi (02.12.2012)</i>	182
<i>Johannes der Täufer (09.12.2012)</i>	186
<i>Vom Kommen Gottes (16.12.2012)</i>	189
<i>Bereit sein für das Gnadenwirken Gottes (30.01.2012)</i>	192
<i>Maria im Advent (23.12.2012)</i>	194
<i>Die drei Evangelien des Festes der Christgeburt (Weihnachten, 25.12.2012)</i>	198
<i>Der neue Mensch (Weihnachten, 26.12.2012)</i>	201
<i>Das Ende des bürgerlichen Jahres (30.12.2012)</i>	204
<i>Vorhersagungen und Schauungen (01.01.2013)</i>	208

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus, der wesensgleiche Sohn Gottes

08.01.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir stehen in der Oktav des Festes Erscheinung des Herrn. Eine Lichterscheinung, ein Stern, vielleicht ein Wunderstern, hat die Weisen aus dem Morgenlande zu dem Jesusknaben geführt. Sie waren überzeugt, denn das hatte ihnen der Stern vermeldet, Er ist der König, der neugeborene König der Juden. Diese Ansicht war nicht falsch, denn Jesus ist ein König. Er ist der König zuerst der Juden. Aus diesem Volke stammt Er. Aber Er ist freilich auch der König der Heiden, denn Er ist der Herrscher des Alls. Von ihm heißt es beim Propheten Isaias, „Ein Kind ist uns geschenkt, ein Sohn ist uns geboren. Auf seinen Schultern ruht die Herrschaft. Wunderrat lautet Sein Name, starker Gott.“ Die volle Einsicht in das Wesen Jesu war den Weisen nicht geschenkt. Er musste erst heranwachsen und Zeugnis von sich selbst geben. Er musste erst das Zeugnis seiner Reden und seine Werke den Menschen vorlegen, damit sie zur Erkenntnis seiner Wahrheit kommen konnten. Dann begriffen die Gläubigen, wer Jesus ist, die Gutgesinnten, aber sogar die Dämonen sagten: „Du bist Jesus, der Sohn Davids, der Messias, der Christus.“ Aber damit war keine letzte Eindeutigkeit erzielt. Die Vorstellungen der Zeitgenossen Jesu vom Messias waren zu unterschiedlich, ja zu gegensätzlich. Sie stiegen vor allem nicht auf zu der Höhe, auf die Gott seinen Messias erhoben hat.

Als der Knabe zum Manne herangewachsen war, stellte Er einmal den Pharisäern die Frage: „Was haltet ihr von Christus, wessen Sohn ist er?“, d. h. aus welchem Geschlecht stammt Er. Sie antworteten: „Der Sohn Davids.“ Das stimmte. Der Messias sollte aus dem Geschlechte Davids hervorgehen und Er ist aus dem Geschlechte Davids hervorgegangen. Denn Josef, der Pflegevater Jesu, war ein Davidide, ein Abkömmling Davids. Aber das genügt nicht. Jesus zeigt den Pharisäern das Ungenügen ihrer Antwort. Er verweist auf den Psalm 110, wo es heisst: „Es sprach der Herr zu meinem Herrn. Setze dich zu meiner Rechten, bis Ich deine Feinde unter deine Füße lege.“ Es sprach der Herr zu meinem Herrn. Der Herr, der Erste Herr, ist Gott; der Zweite ist der Messias. Und da sagt Jesus den Pharisäern: „Wie kann denn David den Messias ‚Sohn‘ nennen, wenn er sein Herr ist?“ Herr ist doch der Name für Gott? Da wußten sie keine Antwort. Der Psalmist hat den Messias mit einem Namen genannt, der nur Gott zukommt, nämlich „Herr“. Also muss man weiter denken, als nur an die Abkunft von Davids Geschlecht.

Bei anderer Gelegenheit hat Christus auf seine Überlegenheit über die großen Männer des Alten Bundes hingewiesen. „Die Männer von Ninive“, sagte Er, „haben auf die Botschaft des Propheten Jonas Buße getan. Hier ist mehr als Jonas.“ „Die Königin des Südens, die Königin von Saba, kam mit Geschenken zu Salomon, dem weisesten aller Könige. Hier ist mehr als Salomon.“ Jesus überragt Propheten und Könige, denn Er ist der wesenhafte, der seinshafte Sohn Gottes.

Und so tritt auch an uns, meine lieben Freunde, die Frage heran: was haltet ihr von Christus? Die Antwort auf diese Frage ist lebensentscheidend. An der Stellung zu Christus entscheidet sich, was aus unserem Leben wird. Die Antwort lautet: Jesus ist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, nicht durch Adoption, sondern durch Abstammung. Für diese Antwort spricht das Zeugnis Gottes selber. Zweimal hat eine Himmelsstimme sich zur Gottessohnschaft Jesu bekannt: am Jordan und auf dem Berge Tabor: „Du bist mein geliebter Sohn, an Dir habe ich Wohlgefallen gefaßt.“ „Du bist Mein auserwählter Sohn, auf ihn sollt ihr hören.“ Zu dem Zeugnis des himmlischen Vaters tritt das Selbstzeugnis Jesu. Was Er sagt, kann entweder nur stimmen oder es stammt von einem Verrückten. Was sagt Er? „Alles ist mir von meinem Vater übergeben und niemand erkennt den Sohn als der Vater. Und den Vater erkennt niemand als der Sohn.“ Dieses aus den Synoptikern stammende Zeugnis Jesu ist eindeutig eine Erklärung seiner Gottgleichheit. Sein Verhältnis zu Gott ist einzigartig. Denn nur Er

erkennt den Vater und nur der Vater erkennt Ihn. Als Er am Kreuze hing, bezeugten die Vorübergehenden, dass Er sich als den Sohn Gottes verstanden hat. „Wenn Du der Sohn Gottes bist, steige herab vom Kreuze. Er hat auf Gott vertraut, der soll ihn jetzt retten, wenn Er ihm die Treue hält. Er hat ja gesagt - Ich bin Gottes Sohn.“

Für das göttliche Wesen Jesus spricht auch das Zeugnis der Apostel. Es steht außer allen Zweifeln, dass die Apostel Christus als den Sohn Gottes erkannt, verehrt und verkündet haben. Der Evangelist Markus eröffnet sein Buch, das Zweite Evangelium, mit den Worten: „Anfang der Frohbotschaft Jesu Christi des Sohnes Gottes“. Als Jesus seine Jünger fragte, für wen die Menschen ihn halten, und als Er darauf verschiedene Antworten erhielt: Jeremias, Elias, irgendeiner der Propheten, da forschte Er weiter. „Ihr aber, ihr? Für wen haltet ihr mich?“ Da antwortete Petrus im Namen aller Apostel: „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Die Apostel sind in dem Zusammensein mit Jesus durch sein Selbstzeugnis, seine Reden, seine Wundertaten zur Erkenntnis seines Wesens gelangt. Die Auferstehung und die Himmelfahrt haben den Schlusspunkt gesetzt zu dieser Erkenntnis.

Die Kirche Christi, die wahre Kirche Christi, die einzige Kirche Christi, lässt und ließ auf die Lehre von der Gottheit Christi nie einen Schatten fallen. Sie lehrt uns im Glaubensbekenntnis zu beten: „Ich glaube an den einen Herrn Jesus Christus, Gottes einziggeborenen Sohn, aus dem Vater geboren vor aller Zeit, Gott von Gott, wahrer Gott vom wahren Gott, eines Wesens mit dem Vater.“ Damit ist alles gesagt. Das ist unser Bekenntnis. Aber - wie steht es heute damit? Müssen wir nicht auch heute fragen: Was haltet ihr von Christus, wessen Sohn ist Er? Denn dann werden wir feststellen, dass viele zu den alten Irrtümern zurückgekehrt sind. „Jesus ist ein Mensch und nichts als ein Mensch, so sagen sie.“ Ernest Renan, der französische Schriftsteller, nennt ihn: „un homme incomparable“ - ein unvergleichlicher Mensch, „un homme incomparable“.

Meine lieben Freunde! Im Protestantismus wird viel von Christus geredet, aber Er wird von vielen seiner Hoheit beraubt. Viele protestantische Theologen passen die Gestalt Jesu der modernen Zeit, wie sie sagen, an, d. h., sie stellen Ihn wie einen Liberalen des neunzehnten Jahrhunderts dar. Die Geschichte des Protestantismus ist die Geschichte der Zersetzung der christologischen Dogmen. Das muss in aller Klarheit gesagt werden. Die überlieferten Glaubenssätze über Jesus, wie sie die Konzilien von Nicäa und Chalzedon formuliert haben, werden aufgegeben. Die Leute, sagt man, wollen heute davon nichts mehr wissen. Ich nenne einige Namen, damit Sie nicht meinen, ich fuchtele mit der Stange im Nebel herum:

Albrecht Ritschl sieht in Jesus den Verkündiger der sittlichen Herrschaft Gottes und den Stifter des Reiches Gottes, d. h. einer Gemeinschaft von Menschen in gegenseitiger Liebe. Daß der Zweck dieses Wollens Jesu mit dem göttlichen Willen zusammenfällt, begründet nach Ritschl die religiöse Beurteilung Jesu als Gott. Das heißt, Jesus ist nicht Gott, aber Er wird Gott genannt. Die Aussage, dass Jesus Gott ist, ist nach Ritschl keine metaphysische, also keine Seinsaussage über die Natur Jesu, sondern ein Werturteil, was Er für uns ist. Ich frage: Ja, wie kann Er denn für uns etwas sein, wenn Er das nicht ist, was Er gesagt hat?

Sie kennen alle Albert Schweitzer. In Mainz ist eine Straße nach ihm benannt. Nach Albert Schweitzer ist Jesus nichts als ein Mensch und nur ein Mensch. Er ist ein eschatologischer Prophet. D. h.: Er hat die Endzeit ausgerufen. Eine solche Benennung ist unfähig, die religiöse Bedeutung Jesu zu begründen.

Johannes Weiß, ein anderer protestantischer Theologe, sagt: „Die Bedeutung Jesu liegt in der Vollkommenheit seiner Menschheit, nicht in seiner Lehre.“ Also hier wird Jesus gewissermaßen unter die Großen der Weltgeschichte eingereiht, wie Cäsar oder Augustus.

In der jüngsten Zeit wird von protestantischen Theologen, wie Rudolf Bultmann, die Auffassung vertreten, die Lehre von dem ewigen Sohn Gottes, der Mensch geworden ist, ist ein Mythos. Was ist ein Mythos? Ein Mythos ist ein Weltbild, das aus der Phantasie der Menschen geschaffen ist. Ein Erzeugnis des Volksgeistes ohne Anspruch auf Wirklichkeit und Wahrheit. Jedes Seinsurteil über Jesus wird abgelehnt. Die Christologie, also die Lehre von Christus, hat es nur mit der Bedeutsamkeit Jesu für den Menschen zu tun, mit der Existenzhilfe, die Er bedeutet. Ich frage: Wie kann Jesus eine Hilfe für meine Existenz sein, wenn Er nicht das ist, als was ihn der Glaube bekennt, nämlich der wahre Sohn Gottes? Jeder protestantische Theologe hat seine eigene Theologie, aber alle zusammen haben

keinen gemeinsamen Glauben. Es ist gewiß, dass die meisten protestantischen Theologen am Christentum festhalten wollen. Aber es ist ein Christentum ohne den menschengewordenen Gott, das ist ein Margarinechristentum!

Wir erklären ein für alle Mal: Wer von Jesus redet, ohne seine Gottheit und seine Gleichwesentlichkeit mit dem ewigen Vater zu bekennen, der hat um Jesus herumgeredet. Wenn Jesus Christus nicht der auf Erden erschienene Gott ist, dann sind seine Lehren und Weisungen nicht verbindlich. Sie gelten nicht mehr als die Aussprüche von Sokrates oder Seneca. Wenn Jesus ein bloßer Mensch ist, dann ist Er so hilflos wie alle anderen Menschen auch. Der Mensch Jesus kann uns nicht zu Hilfe kommen. Wenn Jesus ein bloßer Mensch ist, dann sind wir hilflos und verlassen wie alle die Menschen, die keine Hoffnung haben. Wenn Jesus Christus ein bloßer Mensch ist, dann hört das Christentum auf, die absolute und für alle maßgebende Religion zu sein.

Wir, die wir uns zur Gottheit Jesu bekennen, ziehen auch die Folgerungen aus seiner Gottheit, die schon die Apostel gezogen haben, nämlich nach dem wunderbaren Fischfang. Da kniete Petrus vor Jesus nieder und sprach: „Herr, geh hinweg von mir, ich bin ein sündiger Mensch.“ Wenn Jesus der wahre Gott ist, dann müssen wir dem Levi nachfolgen, dem Zöllner Levi. Er wurde von Jesus berufen zum Apostel und er folgte Ihm und wurde zu dem großen Apostel Matthäus, der das Erste Evangelium verfaßt hat. Wenn Jesus wahrer Gott ist, dann geht es uns wie Thomas, der im Abendmahlssaal am Weißen Sonntag vor Jesus niederkniete und betete: „Mein Herr und mein Gott.“ Wenn Jesus wahrer Gott ist, dann haben Seine Worte überzeitliche Geltung. Dann sind sie nicht an bestimmte Zeiten, Umstände, Lebensverhältnisse gebunden, sondern sie gelten immer und für ewig. Ganz anders der Protestantismus. Dort wandeln sich die Moralvorstellungen nach den Ansichten der Menschen.

In der Bibel steht: „Täuschet euch nicht. Weder Unzüchtige noch Ehebrecher noch die, die sich zur Knabenliebe hergeben oder sie üben, werden das Reich erhalten.“ Aber die evangelische Kirche in Deutschland, EKD genannt, setzt sich darüber hinweg. Ihr Sprecher, der Superintendent Helmut Kirchstein erklärt, „ihre gegenwärtige Einsicht in Gottes Wort und Willen gestatte homosexuelle Betätigung.“ Und jetzt geht es gegen uns: „Kirche der Freiheit sei das genaue Gegenteil einer Institution“, das sind wir, „die ihre festgeschriebenen Moralvorstellungen über Jahrtausende für unverändert hält.“ Unsere festgeschriebenen Moralvorstellungen stammen nicht von den Menschen, sie stammen von Gott und deswegen halten wir daran fest. Da sehen wir, was für Folgen es hat, wenn man die gottmenschliche Wirklichkeit Jesu aufgibt. Sein Wille wird unbeachtlich. Die von den Protestanten hochgepriesene Bibel wird beiseitegelassen, wenn sie Unbequemes lehrt.

An diesen Beispielen, meine lieben Freunde, sieht man, dass der Glaube an Jesus Christus untrennbar mit dem Glauben an die Kirche verknüpft ist. Es gibt kein Christentum ohne Kirche. Das Christentum ist als kirchliches Christentum entstanden, es kann nur als kirchliches Christentum fortbestehen. Der Geist bedarf der Form. Das Leben braucht die Institution. Die Kirche ist eine Notwendigkeit. Sie können den Wein nicht trinken, wenn er nicht aus einer Flasche kommt. Die Flasche ist nicht das Wesentliche, aber die Flasche enthält den Geist.

Nach einer Umfrage von Emnid erklären 83% der Männer und 87% der Frauen, Christsein sei ohne die Kirche möglich, Christsein sei ohne die Kirche möglich. Welche Verirrung! Woher beziehen wir das Christentum? Aus der Kirche! Woher kennen wir Jesus, den Sohn Gottes? Durch die Kirche! Wer sagt uns, wer Jesus ist? Die Kirche! Wir haben die Heilige Schrift, die Bibel. Ja, woher kommt sie denn, wer gibt sie uns denn? Die Kirche! Wer sagt denn, welche Bücher dazu gehören? Die Kirche! Wer erschließt uns denn die Bibel? Die Kirche im Katechismus! Wer bewahrt die Erinnerung an Jesus von Nazareth? Die Kirche! Wer erklärt uns sein Wesen? Die Kirche! Wer wehrt der Entstellung seines Wesens? Die Kirche! Das autoritative kirchliche Lehramt ist die sichere, ja die einzige Schutzwehr der Heiligen Schrift. Das Lehramt ist der zuverlässige Zeuge ihres apostolischen Ursprungs, der treue Hüter ihrer Integrität, der unfehlbare Ausleger ihres Inhaltes. Nur wer sich an die Kirche hält, bewahrt den Glauben in Reinheit und Fülle. Wer sich von der Kirche trennt, verliert den reinen und vollen Glauben, ein Gesetz, das sich in zweitausend Jahren erfüllt hat. Der Irrtum ist tausendfältig, die Wahrheit ist nur eine. Kirchlichkeit und Christlichkeit gehören zusammen. Die Kirche ist nicht nur der Hort der Wahrheit, sie ist auch der Schutz des christlichen Lebens. Religionssoziologen belehren uns: Kirchlichkeit steht im Verhältnis, im positiven Verhältnis zu christlicher Religiosität. Je stärker die

Anbindung an die Kirche, desto stärker die Religiosität, die Frömmigkeit, die Bejahung des christlichen Glaubens.

Meine lieben Freunde, wir haben das Fest der Erscheinung des Herrn gefeiert. In dieser Gemeinde waren wir es allein. Die Pfarrgemeinde hat keinen Gottesdienst gehalten zum Fest der Erscheinung des Herrn. Die Weisen sind gekommen, sie fielen vor dem Jesuskind nieder und huldigten Ihm. Sie brachten ihm Geschenke dar, Gold, Weihrauch und Myrrhe. Gold und Weihrauch sind göttliche und königliche Geschenke, Myrrheöl dient zur Salbung des Priesters. Wenn sie auch nicht beweisen, dass sie das Christuskind, dem sie huldigten, in vollem Sinne des Glaubens, wie wir ihn heute glauben, verehrt haben, so wurde doch durch sie dem Priesterkönig gehuldigt, dem Messias, daran ist kein Zweifel. Aber die gottmenschliche Wirklichkeit Jesu ist der Kirche, geleitet vom Heiligen Geist, im Laufe der Zeit immer mehr klar geworden. Die Ansätze dazu, die unveränderlichen Ansätze dazu sind in der Heiligen Schrift enthalten. Es ist gar kein Zweifel, dass im Neuen Testament Jesus als Gott bekannt wird.

In den festlichen Tagen der Weihnacht haben wir das Zeugnis des Hebräerbriefes gehört. „Zu vielen Malen und auf mancherlei Weise hat Gott früher zu den Vätern durch die Propheten gesprochen. Jetzt am Ende der Tage hat Er zu uns geredet durch seinen Sohn, den Er zum Erben des Alls bestimmt hat, durch den Er auch die Weltzeiten geschaffen hat. Er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Gepräge seines Wesens.“ Hier wurde mit den damals zur Verfügung stehenden Begriffen die Herrlichkeit Jesu ausgesprochen, der Abglanz seiner Herrlichkeit, das Gepräge seines Wesens. Die Kirche hat dann diese Bilder und Ausdrücke der Heiligen Schrift in Begriffe umgesetzt, in zutreffende Begriffe, in Begriffe, die sie aus der griechischen Philosophie, daran ist kein Zweifel, entnommen hat, aber Begriffe, die das Wesen Jesu treffen.

Das Konzil von Nicäa entschied am 19. Juni 325: Jesus, der Sohn Gottes, ist aus dem Wesen des Vaters. Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, wesensgleich dem Vater, darauf kommt es an: wesensgleich dem Vater. Und das Konzil von Chalcedon entschied am 25. Oktober 451: Wir lehren und bekennen den einen und denselben Christus in zwei Naturen, unvermischt und unverwandelt, ungetrennt und ungesondert. Beide Naturen vereinigen sich in einer Person und einer Hypostase. Die Erkenntnisse und Entscheidungen der beiden Konzilien sind nicht zeitbedingte Erklärungen oder beliebige Erklärungsversuche, sondern gottgeleitete Wahrheiten, die immer gültig sind und gültig bleiben. Die Kirche des vierten- und fünften Jahrhunderts wurde geführt und belehrt durch den Heiligen Geist, der ihr von Christus zugesagt worden war. In demselben Geist bekennt die Kirche von heute die Wahrheiten der Frühzeit.

Meine lieben Freunde! Wenn wir heute gefragt werden, „was haltet ihr von Christus?“, dann wollen wir, wenigsten wir, antworten mit der Kirche der Vorzeit: Christus ist der wahre Sohn Gottes, nicht durch Adoption, sondern Kraft seines Wesens. An diesem Bekenntnis halten wir fest. Davon lassen wir uns nicht abbringen, denn wir wissen: wenn wir dieses Bekenntnis aufgeben, dann geben wir Christus auf!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gottes Wille über die Ehe

15.01.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Als ich vor sechzig Jahren den priesterlichen Dienst begann, hatten wir am 2. Sonntag nach Erscheinung des Herrn immer die Belehrung der Bischöfe über das Ehesakrament zu verlesen. Darin waren die wesentlichen Daten über Natur, Ansprüche und Forderungen der kirchlichen, der sakramentalen Ehe enthalten. Seit dem Konzil ist diese Belehrung weggefallen. Ob das zur Förderung des Ehesakramentes beigetragen hat? Sie alle wissen, dass ein eindeutiger Schwund des Eheverständnisses bei weitesten Kreisen unserer Bevölkerung festzustellen ist. Die Menschen wissen nicht mehr, dass Ehe etwas Heiliges, ja eines der sieben Sakramente ist. Wir wollen uns deswegen heute drei grundlegende Wahrheiten über das Ehesakrament vor Augen stellen:

1. Ohne Gott kommt eine Ehe nicht zustande.
2. Ohne Gott wird eine Ehe nicht geführt.
3. Ohne Gott wird eine Ehe nicht aufgelöst.

Der erste Satz lautet: Ohne Gott kommt eine Ehe nicht zustande.

Ein Herr, der geschieden war und sich wieder verheiraten wollte, sagte zu einem Priester: „Wir spenden uns ja das Sakrament selber, da kann mir die Kirche gar nicht rein reden.“ Meine lieben Freunde, dass sich die Eheleute, dass sich die Brautleute das Sakrament selber spenden, ist nur die halbe Wahrheit; denn alle Sakramente haben einen ersten Spender, einen Hauptspender und das ist Jesus Christus. Nur Er ist imstande, mit der Ehwillenserklärung der Gatten Gnade zu verbinden. Die Brautleute tun mit, ganz gewiß. Sie tun unerlässlich mit, aber der erste Spender, der Hauptspender bleibt Christus. Die Brautleute leisten Ihm einen menschlichen Dienst. Durch ihr Ja-Wort kommt ihre Ehe zustande. Aber die Gnade des Ehesakramentes wird von Gott gegeben, das Eheband, das da geknüpft wird, das wird von Gott hergestellt. Außerdem steht der Christ ja nie allein. Er tut alles, was er tut, als Glied der Kirche. Und deswegen ist auch die Kirche an der Eheschließung beteiligt. Alle Sakramente sind Eigentum der Kirche. Und die Kirche stellt die Eheschließung fest, ob also Menschen geeignet sind, eine Ehe zu schließen. Sie stellt eine bestimmte Eheschließungsform auf.

Die katholischen Christen schließen ihre Ehe vor dem Pfarrer. Und normalerweise kommt eine Ehe nur auf diese Weise zustande. In Deutschland haben wir seit dem Kulturkampf - 1871 bis 1878 - die Zwangszivilehe, d. h. wer vor dem Staat als verheiratet gelten will, muss sich vor dem Standesamt stellen und dort seine Ehwillenserklärung abgeben. Die standesamtliche Eheschließung ist eine Eheschließung ohne Gott. Sie ist vor dem Gewissen unverbindlich. Die standesamtliche Eheschließung begründet ein bürgerliches Verhältnis, aber nicht eine christliche Ehe. Ein Katholik, der vom Standesamt kommt, ist nicht gültig verheiratet. Seine Eheschließung findet statt in der Kirche, vor dem Pfarrer und zwei Zeugen. Diese klare Lösung ist nach dem Konzil verunklart worden. Wodurch? Es gibt heute die Möglichkeit, dass, wenn ein Katholik einen Protestanten heiratet, er von der Verpflichtung, die Ehe vor dem katholischen Priester einzugehen, befreit wird. Es gibt tatsächlich, Gott sei es geklagt, die Möglichkeit der Dispens. Und wo schließen die beiden dann ihre Ehe? Auf dem Standesamt. Tatsächlich auf dem Standesamt! Nicht in der evangelischen Kirche: Denn in der evangelischen Kirche werden keine Ehen geschlossen. In der evangelischen Kirche wird über die auf dem Standesamt geschlossene Ehe ein Segen gesprochen. Das verstehen viele nicht. Sie begreifen nicht, dass nach dem Verständnis der evangelischen Kirche in ihren Gotteshäusern keine Eheschließung stattfindet. Protestanten schließen ihre Ehe auf dem Standesamt. Und der Katholik, der mit einem Protestanten nach

Dispens von der Eheschließungsform sich verheiratet, der muss ebenfalls auf dem Standesamt seinen Ehemillen erklären.

In den letzten Jahren und Jahrzehnten ist nicht nur die standesamtliche Verbindung, sondern auch die sakramentale Ehe in Mißkredit geraten. Viele Paare verzichten sowohl auf die sakramentale Ehe als auch auf den standesamtlichen Akt. Wesen und Rang der Ehe sind ihnen verloren gegangen. Wer keinen Glauben hat, bei dem ist das verständlich. Wer keinen Glauben hat, für den ist der Trauschein entbehrlich. Wer keinen Glauben hat, der verzichtet sowohl auf den Akt im Standesamt als auch im Gottesdienst der Kirche. Das ist konsequent. Die Krise der Eheauffassung ist eine Krise des Glaubens an den Wert, an die Hoheit, an die Sakramentalität der Ehe. Ohne Gott kommt keine Ehe zustande. Das war der erste Satz.

Der zweite: Ohne Gott wird eine Ehe nicht geführt.

Nach katholischer Lehre ist die sakramentale Ehe ein Abbild der Verbindung Jesu mit der Kirche. Christus ist der Bräutigam und die Kirche seine Braut. Und von diesem Bräutigam fließt Gnade um Gnade auf die Braut über. Die Kirche lebt von der Gnadenschenkung Christi. Und so lebt auch jedes Sakrament von dieser Gnadenschenkung Christi, im besonderen das Ehesakrament. Das Urbild der Ehe ist das Verhältnis Christi zu seiner Kirche. Das besagt im einzelnen folgendes: Die Ehe, das Ehesakrament, bewirkt die Vermehrung der heiligmachenden Gnade. Sie heiligt die Ehegatten und gibt ihnen übernatürliche Kraft zur Erfüllung ihrer Standespflichten. Das Ehesakrament verleiht ihnen weiter das Anrecht auf aktuelle Gnaden, auf helfende Gnaden, damit sie ihre Standespflichten erfüllen können. Heiligmachende Gnade, helfende Gnaden spenden, das ist die Wirksamkeit des Ehesakramentes. Die Ehe wird geführt in der Kraft Christi.

Man hat mit Recht gesagt, die Ehe ist ein Dreibund, weil Christus zu den Gatten hinzutritt. Die Gatten werden durch das Ehesakrament einander Gnadenmittler, und zwar durch das ganze Eheleben hindurch. Die Ehe ist ein Dauersakrament. Also nicht ein vorübergehendes, wie die Taufe. Wenn die Taufe geschehen ist, dann ist sie beendet. Nein, das Ehesakrament ist, wie die Eucharistie, ein bleibendes Sakrament, sie hat Dauer. Während der ganzen Dauer des Ehelebens vermag dieses Sakrament Ansporn und Kraft zu vermitteln. Die Ehe wird nur geführt mit Gott; ohne Gott wird eine Ehe nicht geführt. Und das besagt, weil Gott die personale Liebe ist, dass die Ehe eine Angelegenheit der Liebe ist und sein soll.

O Liebe -, meine Freunde, das am meisten geschändete Wort in allen Sprachen. Die Liebe, von der wir in der Lehre der Kirche sprechen, ist eine dreifache: die begehrende, die schenkende und die dienende Liebe. Die begehrende Liebe, die den anderen besitzen will, die schenkende Liebe, die sich selbst dem anderen überantworten will, und die dienende Liebe, die dem anderen beistehen will, die höchste Liebe ist die dienende. Sie muss die schenkende Liebe durchdringen und sie muss die begehrende Liebe zügeln.

Von der österreichischen Kaiserin Maria Theresia, die sechzehn Kinder geboren hat, sechzehn Kinder, stammt das schöne Wort: „Alles Glück der Ehe besteht im gegenseitigen Vertrauen und Entgegenkommen! Die törichte Liebe vergeht bald, aber man muss einander achten und dienen.“

Wahre Liebe ist nicht zu begrenzen. Wahre Liebe will Dauer. Was Lothar Matthäus macht, wenn er jetzt vier Ehen hinter sich gebracht hat, was ist das für eine Liebe, was ist das für eine Ehe? Wahre Liebe will Dauer, kennt kein Ende, setzt keine Frist. Wahre Liebe fordert Treue bis zum Tode. Ehegatten müssen einander treu sein, weil der treue Gott sie zusammen gegeben hat und ihnen mit seiner Treue beisteht: Er fordert Treue im Handeln, Treue aber auch im Denken und im Wollen. Als der große russische Schriftsteller Dostojewski zum Sterben kam, da sagte er zu seiner Frau „Vergiss nie Anja, dass ich dich immer geliebt und auch nicht in Gedanken betrogen habe!“

Wahre Liebe bildet auch die Tugenden aus, ohne die eine Ehe, eine glückliche Ehe, nicht bestehen kann. Ich will nicht alle Tugenden, die notwendig sind, hier aufzählen, sondern ich will mich auf zwei beschränken, nämlich auf die Tugend, sich zusammenzunehmen, und auf die Tugend, etwas hinzunehmen. Sich zusammennemen, d.h. sich beherrschen, d.h. sich beschränken, d.h. sich zurückhalten, sich mäßigen, sich bezähmen, sich selbst besiegen und sich selbst enthalten. Sich zusammennemen heißt, die Ehe darf nicht der Ort sein, wo man sich entspannt. Jeder muss vor dem anderen Form

behalten. Gerade in der Ehe darf man sich nicht gehen lassen. Sich zusammennemen heißt auch, nicht schelten und toben, nicht anschnauzen und zanken, aber auch nicht verstummen, so dass man mit dem anderen nicht mehr spricht. Etwas hinnehmen bedeutet, die Schwächen, die Mängel, die Fehler des anderen ertragen. Nachsichtig sein, übersehen: Geduld haben, erdulden, jawohl, das ist notwendig: dulden. „Ja, wenn der andere schon nicht duldet“, so hat man mir manchmal schon gesagt, „dann muss ich eben dulden.“ Vergeben und Verzeihen, versöhnlich sein, nicht vergelten, sich nicht rächen wollen. Alle diese Tugenden sind notwendig für eine gute Ehe. Ohne Gott wird eine Ehe nicht geführt.

Die dritte Wahrheit lautet: Ohne Gott wird eine Ehe nicht aufgelöst.

Aus dem Ehemillen der Gatten, aus dem sakramentalen Ehevertrag entsteht ein Band, das Eheband. Es entsteht ein Bund: der Ehebund. Dieses Band und dieser Bund binden die Gatten. Sie binden sie zusammen lebenslänglich, zu ungeteilter Lebensgemeinschaft. Die Ehe ist unauflöslich, weil sie ein Abbild der Verbindung Christi mit der Kirche ist. Kirche und Christus gehören immer zusammen, können niemals getrennt werden, und deswegen muss auch die Ehe unauflöslich sein. Die auflösliche Ehe wäre nicht mehr ein Abbild der Verbindung der Kirche mit Jesus Christus, sondern ein Zerrbild. Die Ehe ist kein Privatvertrag, wie man eine Ferienwohnung mietet und wieder kündigt. Gott hat den Vertrag am Altare unterzeichnet, und er nimmt seine Unterschrift nicht zurück. Es kann in manchen Fällen so sein, dass nach genauer Untersuchung festgestellt wird, eine Ehe ist nicht gültig zustande gekommen. Es hat entweder der Ehemille gefehlt oder die Ehefähigkeit oder die Eheschließungsform. Wenn eines dieser drei Elemente gefehlt hat, dann ist die Ehe von Anfang an ungültig, und dann kann und dann soll die Kirche erklären: Diese Ehe ist nichtig. Das ist keine Aufhebung dieser Ehe, sondern das ist die Feststellung einer von Anfang an bestehenden Ungültigkeit der Ehe.

Die Dinge dürfen nicht verwechselt werden. Sie werden manchmal polemisch verwechselt, um unserer Kirche etwas anzuhängen. Erklärung der Nichtigkeit und Trennung des Ehebandes sind total verschiedene Dinge.

Die anderen Religionen haben die Unauflöslichkeit der Ehe preisgegeben, leider auch unsere evangelischen Brüder. Als Luther sich von der Kirche trennte, da trennte er sich auch vom göttlichen Gebot der Unauflöslichkeit der Ehe. In einer zeitgenössischen Zuschrift hieß es damals: In Nürnberg, das damals protestantisch geworden war, in Nürnberg stoßen jetzt die Männer ihre Ehefrauen fort. Damit hat sich Luther den Beifall vieler Männer, die sich von ihren Frauen lösen wollten, erworben. Sie traten seiner Gemeinschaft bei, und jetzt konnten sie sich ihrer Frauen entledigen. Daraus erklärt sich teilweise der Erfolg dieser Bewegung. Daraus erklärt sich auch die bleibende Anziehung des Protestantismus. Im Protestantismus kann man sich scheiden lassen und wieder heiraten: ein-, zwei-, drei-, viermal, soviel, wie man will. Wenn katholische Christen sich scheiden lassen wollen, treten sie zum Protestantismus über.

Sie kennen alle Johann Strauss, den Walzerkönig von Wien. Johann Strauss ließ sich von seiner Frau scheiden. Er wollte wieder heiraten. Aber damals konnte man in Österreich als geschiedener Katholik keine neue Ehe eingehen. Was tat Strauss? Er fuhr in das protestantische Coburg. In Coburg trat er zum Protestantismus über und heiratete eine evangelisch getaufte Jüdin. Das sind die Ehen von Johann Strauss.

Ein anderes Beispiel ist der polnische Staatspräsident Pilsudski. Er war ein Zeitgenosse von Hitler. Als Pilsudski gestorben war, hat Hitler meines Wissens zum ersten und einzigen Male eine katholische Kirche besucht, nämlich das Requiem für Pilsudski in der Hedwigskirche in Berlin. Aber ich will etwas anderes erklären. Pilsudski wollte sich nach Scheidung wieder verheiraten. Er trat zum Protestantismus über, ließ sich scheiden und heiratete von neuem. Niemand verkennt, dass der Wille Gottes über der Ehe, der unauflöslichen Ehe auch zu Härten führen kann. Niemand leugnet das, aber es ist das kein größeres Unglück als auch andere Unglücke, etwa Krankheit und Not, und man muss auch an den verlassenen Partner denken, dem Unrecht geschieht. Was tut die verlassene Frau des Bundespräsidenten Wulff?

Der Staat nimmt in Anspruch, seine bürgerliche Ehe zu trennen. Was er da tut mit seiner Scheidung, das ist im göttlichen, im kirchlichen Bereich ungültig. Eine bürgerliche Scheidung vermag keine

Ehe, keine sakramentale Ehe aufzulösen. Wir hatten im Jahre 2010 in Deutschland 187.000 Scheidungen, in einem Jahr, 187.000 Scheidungen. 39% aller Ehen werden geschieden. Und was ist die Lösung? Da wird uns empfohlen, die Kirche soll ihre Ehegesetze ändern. Sie kann sie nicht ändern, weil Christus sie nicht ändert.

Ich habe hier, meine lieben Freunde, eine Notiz. Sie stammt von Dr. Karl Sonnenschein, dem großen Apostel von Berlin. Sonnenschein war ein begnadeter Seelsorger, der aber ganz und klar auf dem Boden der kirchlichen Lehre stand. Ich möchte Ihnen diese Notiz vorlesen. Gestern rief sein Freund an, ob ich heute zu sprechen bin? „Soll ich zu Ihnen ins Hotel kommen?“ Nach der Predigt fahre ich hin. Ein Zimmer im Hotel zwischen Zweihundert und Dreihundert. Nun sitzen wir uns gegenüber. Ein Fünziger, leicht meliert, sonst frisch. In Berlin hat er alle Monate ein paar Tage zu tun. Ein erfolgreicher Kaufmann. Wir sprechen zunächst von leichten Dingen, dann kommen wir zum Thema. „Wir sind beide Katholiken, meine Frau und ich. Wir sind kirchlich getraut. Unser Kind ist jetzt zwölf Jahre alt. Nun geht es nicht mehr. Erst erfuhr ich's, dann gestand sie: Drei Jahre ein Verhältnis mit einem Herrn, der mit uns verkehrt, hinter meinem Rücken, der mit mir zur Jagd geht. Wir rechneten ab. Wir machten Frieden. Wir schlossen die Akten über diese drei Jahre. Sie versprach's heilig. Nun habe ich mich sieben Monate gequält, aber es geht nicht. Nein, es geht wirklich nicht. Es gibt Gefühle, die man nicht kommandieren kann. Wir müssen auseinander. Die Verwandten haben das schon lange gesagt: „Lass sie ihn doch heiraten.“ Das will sie nun auch. Bei uns in Österreich ist das für Katholiken unmöglich. So wird sie Protestantin, er Protestant. Was soll ich tun?“

Lassen Sie mich zuerst ein Doppeltes sagen:

1. Sie wollen nicht mein Urteil, sondern das Urteil der Kirche. Alles Persönliche scheidet aus. Sie wollen nicht, dass ich biege. Sie sind Katholik und kennen Dogma und Ethik. Die Kirche bleibt sich treu. Sie sieht, wie ihr Herr und Meister, nicht auf die Person. Was dem Commerzienrat billig ist, ist seinem Chauffeur recht. Es gibt nur ein Gesetz und keine Ausnahme für die Reichen, für die Gebildeten, für die Ästheten.

2. Lassen Sie mich ausdrücklich und mit innerer Bewegung sagen, dass es mir schwer fällt, ein Gesetz zu predigen, das den anderen belastet und mir selbst vielleicht erspart bleibt. Sagen Sie dem Prediger nicht, er habe leicht reden. Das Gesetz wird darum nicht falsch, weil es den, der es auf Anruf verkündet, mit seiner Schwere nicht trifft. Wir sind alle ganz kleine und ganz schwache Menschen. Niemand von uns ist sicher, das große Opfer, wenn es von uns verlangt wird, zu tragen. Aber auch diese Erwägung scheidet aus. Gesetz bleibt Gesetz. Sind Sie beide religiös, wirklich religiös? Ihre Frau, sagen Sie, ist nie eine ernste, bewußte, opferbereite Katholikin gewesen, sonst müsste dieser Konflikt von beiden Seiten überwunden werden können. Ich weiß, dass es Wiedergeburt gibt. In der Taukraft des Christentums werden die Dinge innerlich überwunden. Eine Volksmission, eine Generalbeichte, eine Osterkommunion. Zwei Menschen nebeneinander, wie einst auf den roten Kissen des Hochzeitstages vor dem Tabernakel. Zwei Christen, die sich verzeihen, die ihre Pflicht wieder finden; das ist Auferstehung. Christliche Ehen sind heilbar. Sie hängen an Ihrem Kinde. Nun geht es Tag für Tag in den behüteten Unterricht bei den Schwestern. Die Auflösung Ihrer Ehe zerhagelt die Seelenreinheit dieses Kindes. Kinder sind immer bis zum Letzten logisch. Sie verlangen die Verwirklichung des Gesetzes, auch bei den Eltern. Was wollen Sie diesem Kinde sagen? Um dieses Kindes willen muss Heroisches geschehen, müssen die beiden Eltern Christen werden und christliches Gesetz halten. Versagt Ihre Frau, treibt sie im Kielwasser ihrer unbeherrschten Leidenschaften den falschen Weg, dann fassen Sie das Steuer umso fester und halten den rechten.

Sie sagen, dass Sie selbst ein überzeugter Katholik sind. Aber Sie finden, dass unsere Religion in diesem Punkte Unmögliches verlangt. Sie finden, dass sie sich dieser Zeit anpassen müsse. Eheliche Treuepflicht ist eine fundamentale. Sie verlangen mit Recht die absolute Gleichheit für beide. Wenn Sie die Treue halten, dürfe die Frau sie nicht brechen. Aber Christentum verlangt ganze Konsequenz, die nicht erst mit der Ehe beginnt. Liegen auf der Schale Ihres Lebens nicht vielleicht doch Gegengewichte, die uns das Gebot geben, nicht in formalen Unterscheidungen hängen zu bleiben? Gerechtigkeit verlangt, dass nicht nur die moderne Frau, auch der moderne Mann ‚mea culpa‘ sagt.

Im übrigen hindert Sie die Kirche nicht, wenn alte Gemeinschaft unmöglich wird, wirklich unmöglich, getrennt zu leben. Sie schlägt nur die Fensterläden zu, die auf eine neue Ehe ausschauen. Das

mag hart sein, Sie sagen - brutal. Haben Sie daran gedacht, dass in diesen Dingen nur Härte, wenn Sie wollen, nur Brutalität klare Bahn schafft? Die Tragik Ihres Schicksals ist Eisenklammer, die eine ganze Welt hält. Am Schicksal eines Dutzend dieser tragischen Ehen, erhärtet sich die Stabilität von Millionen. Wir sehen immer nur das Sichtbare, nur die Katastrophe, nie die Verhütung.

Der Gedanke, dass feierlich gelobte Lebensgemeinschaft untrennbar ist, dass nur der kalte Tod sie löst, ist für Millionen von Ehen absolute Sicherheit, Überspannung jeder Kluft, granitne Unzerreißbarkeit. Wortlos fügt sich millionenfach Hand in Hand. Ich sagte Ihnen schon, solcher Zwang kann ethisch sein, er ist es in religiöser Atmosphäre. Dort gibt es innere Erneuerung. An uns ist es, äußere Form mit innerer Kraft zu verbinden. Sie fragen mich, ob Ihre sittliche Kraft in Ihrem Alter dazu reicht? Schauen wir statt auf uns auf die anderen: die Lungenkranken, denen keine Ehe gegönnt ist; die Frühwitwen, denen wirtschaftliche Not jedes neue Heim zerschlägt; die Andersveranlagten, die ein Leben lang ihre Not tragen müssen. Was sollen wir ihnen sagen? Es gibt nur eine Antwort: Opfer! Ohne Opfer hat es nie ganze Kultur gegeben, noch weniger ganzes Christentum. Sein Geheimnis beginnt hier, seine Kraft. Lassen Sie uns beginnen, Christen zu sein.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Alltag entscheidet

22.01.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Weihnachten ist vorüber. Die Krippen werden allmählich abgebaut. Die Bäume sind schon längst hinausgeschafft. Der Alltag ist wieder eingezogen. Im Lektionar der Heiligen Messe vernehmen wir auch den Fortschritt, nämlich von der Kindheitsgeschichte Jesu zu dem Aufruf des Mannes Jesus, der herangewachsen ist und der seine Wunder wirkt, wie wir soeben im Evangelium gehört haben. Jetzt wirkt Er in der Öffentlichkeit, aber vorher war Er dreißig Jahre lang verborgen. Jesus war, als Er öffentlich zu reden anfang, etwa dreißig Jahre alt, meldet der Evangelist Lukas. Ja, was hat Er denn die dreißig Jahre gemacht, bevor Er öffentlich auftrat? Die Evangelisten wissen darüber nichts zu sagen außer: Er war seinen Eltern untertan, mehr nicht.

Wenn ich die Apokryphen, also die unechten Schriften heranziehe, dann sehe ich: Sie wissen noch mehr über das verborgene Leben Jesu, aber das ist nicht beglaubigt, das hat die Kirche nicht anerkannt, das hält sie nicht für echt. Die echten Evangelien wissen über die dreißig Jahre nichts nach außen Hervortretendes, nichts Außerordentliches, nichts Auffallendes, nichts Glänzendes zu berichten und deswegen schweigen sie. Sie schweigen über diese dreißig Jahre. Gerade diese Kargheit, diese Nüchternheit, ist ein Zeugnis für die Wahrhaftigkeit der Evangelisten. Sie erfinden nichts. Sie bedecken das verborgene Leben Jesu mit Schweigen.

Gott ist ein Mensch geworden. Das ist unser Glaube. Aber nicht oben, wo Glanz, Reichtum, Berühmtheit weilen, sondern unten, wo die Menschen in der Verborgenheit schaffen, darben und leiden. Wenn Sie die Monteure sehen, die ins Haus kommen im blauen Arbeitsanzug, so muss man sich Jesus und seinen Pflegevater vorstellen. Dreißig Jahre lang haben sie gearbeitet, mit ihren Händen gearbeitet. Die Heilige Schrift nennt Josef und seinen Pflegesohn Tekton. Das Wort Tekton, ein griechisches Wort, bedeutet soviel wie Zimmermann, Bauhandwerker. „Ist das nicht der Zimmermann?“, so heißt es im Markusevangelium. „Ist das nicht des Zimmermanns Sohn?“, im Matthäusevangelium.

Jesus, der Sohn Gottes, trat in die Welt nicht als Schriftgelehrter, nicht als Intellektueller, nicht als Rhetor, nicht als Jurist. Er war ein Handwerker. Ich glaube, dass uns damit eine Lehre erteilt wird, eine gewichtige Lehre, nämlich auf der Waage Gottes haben alle Berufe, alle ehrlichen Berufe, gleiches Gewicht. Alle sind notwendig, alle dienen dem Gemeinwohl, alle huldigen dem Vater im Himmel. Und so versteht man, dass der Apostel Paulus die Korinther mahnt, jeder solle in dem Berufe bleiben, in dem er steht. Leichtfertiger Berufswechsel und unbegründetes Aufgeben der Berufstätigkeit ist offenbar nicht im Sinne des Apostels Paulus. „Jeder bleibe in dem Berufe, zu dem er berufen ist“, schreibt er. Und an die Thessalonicher richtet er die Mahnung: „Setzt eure Ehre daran, ein ruhiges Leben zu führen, eure Obliegenheiten zu erfüllen und eurer Hände Arbeit zu leisten.“ Der auf Erden erschienene Logos war ein Handwerker.

Und doch blieb Er der wesensgleiche Sohn Gottes. Welche Hoheit, welche Erhabenheit, welche Weisheiten, welche Machtfülle. In Ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit. So rufen wir den Heiland an in der Herz-Jesu-Litanei: „In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit.“ Und doch fragen wir: Er ist der Allmächtige, warum diese Schwäche? Er ist der Reiche, der unendlich Reiche, warum diese Armut? Er ist das Wort Gottes, warum dieses jahrzehntelange Schweigen? Das ist offenbar Absicht. Das hat einen Sinn. Das gehört zur erlöserischen Wirksamkeit Jesu. Warum wollte Er dreißig Jahre in Verborgenheit leben? Wollte Er den schaffenden und darbenden Massen aller Jahrhunderte einen Trost geben, indem Er den größten Teil seines Erdenlebens einfach wortlos in den Frondienst sich einreihete? Wir dürfen es glauben. Wollte Er dem unbändigen Drang der Menschen nach Ehre und Anerken-

nung entgegentreten, der sich ja gerade in unseren Zeiten so hemmungslos austobt? Gewiß lag auch das in seiner Absicht. Das gesamte Leben Jesu, meine lieben Freunde, besitzt erlöserische Kraft.

Nicht nur seine Predigten, nicht nur sein Heilen, nicht nur seine Siege über den Satan, auch nicht nur sein Leiden und Sterben, nein - das gesamte Leben, auch sein verborgenes Leben, besitzt erlöserische Kraft. Auch durch sein Wirken als Handwerker hat uns Jesus erlöst. Das verborgene Leben Jesu war ein Teil seiner erlöserischen Wirksamkeit. Ich meine, Er wollte uns damit eine Theologie des Alltags lehren. Eine Theologie des Alltags. Er wollte damit den Alltag heiligen. Er hat ihn geheiligt. 1. Durch seinen Gehorsam. Gehorsam bedeutet, sich einem Müssen in freier Tat unterwerfen. Diesen Gehorsam hat Jesus geleistet. Ohne Gehorsam geht es nicht, meine Freunde. In der Familie, an der Arbeitsstätte, im Gemeinwesen. Es muss ein Befehlen und ein Gehorchen geben. Und das ist eben nach meiner Überzeugung der große Zusammenbruch in unserer Kirche, dass das System von Befehl und Gehorsam nicht mehr funktioniert. Es fängt an bei den aufmüpfigen Bischöfen, setzt sich fort über die Priester und endet beim Volk. Einordnung und Unterordnung sind notwendig auf dieser Erde, und der Herr hat es uns vorgelebt. Er hat uns ein Beispiel des Gehorsams hinterlassen.

2. Er hat den Alltag geheiligt durch seine Arbeit. Arbeit ist Gottes Auftrag. Viele stellen sich den Anfang der Menschheit im Garten Eden, im Paradiese als ein Schlaraffenland vor, wo die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. O nein, meine lieben Freunde. Wie heißt es in im ersten Buch der Heiligen Schrift? „Gott setzte den Menschen in den Garten Eden, damit er ihn bebaue und pflege.“ Er hat ihm also das Gebot der Arbeit schon am Anfang gegeben. So wollte und sollte auch der Gottessohn sich müde arbeiten und dadurch den Alltag heiligen. Aus seinem Beispiel können wir lernen, wie wir die Arbeit ansehen sollen. Arbeit ist ein Teil der Lebensaufgabe, die Gott uns stellt.

Meine lieben Freunde, ich habe es immer als ein Glück empfunden, arbeiten zu dürfen, das Tagewerk verrichten zu können. Die Arbeit ist eine göttliche Bestimmung, eine Bestimmung, die uns glücklich macht, glücklich machen soll. Denken wir an die Arbeitslosen, an die Behinderten, an die Bettlägerigen, sie möchten gern tätig sein und sie dürfen es nicht, sie können es nicht. Auf der Arbeit ruht ein Segen. Der Mensch, der arbeitet, ist niemals ganz unglücklich.

Die Weissagungen der Heiligen Schrift sind eindeutig. „Wir gebieten euch nachdrücklich in Jesus Christus“, schreibt der Apostel Paulus, „Ihr sollt in ruhiger Arbeit euer Brot verdienen. Setzt eure Ehre darein, ein ruhiges Leben zu führen, eure eigenen Angelegenheiten zu besorgen und mit euren Händen Arbeit zu tun.“ Und dann kommt das schlimme Wort: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!“ Jawohl, das steht im 2. Thessalonicher Brief „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!“ Gemeint ist natürlich, wer nicht arbeiten will.

Die festlichen Stunden in unserem Leben sind selten. Die meisten Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre sind Werktage. Und man sollte sich nicht der Täuschung hingeben, dass man immer auf besondere Gelegenheiten wartet, wo man sich dann bewähren möchte. Hier und jetzt, heute und da, da ist die Stätte unserer Bewährung. Diese gewöhnlichen Stunden, der graue Alltag, sie machen unser Leben aus. Wer seinen Alltag versäumt, versäumt das Leben. Das tägliche Aufstehen, Mühen und Werken, das tägliche Beten, Überwinden und Sich-Zusammennehmen, das ist es, was auf Gottes Waage wiegt. Und Gutes tun, den Menschen helfen, sie anhören - mit ihren Leiden mitleiden. Vom Kaiser Titus, einem Heiden, wird berichtet, dass er am Abend, wenn er einen Tag ohne Gutestun verbracht hatte, sagte: „diem perdidit, den Tag habe ich verloren!“ „diem perdidit, den Tag habe ich verloren!“

Nichts ist dem Menschen notwendiger als eine feste Lebensordnung. Ein bestimmter Plan, nach dem wir unser tägliches Leben einrichten. Alles muss seine rechte Stelle, seine rechte Zeit, seinen rechten Ort haben. Gebet und Gottesdienst, Arbeit und Erholung, Aufstehen und Schlafengehen. Wenn einem Menschen die äußere Ordnung fehlt, dann gewöhnlich auch die innere; ohne äußere Ordnung geht die innere Ordnung leicht verloren. Wenn alles vom Zufall, von der Stimmung, von der Laune, von äußeren Einflüssen abhängt, kommt ein geordnetes Tagewerk nicht zustande. Es ist die Erfüllung der täglichen Pflicht, meine lieben Freunde, worauf es in unserem Leben ankommt. Pflicht ist die verbindliche Aufgabe, gegenüber der wir verantwortlich sind. In der Familie, im Beruf, im Gemeinwesen, gegenüber Gott. Pflicht ist der Dienst vor Gott und gegenüber den Menschen.

Sie haben vielleicht gehört, dass in diesen Tagen der dreihundertste Geburtstag des Königs von Preußen, Friedrichs II., gefeiert wird; 1712 wurde er geboren. Er war kein idealer Herrscher. Aber in einem war er vorbildlich, in der Pflichterfüllung! Von ihm stammt das Wort, das er auch gelebt hat: „Ich bin der erste Diener meines Staates.“

Pflicht, das ist die Forderung des Tages, und sie gilt es zu erfüllen. „Das ist meine Pflicht“, das ist das erhabenste Wort des Gewissens. Nicht „das ist mein Interesse, das ist mein Spaß, sondern das ist meine Pflicht!“ „Mag eine Person Wunder wirken im Bereich der Religion, wenn sie ihre Pflichten im Alltag versäumt, ist sie schlechter als wenn sie ungläubig wäre“, sagt der heilige Franz von Sales. Und die kirchlichen Amtsträger nimmt der heilige Paulus her im 1. Brief an Timotheus: „Wenn einer seinem eigenen Haus nicht vorzustehen weiß, wie soll er für die Gemeinde Gottes sorgen können?“ Wer nicht zuerst gelernt hat, sein eigenes Leben in Ordnung zu halten, der kann anderen nicht vorstehen!

Die Pflicht wird groß und heilig, meine lieben Freunde, wenn sie eine liebe Pflicht ist, wenn sie also in Liebe erfüllt wird. Und das ist es, was wir vom Herrn lernen können. Er hat seine Pflichten, die Pflichten seines verborgenen Lebens und seines öffentlichen Lebens in Liebe zum Vater erfüllt. Von Gott her bemisst sich jede Größe. Und je mehr wir uns Gott weihen, umso erhabener wird unser Leben. In dem verborgenen Leben Jesu hat sich die Botschaft der Weihnacht erfüllt, nämlich es ward Gott die Ehre und es ward den Menschen der Frieden.

Der Handwerker Jesus lehrt uns, wie wir unser Tagewerk vollbringen müssen: in Ergebenheit gegenüber dem Willen Gottes und zum Nutzen unserer Mitmenschen. Dann sind wir die neuen Menschen, die das Evangelium zu sein uns befiehlt. Die Heiligkeit besteht nicht darin, dass man Großes unternimmt, sondern dass man das Gewöhnliche gut vollbringt.

Den ganzen Tag beten können wir nicht. Aber den ganzen Tag Gott aufopfern, das können wir. „Alles, was du tust, tue gut, und du hast Gott gelobt“, schreibt einmal der heilige Augustinus: „Alles, was du tust, tue gut, und du hast Gott gelobt.“

Ich kannte einen Klempnermeister, und manche von Ihnen kannten ihn auch, der mir einmal sagte: „Wir machen jede Arbeit so, als ob sie für uns selbst wäre!“ Was ist das ein Zeugnis, ein wunderbares Zeugnis für einen Handwerker. „Wir machen jede Arbeit so, als ob sie für uns selbst wäre!“

Die alltäglichen Forderungen sind es, an denen man reift. Das ist die große Aufgabe des Christentums: Mit dem Geist des Sonntags die Woche erfüllen. Was ihr auch tun mögt in Wort oder Werk, das tut im Namen des Herrn Jesus Christus und danket durch ihn dem Vater. Wenn wir Gott in unser Leben tragen, dann trägt uns unser Leben zu Gott! „Dadurch wird mein Vater verherrlicht, dass ihr viele Frucht bringt und so meine Jünger seid!“ So mahnt uns der Heiland im Johannesevangelium. Frucht bringen, das sollen wir, Frucht bringen! Nicht durch außergewöhnliche Dinge, die uns ja gewöhnlich nicht liegen, sondern durch das tägliche treue Erfüllen unserer Pflicht. „Wir suchen die Größe nicht in Worten, sondern im Leben“, schreibt einmal im dritten Jahrhundert ein Christ an den Kaiser: „Wir suchen die Größe nicht in Worten, sondern im Leben.“

Und der Apostel unserer Tage, Karl Sonnenschein, schreibt in seinen Notizen: „Des Katholiken charakteristisches Zeichen soll sein, dass er die Religion lebt, nicht dass er von ihr redet.“

Der Glaube ist gewiß die Grundlage des christlichen Lebens. Der Glaube macht uns zu Christen. Aber der Glaube muss in der Liebe wirksam sein, d. h. man darf nicht auf den Glauben allein bauen, denn das Endgericht ist eine Prüfung der Werke. Die Verworfenen werden nicht deswegen verurteilt, weil sie nicht geglaubt haben, sondern weil ihnen die Werke fehlten, die der Herr an ihnen zu sehen begehrte.

Jetzt, meine lieben Freunde, ist die Zeit der Arbeit, einst kommt die Zeit des Lohnes. Wer trägt bei der Arbeit, ist unverschämt, wenn er Lohn erwartet. Wer spärlich sät, wird auch spärlich ernten.

Der ehemalige Handwerker Jesus von Nazareth, der Sohn Gottes, konnte am Ende seines Lebens sagen: „Es ist vollbracht!“ Werden wir das auch am Ausgang unseres Lebens sagen können? Das Werk, o Gott, das du mir aufgetragen hast, ist vollbracht. Die Pflichten, die du mir gegeben hast, habe ich erfüllt. Die Arbeit, die du mich gelehrt hast, habe ich verrichtet. Können wir am Ende unseres Lebens einmal sagen: „Es ist vollbracht?“

Wir können es, meine lieben Freunde, wenn wir beginnen, wenn wir jetzt beginnen, unser Tagewerk zu heiligen. Wenn wir unser ödes, manchmal undankbares, manchmal ermüdendes Tagewerk

Gott aufopfern. Wenn wir den Alltag christlich leben, wenn wir nicht nur singen, sondern auch in unserem Leben verwirklichen:

„Alles meinem Gott zu Ehren,
in der Arbeit, in der Ruh’!
Gottes Lob und Ehr’ zu mehren,
ich verlang’ und alles tu’.
Meinem Gott allein will geben
Leib und Seel’, mein ganzes Leben;
gib, o Jesu, Gnad’ dazu,
gib, o Jesu, Gnad’ dazu.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus ist im Boot

29.01.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jesus hatte in ungewöhnlicher Weise seine Predigt von einem Boot aus gehalten. Er saß in dem Schiffelein, und die Volksmenge war am Ufer, saß im Halbkreis um Ihn herum und hörte Seine Worte. Er war müde, und Er wollte für diesen Tag von der Volksmenge loskommen, und so gab Er den Befehl, auf das andere, auf das östliche Ufer des Sees Genezareth zu fahren. Das Boot, in dem Jesus sich befand, war nicht das einzige. Andere fuhren mit. Die Fahrt dauert mehrere Stunden. Sie sollte für Ihn auch eine Zeit der Ruhe sein. Die Jünger bereiten Ihm am Hinterdeck ein Lager; sie breiten Kissen aus, damit Er sich erholen kann von den Strapazen des Tages. Es muss bereits abends gewesen sein, denn wir werden gleich hören, dass der Sturm, der sich erhob, in die Nacht fiel. Zunächst keine Wolke, keines Vogels Ruf, keines Wipfels Wanken. Ruhe über dem See. Der See Genezareth liegt in einem Kessel. Er ist von drei Seiten von steilen Wänden eingeschlossen, und deswegen sind Stürme auf ihm so gefährlich. Sie können auch wettererprobten Fischern Angst und Schrecken einjagen. Auf einmal erhebt sich ein Windstoß von Norden her, ein Wölkchen, ein Sturm, ein Orkan und dazu ein Seebeben. Der Wind gerät in Aufruhr und das Wasser. Die Masten biegen sich, das Wasser schwappt über. Die Kähne zittern. Draußen erreicht der Spiegel fast den Rand des Bootes. Es beginnt sich bereits mit Wasser zu füllen.

Jesus aber, von Müdigkeit übermannt, schläft. Er schläft trotz des Sturmes. Das ist ein Zeichen dafür, ein wie gesunder Mann Er gewesen sein muss. Wer bei solcher Unruhe schlafen kann, der muss körperlich und seelisch völlig gesund gewesen sein. Kein Spinner, kein Neurotiker, kein Psychopath. Die Jünger aber sind voller Angst: „Meister, kümmert es Dich nicht, dass wir untergehen?“, so heißt es bei Markus. Natürlich eine ziemlich sinnlose Anrede, denn ein Schlafender, wie soll er sich kümmern? Matthäus präzisiert die Rufe der Jünger, wie wir eben gehört haben: „Herr, rette uns, wir gehen unter!“ Der Herr lässt sich bitten, Er steht auf, Er begibt sich an den Bug des Schiffes, steht wie ein Monument. Und dann ruft Er in die tobenden Elemente: „Schweige! Verstumme!“ Zwei Worte: „Schweige!“ für den Wind. „Verstumme!“ für den See. Jesus fährt den Wind und das Wasser an, ähnlich wie Er die Dämonen bei der Heilung der Besessenen angefahren hat.

Da gab es einmal einen Mann mit einem Dämon, der schrie: „Laß uns! Wir haben mit Dir nichts zu schaffen, Jesus von Nazareth. Du bist gekommen, uns zu verderben. Ich weiß, wer Du bist: der Heilige Gottes.“ Da bedrohte ihn Jesus mit den Worten: „Verstumme und fahre von ihm aus!“ Und der unreine Geist schüttelte ihn und fuhr dann von ihm aus. Mit Geschrei. So schildert Er jetzt den Sturm und das Wasser. Wie man Hunde schildert, die sich zu weit vorgewagt haben. Und wie die Hunde sich dann winselnd vor dem Herrn niederlegen, so geschieht es auch jetzt. Der Sturm hört augenblicklich auf. Nicht nach einer Weile. Er hört augenblicklich auf. Und die Wellen, die normalerweise noch lange in Bewegung bleiben, beruhigen sich, sie glätten sich sofort. Es tritt eine völlige Stille ein. Derselbe, der vor Ermüdung eingeschlafen war, erweist sich jetzt als den Herrn über die Elemente. Mit Seinem Machtwort gebietet Er ihnen Einhalt. Er spricht, und sie gehorchen! Jetzt erfolgt die Anrede an die Jünger: „Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben, ihr Kleingläubigen?“ Ach, diese Leute soll Er in die Welt senden. Nach Syrien, nach Rom, nach Galatien. Wie sollen sie die Welt erobern? Wie sie jetzt zittern wegen eines Sturmes und wissen nicht, dass sie den Kyrios, dass sie den Herrn im Boote fahren!

Als Napoleon auf der Insel Elba verbannt war, da hat er eines Tages den Entschluss gefasst, auf das Festland zurückzukehren und noch einmal die Macht an sich zu reißen. Er fuhr also über das genuesische Meer. Die Ruderknechte fürchteten sich. Da sagte er ihnen: „Wisset, dass ihr Napoleon in

eurem Boote habt!“ Dieses Wort hat er sich von Jesus geborgt. „Wisset, dass ihr den Herrn im Boote führt.“ Die Jünger haben sich feige benommen. Sie haben ihren Mangel an Glauben bewiesen. Es ist als wollte der Herr sagen: „Ihr seid schon so lange bei mir und habt aus diesem Zusammensein und aus den Beweisen meiner Macht noch nicht begriffen, wer Ich wirklich bin. Sonst hättet ihr wissen müssen, dass Ich es bin, der retten kann, auch dann, wenn alles in den Abgrund zu stürzen scheint.“

Der Eindruck des Wunders, das Jesu Macht über die Elemente offenbart, ist ehrfurchtsvolle Scheu vor Ihm. Sie fürchteten sich und staunten. Was ist denn das für Einer, dass Ihm sogar der Sturm und das Meer gehorchen? Es dämmert ihnen die Erkenntnis, dass der Herr über die Natur in ihrer Mitte weilt. Sie beginnen zu begreifen, dass Er, der sie berufen hat, der sie ausgesandt hat, der sie mit Macht ausgestattet hat, dass Er der Herr über die Natur ist. Die Jünger, meine lieben Freunde, haben ihre Vorstellung von Jesus nicht aus der Fantasie geschöpft. Wer Jesus ist, das hat nicht die Gemeinde erfunden. Wer Jesus ist, das haben die Jünger erfahren. Sie haben es erfahren auch und gerade in dem Sturm vom See Genesareth. Der Apostel Petrus kann dann später in seinem zweiten Brief schreiben: „Wir haben euch nicht als Anhänger ausgeklügelter Fabeln die Macht und die Ankunft unseres Herrn Jesus kundgetan, sondern weil wir Augenzeugen Seiner Größe waren.“

Die Jünger sind zum Glauben an die Gottheit des Nazareners durch Worte aus Seinem Munde und durch Taten Seiner Macht gekommen. Seine Worte waren anders als alle Worte, die sie sonst gehört hatten. Als Jesus in der Synagoge von Karphanaum lehrte, da staunten die Anwesenden über Seine Lehre, denn Er lehrte sie, wie einer, der Macht hat und nicht wie ihre Schriftgelehrten. Der Hauptmann von Karphanaum war überzeugt, dass Jesus nur zu gebieten brauchte, damit sein Knecht geheilt wird. „Sprich nur ein Wort! Dann wird mein Knecht gesund.“ Er sprach dieses Wort und der Knecht ward gesund. Jesus trieb die bösen Geister durch ein Wort aus. Er benötigte dazu keine schamanenhafte Anstrengungen. Er befiehlt, und die Geister gehorchen Ihm. Als Er den Besessenen geheilt hatte, da sprachen die Menschen: „Was ist das für ein Wort. In Macht und Kraft gebietet Er den bösen Geistern und sie gehorchen Ihm!“ Die Menschen konnten dies vor Staunen nicht fassen. Bei Jesus treffen Worte und Taten zusammen. Deutlich wird das bei dem Gichtbrüchigen, der ja durch das Dach herabgelassen wurde vor Jesus hin. Jesus sagt ihm: „Kind, Deine Sünden sind Dir vergeben.“ Ach, das war's ja nun gar nicht, was er begehrte, er wollte ja gesund werden. „Kind, Deine Sünden sind Dir vergeben.“ Da sagten die Schriftgelehrten: Wer kann Sünden vergeben als Gott? Jesus brauchte von ihnen nichts zu hören. Er schaute in ihre Seelen, und Er wusste, was sie dachten. Dann wendet Er sich an die Schriftgelehrten und sagte: „Was ist leichter? Zu sagen: deine Sünden sind dir vergeben oder nimm dein Bett und geh nach Hause?“

Nun, wenn es nur auf das Reden ankommt, ist es natürlich leichter zu sagen „die Sünden sind dir vergeben“, weil man das nicht feststellen kann. Aber wenn es so ist, dass dem Worte Taten folgen sollen, dann ist es ein sehr risikoreiches Unternehmen, zu sagen: „nimm dein Bett und geh nach Hause.“ Jesus zeigt, dass Er beides zu Recht sagen kann. Er sagt dem Gichtbrüchigen: „Steh auf, nimm dein Bett und geh nach Hause.“ Er stand auf, nahm sein Bett und ging nach Hause. „So etwas haben wir noch nie gesehen“, sagten die Teilnehmer. „So etwas haben wir noch nie gesehen“. Gerade das ist es, meine lieben Freunde: das Auftreten Jesu ist einzigartig. Es ist so einzigartig, wie die Menschwerdung des Sohnes Gottes.

Gegenüber dieser Einzigartigkeit versagen alle religionsgeschichtlichen Parallelen, die von den ungläubigen Theologen angeführt werden. Ich habe ihre Bücher gelesen. An Ihrer Stelle. Wenn der evangelische Theologe Martin Dibelius sagt, die Geschichte vom Seesturm sei eine Novelle, also vermutlich eine erfundene Geschichte, dann liegt er vollständig daneben. Die Geschichtlichkeit der Erzählung bestreiten, weil das Berichtete heute und morgen sich nicht wiederholt, das ist töricht. Denn heute und morgen kommt auch nicht der Sohn Gottes auf die Welt. Die Begebenheit vom See Genesareth ist kein Erzeugnis der Gemeintheologie, sondern ein Erlebnis der Augenzeugen. Nicht Einbildung, nicht Fantasie, nicht ein babylonischer Mythos hat die Jünger zum Glauben an Jesu Gottheit geführt, sondern die Erfahrung, das Erleben. Sie glauben, weil sie den Anspruch Jesu, der Sohn Gottes zu sein, gehört haben und weil Er ihn durch Seine Taten bewiesen hat. Es ist auch nicht so, wie die ungläubigen Theologen behaupten, dass mit wachsendem zeitlichem Abstand vom Leben Jesu Seine Bedeutung immer mehr vergrößert wurde. Der Evangelist Markus sei noch relativ harmlos, aber

die Entwicklung sei dann weitergegangen vor allem zum Evangelisten Johannes. Meine lieben Freunde: Der ganze Jesus, der Jesus der Dogmen von Nicäa und Chalzedon, hat in Palästina gelebt und wird von den Evangelisten bezeugt.

Nicht die Fantasie über Jesus ist gewachsen, sondern die Erkenntnis Jesu ist immer tiefer geworden. Nicht eine legendäre Steigerung ist erfolgt, sondern eine immer tiefere Erkenntnis Seines Wesens. Die Begriffe haben sich geändert, aber der Sinn der Aussage ist geblieben. Es besteht kein Gegensatz zwischen dem Bild von Jesus, welches das Markusevangelium uns bietet, und jenem Bild, das im Johannesevangelium enthalten ist. Der Jesus von Markus ist kein anderer als der Jesus, des Johannes, der Jesus als ewigen Sohn des himmlischen Vaters darstellt. Die Gottheit Jesu ist nicht nur im Johannesevangelium ausgesagt, sondern auch im Markusevangelium. Wenn die Jünger im Seesturm Jesus als den Herrn der Natur erfahren, dann ist Er ja gottgleich, denn es gibt nur einen Herrn über die Natur: Gott selbst.

Der Bericht über die Stillung des Seesturms durch ein Wort Jesu ist von bleibender Bedeutung. Wen geht das an?

„Apostel, wenn ihr vor den Marmorpalästen Roms zittert, dann erinnert euch: Jesus ist im Boot!“
„Priesterkandidaten, wenn ihr verzagt vor dem offenen und geheimen Abfall, wenn ihr besorgt fragt, werden wir noch gebraucht werden? - dann erinnert euch: Jesus ist im Boot!“
„Diasporapfarrer, wenn die grauen Straßen, die du abschreiten musst, nur von Gottlosigkeit zu strotzen scheinen, dann denke daran: Jesus ist im Boot!“
„Schauspielerin, die du in der Atmosphäre der Sinnlichkeit dich betätscheln lassen musst, denke daran: Jesus ist im Boot!“

Ein Fünfzehnjähriger steht in einem Maschinensaal von zweihundert Mann. Sie gebrauchen den Sonntag zum Schlafen, zum Vergnügen, zum Sport in dieser dämonischen Welt, in diesem Tal des Jammers; Religion ist Unsinn, Christus ist eine Mythe, die Mutter des Fünfzehnjährigen eine Frau von gestern. „Freund, Fünfzehnjähriger! Wisse: Jesus ist im Boot!“
„Katholische Christen von Budenheim, von Hechtsheim, von Wiesbaden, wenn ihr den lauten und den stummen Abfall erlebt in euren Familien, in eurer Nachbarschaft, in der jungen Generation, denkt daran: Jesus bleibt im Boot!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Mut zum Bekenntnis!

05.02.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der gläubige Christ wird oft beleidigt. Viele tun es unbewusst, aber mancher auch mit Absicht. Filmplakate werden angeschlagen, auf denen all das verherrlicht wird, was Gottes Gebot verbietet: Du sollst nicht morden, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht begehren deines nächsten Frau. Die Genüsse der Fleischeslust werden hemmungslos angepriesen in den Schaufenstern; sexuelle Reize werden ausgenutzt zu Reklamezwecken und zur Geschäftemacherei. Nacktkultur und Abbau des Schamgefühls werden offen propagiert und geübt. Die Keuschheit wird öffentlich verhöhnt. Im Münchener Faschingszug wurde die „letzte“ Jungfrau Münchens ausgestellt. Der voreheliche- und der außereheliche Geschlechtsverkehr wird empfohlen und bagatellisiert. Es ist einer, der diese Exzesse einigt und lenkt. Wir nennen ihn den Satan. Der Satan weiß, dass niemand schneller und sicherer unter seine Herrschaft zu bringen ist, als wenn er dauerhaft zur Unkeuschheit verführt wird. Von Augustinus stammt das Wort: „Die Welt wäre nicht ungläubig, wenn sie nicht unkeusch wäre.“

Der Satan führt den Krieg gegen Gott mittelbar und unmittelbar. Er sucht die Menschen in seine Fänge zu bringen, indem er sie zur Sünde verführt, aber er tritt auch an zum Kampfe gegen Glauben und Kirche. Gottes heiliger Name wird gelästert, seine Existenz wird geleugnet, sein Herrscherrecht wird mit Füßen getreten. Die Atheisten haben den Glauben abgeworfen. Aber sie lassen auch den anderen keine Ruhe. Sie wollen, dass auch sie den Glauben von sich werfen. Der gläubige Vater des Propagandaministers Joseph Goebbels im Dritten Reich schrieb seinem Sohn einen Brief, in dem er ihn darauf hinwies: „Der ungläubige Katholik, der einmal Katholik war, findet seine Ruhe nicht.“ – Genauso ist es! Der gläubige Katholik, der seinen Glauben aufgibt, findet seine Ruhe nicht. Er lässt die anderen nicht in Ruhe, die diesen Glauben noch haben.

In München wird von einem Herrgottsschnitzer, von einem Herrgottsschnitzer das Drama „Der Stellvertreter“ von Hochhuth, aufgeführt in der Volksbühne von München. In diesem Machwerk, in diesem elenden kümmerlichen Machwerk, wird der Heilige Vater verunglimpft, Pius XII. Er habe durch sein Schweigen die Judenmorde befördert, er sei schuld an den Judenmorden. Ja, wie kann man denn einen solchen Unsinn behaupten, meine lieben Freunde? Wenn der Papst das getan hätte, was man ihm ansinnt, nämlich laut und öffentlich gegen die Judenverfolgung der Nazis zu protestieren, dann hätte man ihm vorgeworfen, er sympathisiere mit den Juden, ja, er sei ein Judenknecht und die Katholiken hätten es büßen müssen. Sie wären dann in dieselbe Rolle gedrängt worden wie die Juden, nämlich als Feinde des Reiches, als Feinde Deutschlands. Jeder Historiker weiß, dass Pius XII. getan hat, was er konnte, um Juden zu retten und in Sicherheit zu bringen. Nach dem Kriegsende haben sich Juden, jawohl Juden bei ihm bedankt für das, was er für sie getan hat, aber der Schwätzer Hochhuth verunglimpft den Papst und bringt ihn auf die Bühne, aus Hass, aus Hass gegen unsere Religion.

In Hamburg geschieht Ähnliches: Im Thalia-Theater zu Hamburg wird ein Stück aufgeführt: „Gólgota Picnic“, „Gólgota Picnic“. Was wird darin gezeigt? Es wird darin die Eucharistie verunglimpft und die Kreuzigung. Es werden zwanzigtausend Hamburger-Brötchen mit Campingstühlen ausgeteilt. Der gekreuzigte Jesus wird von einer barbusigen Frau gespielt. Auf dem Kopf hat sie einen Motorradhelm und eine Dornenkrone. Das geschieht im Jahre 2012 im Thalia-Theater in Hamburg!

Die Islamisten, die Muslime, die Christen umbringen und christliche Kirchen in Brand stecken, wie zum Beispiel in Nigeria, die werden von den Theatermachern und den Zeitungsschreibern unbehelligt gelassen. Hier böte sich reiches Feld für Entrüstung und für Empörung, aber die Verfolgung der Christen lässt die Theatermacher und die Zeitungsschreiber kalt. Der Hass gegen die Religion diktiert ihr Verhalten und brütet immer neue Ungeheuerlichkeiten aus. Der Satan gibt keine Ruhe.

Wie sollen wir, meine lieben Freunde, auf solche Exzesse reagieren? Wir können unsere Organisationen verständigen: „Bund der katholischen Jugend“, „Katholische Frauenschaft“, „Katholische Arbeiterbewegung“, und man könnte denken, dass sie zu Protesten antreten. Allein kommt man sich ja schwach und verlassen vor, aber wenn Gleichgesinnte mitmachen, hat man Mut. Und es gibt Christen, es gibt auch heute katholische Christen, die sich nicht alles gefallen lassen, die nicht stumm bleiben, wenn die heiligsten Güter ihrer Religion in den Schmutz gezogen werden. Wer protestiert in Hamburg? Die Priesterbruderschaft Pius X. Die Priesterbruderschaft Pius X., sie protestiert in Hamburg mit einem Pater an der Spitze. Sie stehen vor dem Theater, haben Kerzen angezündet, beten und singen. Die Priesterbruderschaft Pius X. allein! Auf Anraten der Bruderschaft haben hunderte von Gläubigen an den Intendanten des Thalia-Theaters E-Mails geschickt, um gegen dieses Schandwerk zu protestieren. Öffentliche Proteste können notwendig sein. Wir dürfen nicht schweigen, wenn unsere heiligsten Güter in den Dreck gezogen werden.

Freilich gibt es einen Einwand dagegen: Man sagt, je mehr man protestiert, desto mehr Reklame wird für diese Dinge gemacht. Das stimmt bis zu einem gewissen Grade. Es gibt Filme oder es gab Filme, gegen die protestiert wurde und die dadurch große Gewinne einspielten. Solche Perversitäten gibt es. Das Schlimme zieht die Menschen immer mehr an als das Gute. Und doch dürfen wir nicht stillschweigen zu sittenlosen und gottlosen Unternehmungen, denn das könnte als Zustimmung, als Gleichgültigkeit ausgelegt werden. Beides dürfen wache Christen nicht tun. Wir dürfen weder zustimmen noch dürfen wir gleichgültig sein. Die Öffentlichkeit dürfen wir nicht den Gottesleugnern überlassen.

Nun haben wir ja eine kirchliche Obrigkeit. Wir haben Bischöfe. Sie sind die obersten Wächter über die Religion. Sie haben einen Öffentlichkeitsauftrag. Sie sind bestellt, die kirchlichen Belange zu wahren, für sie einzutreten. Sie sprechen für die Kirche, denn sie sind deren Repräsentanten. Sie dürfen deswegen nicht schweigen, wenn reden geboten ist. Die gläubigen Christen erwarten ein Wort ihrer Hirten, wenn ihre heiligsten Überzeugungen in den Schmutz gezogen werden.

Natürlich kann man fragen: Wann ist es die Pflicht der Bischöfe, öffentlich gegen Lästerungen und Beschimpfungen aufzutreten? Geschieht es zu oft, dann verbraucht sich ihre Autorität. Geschieht es zu selten, dann fühlen sich die Gläubigen allein gelassen. Ich verkenne nicht die schwierige Lage, in der die Bischöfe sind.

Man könnte daran denken, die Verunglimpfungen der Religion und der Kirche durch eine Strafanzeige den Gerichten zu Gehör zu bringen. Wir haben ja immer noch im Strafgesetzbuch den §166. Paragraph 166, Abs. 1 lautet: „Wer öffentlich oder durch Verbreiten von Schriften den Inhalt des religiösen oder weltanschaulichen Bekenntnisses anderer in einer Weise beschimpft, die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.“ – Wer öffentlich oder durch Verbreiten von Schriften den Inhalt des religiösen oder weltanschaulichen Bekenntnisses anderer in einer Weise beschimpft, die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft. Paragraph 2 lautet ähnlich: „Ebenso wird bestraft, wer öffentlich oder durch Verbreiten von Schriften eine im Inland bestehende Kirche oder andere Religionsgemeinschaft oder Weltanschauungsvereinigung, ihre Einrichtungen oder ihre Gebräuche in einer Weise beschimpft, die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören.“

Wer Jurist ist, weiß, wie schwer es ist, eine derartige Bestimmung, die mit so vielen unbestimmten Rechtsbegriffen ausgestattet ist, zu interpretieren. Was heißt „beschimpfen“? Nun, beschimpfen heißt: Beleidigen, Kränken. Was heißt „öffentlich“ beschimpfen? Wann ist die Öffentlichkeit gegeben? Da werden die Richter sehr verschiedener Meinung sein. Ist die Öffentlichkeit erst gegeben, wenn große Mengen von Leuten auftreten, oder ist die kleine Schar von 27 Leuten, die vor dem Thalia-Theater in Hamburg protestiert haben, ist das keine Öffentlichkeit? Sie dürfen ja nicht vergessen: In den Gerichten sitzen heute die 68er. Die 68er Generation ist heute ein Teil der Richterschaft. Der Paragraph 166 wird angewandt, wenn es um die Muslime geht. Die Gerichte in unserem Land reagieren sofort, wenn ein Mohammedaner beschimpft wird. Im Februar 2006 hat ein Mann Toilettenpapier mit der Schrift „Der Heilige Koran“ versehen und zum Verkauf angeboten. Er wurde zu einer Freiheitsstrafe von einem Jahr auf Bewährung verurteilt. Der Paragraph 166 wird nicht angewandt, wenn es gegen die

Christen geht. Eine Hamburger Zeitung hatte den Kommunionempfang der Katholiken beschrieben mit „Oblaten kauen“, „Oblaten kauen“. „Elfjährige Kinder“, ich zitiere wörtlich, „Elfjährige Kinder begreifen, dass ihre Väter und Mütter zwar Oblaten kauen, aber nichts gegen die Atombombe tun.“ Hamburger Katholiken fühlten sich beleidigt, sie erstatteten Strafanzeige. Der Staatsanwalt stützte sich auf ein Gutachten eines Hamburger evangelischen Theologen, der den Nachweis führte, dass durch die Äußerung eine Einrichtung der katholischen Kirche böswillig verächtlich gemacht werde. So hat dieser evangelische Theologe gegutachtet. Aber die Verteidigung wartete auch mit einem Gutachten auf, ebenfalls von einem evangelischen Theologen, nämlich dem berühmten Karl Barth. Und wie hat er gegutachtet? „Verfasser und Redakteur seien lediglich einem technischen Missverständnis unterlegen, weil man Oblaten nicht kauen kann.“ Was geschah? Das zweite Gutachten gab den Ausschlag. Die Zeitung wurde freigesprochen.

Es gab eine Zeit, meine lieben Freunde, und ich habe sie ja noch erlebt, in der in Deutschland eine katholische Presse bestand. Wir hatten einmal in Deutschland 126 katholische Zeitungen: 126 katholische Zeitungen! Von ihnen ist so gut wie nichts übrig geblieben. Die einzige ist die „Tagespost“. Aber wir haben immer noch die Kirchenzeitungen. Es wäre Aufgabe der Kirchenzeitungen, gegen Schmähungen der Religion und Beschimpfungen der Kirche Stellung zu beziehen, die Leser mit Argumenten zu versehen, dass sie sich wehren können. Die Kirchenzeitungen dürfen ihre Leser nicht im Stiche lassen, wenn Religion und Sitte öffentlich beschimpft werden. Ich vermag nicht zu erkennen, dass sie dieser Aufgabe in großem Maße nachkommen. Die Kirche in Deutschland hat einen riesigen Apparat aufgebaut, der mit Kirchensteuermitteln unterhalten wird. Es gibt zahlreiche Einrichtungen der Erwachsenenbildung: Akademien, Schulungsstätten, Bildungshäuser. Es gibt viele Einrichtungen im Bereich der Medien, Bild- und Filmstellen, Mediatheken, zentrale Referate für Hörfunk und Fernsehen. Das alles ist mit hunderten von Personen bestückt. Aber eine einzige dringend notwendige Einrichtung fehlt, nämlich eine Stelle zur Abwehr der feindlichen Angriffe auf Glauben und Kirche. Es fehlt in Deutschland eine apologetische Zentrale. Sie müsste sogleich reagieren, wenn Glaube und Kirche angegriffen werden. Von den genannten Stellen spürt man und hört man kaum etwas, wenn Protest angebracht wäre. Sie sind gut bezahlt, aber vom Kampf wollen sie wenig wissen.

Alle amtlichen und halbamtlichen Stellen, meine lieben Freunde, können dem einzelnen Christen seine eigene Verantwortung nicht abnehmen. Er ist gehalten, für seinen Glauben, für seine Religion, für die Kirche einzutreten. Er ist verpflichtet, gegen Lästerungen und Schmähungen aufzutreten. Wie macht man das? Nun zunächst, in dem man Darbietungen meidet, in denen schlimme Dinge vorgebracht werden. Indem man andere abhält, in diese Veranstaltungen zu gehen. Indem man Druckerzeugnisse nicht kauft, in denen der Glaube verunglimpft wird. Ich habe nie begriffen, dass ein mir bekannter Theologieprofessor ständig den „Spiegel“ kauft. Ich habe das nie begriffen.

Entscheidend ist, dass der beleidigte Christ an jene Institutionen schreibt, von denen die Beleidigungen ausgehen. Leserbriefe, meine lieben Freunde, werden von Zeitungslesern bevorzugt zur Kenntnis genommen. Auch wenn sie andere Meldungen oder Ausführungen überschlagen: die Meinung der Leserbriefe, der Leserbriefschreiber, interessiert die Zeitungsleser. Leserbriefe haben auch eine weite Verbreitung. Sie gelangen mit der Zeitung in alle Hände, die diese Zeitung erwerben oder abonniert haben. Zu den Leserbriefen müssen Hörerbriefe kommen, an den Rundfunk und Seherbriefe, an das Fernsehen. Diese Briefe bezeugen die Wahrheit und den Mut von Hörern und Sehern. Die Verantwortlichen für die Massenmedien nehmen diese Briefe sehr ernst. Sie rechnen damit, dass auf einen Leserbriefschreiber 6000 Sympathisanten kommen: Auf einen Leserbriefschreiber 6000 Sympathisanten! Wenn Tausende von Christen sich zu Wort melden, dann können die Verantwortlichen nicht darüber hinweggehen. Das ist ein Warnruf für sie. Allerdings muss das spontan geschehen, aus eigenem Antrieb. Diese Briefe dürfen natürlich keine Beleidigungen enthalten. Schmähungen bringen uns nur in Verruf. Wir müssen auch mit dem eigenen Namen zeichnen, nicht anonym. Anonyme Briefe wandern in den Papierkorb. Es macht gar nichts, wenn es einfache Menschen sind, die diese Briefe schreiben. Auch die einfachen Menschen haben ein Nachdenken und einen Verstand. Freilich die gebildeten Christen haben eine besondere Verantwortung. Wenn ein Universitätsprofessor aus seiner Fachkenntnis einen Brief schreibt, dann wirkt das ganz anders, als wenn ein schlichter Bauer zur Feder greift. Vieles würde nicht gewagt werden, wenn sich die Christen öfter zu Worte melden würden.

Wir sollen aber auch das Gute anerkennen. Es ist wichtig, dass wir den Zeitungen, dem Rundfunk, dem Fernsehen Anerkennung zollen, wenn gute Sendungen kommen. Dass wir sie ermutigen, diese Sendungen zu wiederholen, andere hinzuzufügen. Die Theater und die Kinos und auch das Fernsehen sind ja auf den Erlös, den sie von den Abonnenten oder von den Eintrittsgeldern beziehen, angewiesen. Wenn sie sehen, dass ein Stück bei der Volksmenge ankommt, werden sie geneigt sein, ihren Spielplan, ihre Programmgestaltung, entsprechend einzurichten. Gute Vorstellungen im Kino und im Theater sollten wir besuchen und andere darauf aufmerksam machen.

Ich habe im Jahre 1948 in München folgendes erlebt: In einem Theater lief der Film an: „Das Lied von Bernadette“, also ein Film über die Geschehnisse von Lourdes. Der Erzbischof von München und Freising, der Kardinal Faulhaber, besuchte öffentlich und in Begleitung als Erster die Vorstellung und gab damit ein Signal für die Katholiken von München.

Es ist merkwürdig, dass das Böse die Menschen häufig mehr anzieht als das Gute. Das Prickelnde, das Pikante, das Niederziehende, das übt eine eigenartige Wirkung auf das Schlechte im Menschen aus. Wir neigen zum Verbotenen auch in dieser Hinsicht. Ich war als Knabe einmal Zeuge, wie meine Tante einen Theatermann aufmunterte, mehr klassische Stücke zu spielen. Was antwortete er? „Da geht kein Aas hin!“

Wir sind und bleiben, meine lieben Freunde, zu unserem Teil verantwortlich für unsere Umgebung, für die Öffentlichkeit, für das Volk. Wir müssen Bequemlichkeit, Feigheit und Menschenfurcht überwinden und uns zu Wort melden, wenn unsere heiligsten Güter geschmäht werden. Wir dürfen nicht stumme Hunde sein, die nicht bellen, wenn Gefahr droht. Wir wissen, was unser Herr gesagt und uns verheißen hat: „Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde auch ich vor meinem Vater im Himmel bekennen!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Leiden für Christus

12.02.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Bald steht die Leidenszeit unseres Heilandes an, und heute ist auch schon in der ersten Lesung vom Leiden die Rede, nämlich von den Leiden des Apostels Paulus, des Völkerapostels; von seinen seelischen und von seinen körperlichen Leiden. Die Leiden, die Paulus zu erdulden hatte, sind dreifacher Art. Erstens: Leiden, die aus seinem Apostelamt stammen. Damit sind die täglichen Berufsarbeiten gemeint, der tägliche Andrang zu ihm, die Sorge um alle Gemeinden. Paulus war rastlos tätig für das Evangelium, reiste umher, empfing die Menschen, arbeitete Tag und Nacht. Bei Tag verkündete er das Evangelium; in der Nacht machte er Teppiche. Er war ja gelernter Teppichweber. Gewiss hatte er Mitarbeiter und Helfer. Aber er war der unermüdliche und unentbehrliche Planer und Anreger. Alle kamen zu ihm, alle wollten ihn hören, wollten ihn sprechen, wollten von ihm belehrt werden. Und er hat sich den Menschen nicht verweigert. Er hat ihnen gedient bei Tag und Nacht. Und so konnte er schreiben: „Ich habe mehr gearbeitet als sie alle.“ Die Apostel unserer Tage, ob sie nun im geistlichen Stande sind oder außerhalb dieses Standes, die Apostel unserer Tage können es nicht besser haben wollen als Paulus. Die geweihten apostolischen Männer, die Priester, und apostolischen Männer und Frauen, die Nichtgeweihten, müssen Paulus nachahmen, müssen für seine Kirche, für seine Gemeinde verfügbar sein, nicht bloß an bestimmten Sprechstunden. Sie müssen auch des Nachts erreichbar sein, Verunglückten, Sterbenden zu Hilfe zu eilen. Für den Priester kann es keinen Achtstundentag geben. Der Seelsorger gehört nicht sich selbst, er gehört den Menschen, für die er bestellt ist.

Zu der äußeren kommt die innere Seite des apostolischen Berufes. Paulus war kein kalter Funktionär, der seine Geschäfte wie ein Automat verrichtet. Er war ein empfindsamer Hirt, dem an seiner Herde etwas liegt. „Wer wird schwach und ich nicht auch? Wer brennt und ich werde nicht entzündet?“ Das heißt, Paulus war ein mitleidiger Mensch. Er spielt auf sein Mitleid mit seiner Herde an. Das Mitleid kostet Kraft, ist kräftezehrend, denn man belädt sich ja durch das Mitleid mit der Last des anderen. Paulus hat diese Last nicht gescheut, sondern auf sich genommen. Der Gemeinde in Rom ruft er zu: „Freut euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Weinenden.“ Er hat es zuerst getan. Der Gemeinde in Saloniki ruft er zu: „Tröstet die Kleinmütigen, nehmt euch der Schwachen an.“ Genau das hat er getan. Die Kleinmütigen hat er getröstet, der Schwachen hat er sich angenommen. So wie Paulus, meine lieben Freunde, muss ein Seelsorger mit seiner Gemeinde empfinden. Er muss ihre Leiden tragen. Die Menschen müssen spüren, wie viel dem Priester an ihnen liegt. Sie müssen den Schlag eines warmen Apostelherzens spüren. Der wahre Apostel lebt nicht sich selbst, er lebt für andere. Er fragt nicht nach seinen Wünschen, nicht nach seinem Behagen, sondern er dient den ihm Anvertrauten. Und ein Stück dieses apostolischen Berufes tragen Sie alle, meine lieben Freunde. Taufe und Firmung verpflichten Sie, über das eigene Befinden hinauszuschauen, auf die Menschen der Umgebung; um ihnen Christus zu bringen, um sie für den Glauben zu werben, um sie für die Kirche zu gewinnen. Aber natürlich auch, um mit ihnen zu leiden und zu tragen. „Einer trage des anderen Last“, schreibt Paulus an die Gemeinde in Galatien, „auf dass ihr das Gesetz Christi erfüllt. Einer trage des anderen Last, auf dass ihr das Gesetz Christi erfüllt.“

Auch Entbehrungen und Opfer sind zu tragen, wie sie der Beruf mit sich bringt. „In vielen Mühen und Beschwerden“, schreibt Paulus, „in mannigfachen Nachtwachen, in Hunger und Durst, in häufigem Fasten, in Kälte und Blöße, bis zu dieser Stunde sind wir hungrig und durstig, nackt, werden geschlagen, irren unbeständig umher und haben keine bleibende Stätte. Wir mühen uns ab, mit unserer Hände Arbeit als Teppichwirker.“ Wahrhaftig, seit dem Tage von Damaskus hat Paulus keine ruhige Stunde mehr gehabt. Der Katalog seiner Leiden ist lang, und wir haben ihn ja soeben gehört: Dreimal mit

Ruten gepeitscht, einmal gesteinigt, dreimal Schiffbruch erlitten, auf dem Meere herumgetrieben, auf Reisen unter Räubern, Gefahren in Städten, Gefahren in der Wüste. „Ich sterbe jeden Tag“, schreibt er im ersten Brief an die Korinther. Ich sterbe jeden Tag. Das heißt, seine Leiden sind so, dass er umkommen könnte.

Noch, meine lieben Freunde, ist es bei uns nicht soweit, dass wir verfolgt werden, weil wir Christen sind und bleiben wollen. Noch brauchen wir nur Geringschätzung, Verachtung, Beschimpfung und Verdächtigungen zu leiden. Noch haben wir Priester in unserem Land keine körperlichen Peinen auszuhalten, weil wir unserem Herrn treu sind und treu bleiben wollen. Noch werden wir nur abgelehnt, für überflüssig gehalten: Was will denn der noch? Aber der Boden unter unseren Füßen wankt. Deutschland ist kein christliches Land mehr. Unsere Religion ist keine Volksreligion mehr, unsere Kirche ist keine Volkskirche mehr. Sehen Sie die dürftigen Reihen an, in den Kirchen und Kapellen. Die meisten Christen, und erst recht die Bischöfe, schließen die Augen und wollen nicht wahrhaben, wie viel Ablehnung, Misstrauen und Hass gegen die katholischen Christen und gegen die katholische Kirche in unserem Volke bestehen. Man ist tolerant gegen die Muslime, aber man ist nicht tolerant gegen die Katholiken. Es bedarf nur eines geringen Anlasses, um das glimmende Feuer zu einer hellen Flamme zu entfachen. Die erste Gruppe der Leiden, die Paulus zu ertragen hat, sind die Leiden des Apostelberufes.

Die zweite Gruppe sind die Leiden, die ihm von eigenen Brüdern angetan wurden, von falschen Brüdern, vom eigenen Volke. Paulus hatte Gegner, Feinde, Widersacher in den eigenen Reihen. Sie suchten das von ihm verkündigte Evangelium zu verwässern. Sie suchten die Rettung durch den Glauben aus Gnade abzuschwächen. Sie wollten diese Weise der Rettung ersetzen durch die Bindung an das alttestamentliche Gesetz, und das war ein Abfall von der christlichen Botschaft. „Wenn ein Engel vom Himmel käme, und ein anderes Evangelium predigte, er sei verflucht!“, so scharf spricht Paulus zu der Gemeinde in Galatien. „Oh ihr unverständigen Galater, wer hat euch bezaubert? Im Geiste habt ihr angefangen, und im Fleische wollt ihr beenden?“

Die Menschen haben Paulus viel Schlimmes zugefügt. Falsche Brüder! Und diese Erfahrung bleibt ja auch uns nicht erspart, meine lieben Freunde. Wir erleben, dass Familienangehörige, Hausgenossen, Arbeitskollegen uns hintergehen, täuschen, betrügen; im privaten und öffentlichen Leben, vor allem im beruflichen Leben kann man erfahren, dass Falschheit und Verstellung nicht selten sind. Es gibt Menschen, die ins Gesicht freundlich sind, hintenherum aber ihre feindliche Gesinnung betätigen. Von Bismarck stammt das furchtbare Wort: „Ein Kollege ist ein Wesen, vor dem man sich vorsehen muss.“ Dem Seelsorger bleiben schlimme Erfahrungen der Treulosigkeit, des Verrates nicht erspart. In der Stunde der Gefahr werden viele schwach und verleugnen ihre heiligsten Überzeugungen.

Es gab einmal einen schlesischen Priester, Andreas Faulhaber. Er war Feldgeistlicher im Heer Friedrichs II. von Preußen im Siebenjährigen Kriege, 1756-63. Ein Soldat war fahnenflüchtig geworden. Fahnenflucht ist das schlimmste Vergehen für einen Soldaten. Um sich nun reinzuwaschen, beichtete er den Feldseelsorger Faulhaber, er habe ihm in der Beicht geraten, die Fahnenflucht zu ergreifen. Faulhaber konnte sich nicht wehren, denn er durfte nicht von dem sprechen, was in der Beicht vor sich gegangen war; er durfte nicht darüber reden. Was geschah? Am 29. Dezember 1758 wurde er gehängt, ein Martyrer des Beichtgeheimnisses, den sein eigener Glaubensbruder verraten hatte. Es war in der Geschichte immer so, dass die eigenen Brüder, die Mitchristen, den Bekenner des Glaubens die tiefsten Wunden schlugen. Im neunzehnten Jahrhundert galten die katholischen Christen als beschränkt, unaufgeklärt, zurückgeblieben, bigott, weil sie sich nicht den glaubensfeindlichen Parolen, die von protestantischen Theologen vorgebracht wurden, anschlossen. Man bezeichnete sie als „ultramontan“, das heißt, als solche, die jenseits der Berge, also über den Alpen, einen Vorgesetzten anerkennen, den Heiligen Vater. „Ultramontan“ war ein Schimpfwort. Und da gab es Katholiken, die sich der protestantischen Regierung empfehlen und Vorteile für sich erlangen wollten, die sich weigerten, sich zum Heiligen Vater zu bekennen, die nicht „ultramontan“ sein wollten. Es gab damals eine Partei, es bildete sich eine Partei, die Zentrumspartei, wo sich die Katholiken vereinigten, um endlich gegen die Zurücksetzung und Verkennung aufzutreten. Aber diese feigen Katholiken weigerten sich, dieser Partei anzugehören, ja machten sie schlecht, verdächtigten sie. Die falschen Brüder sind immer schlimmer als die Feinde von außen.

In der Zeit des Dritten Reiches, meine lieben Freunde, gab es in Greifswald, also in Pommern, einen katholischen Pfarrer namens Alfons Wachsmann. Wachsmann war ein vorbildlicher, seeleneifriger Priester; er versammelte abends im Pfarrhaus Männer, die dort in den Werften und Fabriken arbeiteten, und suchte sie religiös zu erbauen. Natürlich kamen auch die Verhältnisse, also die Kirchenfeindschaft des Nationalsozialismus zur Sprache. Ein österreichischer Ingenieur tat sich hervor mit besonderer Schärfe der Vorwürfe gegen die Nationalsozialisten. Auch Wachsmann schwieg nicht, hat auch die Verfehlungen der Nazis den Männern unterbreitet. Der Ingenieur zeichnete alle diese Äußerungen auf, und übergab sie der Geheimen Staatspolizei. Wachsmann wurde verhaftet und hingerichtet. Ein falscher Bruder hatte ihn ans Messer geliefert.

Ich selbst habe in der Zeit meiner Wirksamkeit in der DDR etwas Ähnliches erlebt. Ich hatte in meiner Jugend einen Jugendlichen, der alle Vorgänge in den Gruppenstunden an den Staatssicherheitsdienst meldete. Ein Verräter in den eigenen Reihen. Er war ein Informeller Mitarbeiter, IM, Informeller Mitarbeiter.

Nun, meine lieben Freunde, in der jüngsten Zeit hat es einen merkwürdigen Katholiken gegeben, den Parlamentspräsidenten Norbert Lammert. Dieser Bundestagspräsident sagt von sich, er sei ein „protestantisch veranlagter Katholik“, ein protestantisch veranlagter Katholik. Was ist das? Das ist ein Zwitter. Das ist ein Mischmasch, das ist eine unmögliche Konstruktion. Denn das eine schließt das andere aus. Man kann Protestant sein; und wir haben Achtung vor den Protestanten. Aber wenn man Katholik ist, kann man nicht gleichzeitig Protestant sein. Das ist ein Mischmasch. Ich fürchte, auf den Herrn Lammert kann man sich als Katholiken nicht verlassen. Das ist die zweite Gruppe von Leiden, die Paulus zu erdulden hatte: die falschen Brüder.

Die dritte Gruppe sind die Leiden, die aus der eigenen Schwäche kamen. Paulus rühmt sich dieser Schwäche. „Meiner selbst will ich mich nicht rühmen, als nur meiner eigenen Schwachheiten.“ Und solche Schwachheiten haben ihm ja nicht gefehlt. „Ich habe es gelernt“, schreibt er einmal im Brief an die Philipper, „ich habe es gelernt, mich mit den Verhältnissen, in denen ich bin, abzufinden. In allem und in alles bin ich eingeweiht, satt sein und hungern, Überfluss haben und darben, alles vermag ich in dem, der mich stärkt.“ Das ist das Wort: Alles vermag ich in dem, der mich stärkt. Ich bin schwach. Aber alles vermag ich in dem, der mich stärkt. Paulus musste auch lernen, mit seinen körperlichen Leiden umzugehen. Er spricht von einem Satansboten, der ihn mit Fäusten schlägt. Viele Erklärer der Heiligen Schrift sind der Ansicht, dass Paulus Epileptiker war. Er hatte epileptische Anfälle. Das war der Engel, der Bote Satans, der ihn mit Fäusten schlägt. Er wollte davon frei werden. Er bat Christus, er möge ihn doch befreien davon, damit er noch besser für ihn wirken kann. „Es genügt dir meine Gnade, denn Kraft wird in der Schwachheit vollendet“, so hat ihm Christus geantwortet. Es genügt dir meine Gnade! Denn Gottes Kraft wird in der menschlichen Schwachheit vollendet. Gottes Kraft spürt der, der selbst seine eigene Schwäche spürt. Es ist ja uns in gleicher Weise gegeben, unsere Schwächen zu kennen, unsere Fehler und Armseligkeiten, unsere Gewissensnot, unsere Seelenangst, den Druck, die Trauer, unter denen wir stehen, wir kennen unser Ungenügen vor Gott, unsere Müdigkeit, unsere Bequemlichkeit, unsere Leidensscheu. Wir wissen, dass wir den Forderungen Gottes nicht entsprechen. Und das auch in der Religion.

Im Buch „Von der Nachfolge Christi“ steht der bedenkenswerte Satz: „Könnte ich doch nur einen einzigen Tag Dir würdig und gebührend dienen!“ Könnte ich doch nur einen einzigen Tag Dir würdig und gebührend dienen! Ich meine, das können wir nachempfinden. Besonders betrüblich ist unser Zurückbleiben vor den Forderungen Gottes im religiösen Bereich. Vor jeder Heiligen Kommunion bekennen wir unsere Unwürdigkeit. Dreimal! Um die Tiefe unserer Unwürdigkeit und die Dringlichkeit der göttlichen Erbarmung hervorzuheben und unsere ungenügende Zurüstung für die Heilige Speise. Der Priester spricht in jeder Heiligen Messe wiederholt seine Unwürdigkeit aus, das Messopfer darzubringen. Vor dem Evangelium, vor der Predigt bittet er Gott, sein Herz und seine Lippen zu reinigen, damit er das Wort Gottes würdig verkünde. Bei der Darbringung des Brotes bekennt er sich als unwürdigen Diener, der um Annahme der Opfergabe fleht. Mit zerknirschem Herzen fleht er, dass die Opfergabe angenommen werde. Und im Schlussgebet, ja noch im Schlussgebet, vor dem Segen, bekennt er noch einmal, dass er, ein Unwürdiger, Gott das Opfer dargebracht habe, und bittet um Annahme.

Wir kennen unsere Schwachheit, meine lieben Freunde, aber wir wissen auch, dass Gottes Kraft uns zur Seite steht. Wenn im Reiche Gottes, trotz unserer Schwäche, etwas vollbracht wird, dann ist die Gnade Gottes im Spiele gewesen. Dass Gott uns berufen hat, zum Glauben, zur Heiligen Religion, in seine Kirche, das ist eine Tat seines Erbarmens. „Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad' in seine Kirch' berufen hat.“ Dass Gott sich unser bedient, dass er uns als brauchbar und tauglich erachtet, ihm zu dienen: das ist ein Wunder der Gnade. Das ist ein Sieg seiner Macht. Dass Christus sich uns anvertraut, dass er sein Werk in unsere Hände legt, das ist ein Beweis seines Vertrauens. Dass Christus sich uns schenkt in der Heiligen Kommunion, das ist ein Wagnis ohne Maß. Oh, dass wir doch seiner würdig werden möchten, dass wir doch fähig wären, mit ihm das Kreuz zu tragen, den Kreuzweg zu gehen, die Kreuzigung zu erleiden. „Mit Christus bin ich ans Kreuz genagelt“, sagt der Apostel Paulus. Oh möchten wir ihm doch darin gleichen, dass auch wir ans Kreuz genagelt sind, und die Hände nicht lösen, von diesem Kreuz.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Leidensankündigung und Blindenheilung

19.02.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Seht, wir ziehen hinauf nach Jerusalem. Hinauf? Jerusalem liegt in einer Höhe von 760m über dem Mittelmeeresspiegel. Deswegen hinauf nach Jerusalem. Jesus befindet sich unmittelbar auf dem Weg dorthin, und er weiß, dass die entscheidende Stunde gekommen ist. Das beschleunigt seine Schritte. Er hat ja voll Sehnsucht auf diese Stunde gewartet. „Ich bin gekommen, ein Feuer auf die Erde zu werfen und wie wünschte ich, dass es schon emporflamme.“ „Mit einer Taufe muss ich getauft werden und es drängt mich, bis es vollbracht ist.“ Die Entschlossenheit, mit der Jesus seinem Ziele entgegen strebt, versetzt die Jünger in betroffenes Staunen und die übrigen Begleiter geradezu in Bestürzung. Nicht bei Lukas, aber bei Markus wird das so beschrieben: „Jesus schritt ihnen voraus, sodass sie staunten, denn seine Begleiter waren voller Furcht“.

Dann folgt die ernste Erklärung, was dem Messias auf dem letzten Osterfest, was ihn in der Karwoche, was ihn am Gründonnerstag erwartet. Er spricht eindringlich von seinen Leiden. Er hat schon mehrfach davon gesprochen. Es ist das die dritte Leidensankündigung. Aber diesmal spricht er vom Menschensohn. „Der Menschensohn muss leiden.“ Er ist der Gottgleiche, aber er ist auch ein Mensch, bis ins letzte Geäder und bis zum letzten Blutstropfen. Wenn er Mensch ist, konnte er nicht jenseits des Leidens wohnen. Die erdachten Götter des Olymp standen jenseits alles Leides und jenseits aller Not. Sie aßen Ambrosia und tranken Nektar. Was wussten die von der Not der Menschen, vom Fieber der Kranken, von den Wunden des Hospitals, vom Zusammenbruch der Nerven. Götter leiden nicht. Aber der menschgewordene Gott, der Nazarener, der leidet, und er kündete es seinen Jüngern wiederholt an. Warum? Damit die Jünger nicht überrascht werden; damit sie nicht meinen, es sei ein Unfall, was ihn erwartet, eine Panne. Damit sie begreifen: sein Leiden, sein Tod sind gottgewollt. Sie sind die Erfüllung des göttlichen Willens. Damit sie begreifen: das Leiden des Gottessohnes ist notwendig zur Erlösung der Welt. Die dritte Leidensweissagung geht über die beiden vorhergegangenen hinaus durch die Genauigkeit und durch die Schilderung des geschichtlichen Ablaufes. Jesus nennt Jerusalem als Stätte der Passion und die sechs bezeichnenden Züge: den Heiden überliefert, verspottet, gegeißelt, angespien, getötet, aber am dritten Tage wird er auferstehen. Isaias muss bis zur letzten Randnote erfüllt werden. Die Apostel begreifen es auch jetzt nicht.

Lukas verwendet drei Ausdrücke, um die Verständnislosigkeit der Jünger zu beschreiben. „Sie aber verstanden nichts von diesen Dingen.“ „Das Wort war ihnen verborgen.“ „Sie begriffen nicht, was gesagt worden war.“ Die Apostel sind durch eigenen Willen blind. Sie sind immer noch von der Oberflächlichkeit des offiziellen Judentums umnachtet, sind immer noch nicht zur heimlichen Erkenntnis des religiösen Menschen erwacht. Sie wollen nicht verstehen, dass das Wanderleben mit dem Nazarener zu Ende geht. Sie wünschen, dass es so weiter geht. Mit den Belehrungen, die sie empfangen. Mit den Reden zu dem Volk, das atemlos lauscht. Mit den Heilungen der Kranken. Mit der Austreibung der Dämonen. Mit der Speisung der Menschen. Mit dem reichen Fischfang. Sie wehren sich gegen die Erkenntnis, dass der Meister auf den Wege zu einem schrecklichen Tode ist; es war so schön in seiner Gesellschaft. Ein Stück von dem Glanze, der ihn umhüllt, ist auch auf sie gefallen. So muss es weiter gehen. Das darf nicht aufhören. Sie wollen die göttliche Notwendigkeit des Leidens nicht begreifen.

Ach, meine Freunde, die Erfahrung der Jünger wiederholt sich nur allzu oft. Die Menschen wollen Schreckliches, was die Zukunft bringt, nicht wahrhaben. Sie wehren sich dagegen, die kommenden furchtbaren Ereignisse ins Auge zu fassen. Es soll alles so weiter gehen wie bisher: das gute Essen, das angenehme Leben, die vergnüglichen Wochenenden, die reizenden Urlaube. Wenn Fachleute der

Wirtschaft und der Finanzen den Menschen sagen, man müsse sparen, man müsse sich einschränken, dann hören die Menschen weg. Wenn Angehörige von Parteien dasselbe sagen, riskieren sie, nicht mehr gewählt zu werden. Helmut Schmidt war von 1974 bis 1982 Bundeskanzler. In dieser Zeit erklärte er den deutschen Bischöfen: „Wir leben über unsere Verhältnisse.“ Das heißt, wir geben mehr aus als wir einnehmen. Wir leben auf Pump, auf Kosten der kommenden Generation. Geändert hat sich nichts. Es wurden immer neue Milliardenschulden gemacht. Griechenland hat seit Jahrzehnten über seine Verhältnisse gelebt. Viel zu viele Staatsbedienstete, viel zu hohe Löhne, viel zu kostspielige Sozialleistungen. Ich habe mit eigenen Ohren gehört, wie auf einer Insel, wo es zwanzig Kinder gibt, vierzehn Lehrer angestellt wurden; für zwanzig Kinder vierzehn Lehrer in Griechenland. Jetzt schlägt die Stunde der Wahrheit. Und was tun die Menschen? Sie gehen auf die Straßen, sie protestieren, sie streiken, sie schimpfen auf die Deutschen, die Milliarden in das Land hineinpumpen. Sie wollen nicht zur Kenntnis nehmen, dass es so nicht weiter gehen kann.

Fachleute der Klimaforschung sagen, es kann auch mit dem Energieverbrauch nicht so weitergehen. Wir müssen den Ausstoß von CO₂ vermindern. Das Eis im Himalaja, auf Grönland, in der Arktis und in der Antarktis schmilzt. Die Folgen: die großen Flüsse, von denen die Völker Asiens leben: Indus, Ganges, Brahmaputra, die großen Flüsse drohen zu versiegen. Eine unendliche Katastrophe kündigt sich an. Der Meeresspiegel steigt. Wenn Grönland abtaut, steigt er um sieben Meter. Es setzt keine Besinnung ein. Niemand will sich ernsthaft einschränken. Der Hunger nach Energie, die ein besseres Leben ermöglicht, ist unersättlich. In China wird alle zwei Tage ein neues Kohlekraftwerk eröffnet; alle zwei Tage ein neues Kohlekraftwerk.

Viel dringlicher als die Wende im Verbrauch der Schätze der Erde wäre die Bekehrung der Herzen. Der Herr ist nahe, nahe mit seiner Gnade, nahe mit seinem Gericht, nahe mit seiner Wiederkunft am Ende der Zeiten, nahe mit dem Ende des Einzellebens. Also: Höchste Zeit zur Umkehr, Ablegen die Werke der Finsternis, die Gelage und den Rausch, die Unzucht und die Schamlosigkeit, den Streit und die Eifersucht. Aber die meisten Menschen denken nicht daran, wollen nicht daran denken, wehren sich dagegen, daran erinnert zu werden, dass es höchste Zeit ist, sich zu bekehren. Das, meine lieben Freunde, ist der Inhalt der ersten Hälfte des heutigen Evangeliums.

Der Inhalt der zweiten ist von der Heilung eines Blinden bestimmt. Jesus zieht nach Jerusalem durch das Ostjordanland über Jericho. Das war eine Stadt, die Herodes der Große und Archelaus, sein Sohn, mit Prachtbauten ausgestattet hatten. Es lag etwa 30 Kilometer nordöstlich von Jerusalem, am Westrand des breiten Jordantales. Am Wege sitzen Bettler, strecken die Hand aus, bitten um Almosen. Es gab damals kein Sozialsystem, keine Sozialversicherung, kein städtisches Fürsorgeamt. Wer alt, krank, arbeitsunfähig wurde, der musste selber sehen, wie er durchkommt. Also gingen die Menschen betteln. So auch dieser Blinde. Es spricht für die Echtheit und die Geschichtlichkeit dieser Begebenheit, dass sein Name genannt wird: Bartimäus, d.h. Sohn des Timäus. Das kommt nur noch zweimal vor im Evangelium, nämlich bei Jairus und Zachäus. Nur diese drei Namen werden uns überliefert. Der blinde Bettler ist ein besonderer Mensch. Er ist nämlich gläubig. Er weiß zwar, dass man sagt: von Nazareth, da kann nichts Gutes kommen. Dieses kulturfremde Bergnest bringt keinen Messias hervor. Aber er ist anderer Meinung. Ihn schreckt dieses nazarenische Wort nicht. Das letzte, was er von ihm weiß, ist das, dass er der Messias ist. Der Sohn Davids. Das ist der Ausdruck für den Messias; der Messiasname. Und von ihm hat Bartimäus gehört. Und zu ihm ruft er: Erbarme Dich meiner, o Herr! Erbarme Dich meiner! Er gebraucht, und das ist beachtenswert, den Namen Rabbuni. Das ist mehr als Rabbi. Rabbi heißt Meister; Rabbuni heißt „mein Meister“, darin liegt eine besondere Ehrfurcht. Rabbuni, mein Meister. Er hat gehört, dass, wenn der Messias kommt, die Verheißungen des Isaias in Erfüllung gehen werden; dann werden sich öffnen die Augen der Blinden, dann werden sich auftun die Ohren der Tauben, dann wird der Lahme springen wie ein Hirsch. Das hat er gehört und darauf vertraut er. Und deswegen ruft er jetzt: „Jesus, Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ Die Begleiter empfinden sein Rufen als aufdringlich. Sie schelten ihn, sie wollen, dass er schweigt. Er gibt keine Ruhe, er ruft nur noch lauter: „Jesus, Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ Und Jesus bleibt stehen, befiehlt, dass man ihn heranbringt und fragt ihn: „Was soll ich dir tun?“ Diese Frage hat den Zweck, eine Äußerung seines Glaubens zu veranlassen. Sofort kommt die Antwort: „Mein Herr, dass ich sehe; dass ich sehend werde!“ Der Blinde hat einen Wunsch, einen großen, einen riesenhaften

Wunsch. Er will von seiner Blindheit befreit werden. Warum wendet er sich nicht an die Ärzte? Weil er weiß, dass sie ihm nicht helfen können. Aber dem Nazarener traut er zu, was er keinem anderen Menschen zutraut, dass er ihn sehend machen kann. Und Jesus weiß: dieser Mann ist auf dem Wege zum vollen Christentum. Dieser Mann ist ein Konvertit. Und so spricht er: „Sei sehend, dein Glaube hat dir geholfen.“ Sogleich sah der Blinde, folgte ihm und pries Gott; und das Volk, das Zeuge war, lobte Gott ebenfalls. Dass er ihm nachfolgte, muss nicht besagen, dass er in die unmittelbare Jüngerschaft Jesu eintrat. Aber es bedeutet, dass er gläubig zu dem Messias sich bekannte, dass er ein Anhänger Jesu wurde, ein neues Mitglied der Jesusgemeinschaft, der sich bildenden Kirche.

Alle preisen Gott, der Blinde, der geheilt war und die Anwesenden. Sie wissen, was geschehen ist, übersteigt Menschenmacht. Mit einem Wort die Blindheit wegnehmen, das kann nur Gott. Hier hat Gott gewirkt. So geben sie Gott die Ehre: der Geheilte und die Zeugen. Sie tun das nicht, meine lieben Freunde, was die ungläubigen Theologen von heute tun. Sie weichen nicht aus auf Erklärungen, die nichts bringen. Ja, sagen die einen, der Mann ist gar nicht blind gewesen; die anderen: Ja, der Verlust des Augenlichtes war lediglich eine psychosomatische Störung. Vielleicht hatte der Blinde grauen Star. Den kann man heute operieren, aber Jesus hat nicht operiert. Er hat den Blinden weder untersucht noch angerührt. Er hat nur den Befehl ausgesprochen: Sei sehend! Und die Blindheit wich dem Befehl. Der Mann wurde sehend.

Aber der Unglaube gibt sich nicht geschlagen. Da er das unerhörte Wunder nicht erklären kann, und da er es nicht annehmen will, leugnet er es. Der Unglaube sagt, das gibt es nicht. Das kann es gar nicht geben, dass der Nazarener mit einem Wort einen Blinden geheilt hat. Das ist eine erfundene Geschichte, das ist Gemeindetheologie, die Jesus hochjubeln will. Wie kommen die ungläubigen Theologen zu einer solchen unerhörten Aufstellung? Ich will es zu ihnen sagen. Ich habe ihre Bücher gelesen. Die ungläubigen Theologen machen eine weltanschauliche Voraussetzung, bevor sie an die Erklärung der Heiligen Schrift herangehen. Sie stellen ein Kriterium für die Geschichtlichkeit von Berichten der Vergangenheit auf. Dieses Kriterium ist die Analogie. Das heißt: geschichtlich ist nur das, kann nur das sein, was jederzeit und überall vorkommt. Ich wiederhole diesen Satz, diesen fundamental falschen Satz: Geschichtlich ist nur das, kann nur das sein, was jederzeit und überall vorkommt. Das können Sie nachlesen bei Ernst Troeltsch. „Wenn das, was in den Evangelien berichtet wird, nicht auch hier und heute geschieht“, so sagen sie, „dann ist es erfunden, eine Legende. Nur was jederzeit geschehen kann, das ist auch zur Zeit Jesu geschehen.“ Mit dieser weltanschaulichen Voraussetzung werden die gesamte Offenbarung, die Menschwerdung Gottes, das Wirken Jesu zerstört. Diese Meinung ist in die evangelische Pfarrerschaft und in das Volk abgesunken. Die liberale Theologie triumphiert.

Was ist zu dieser weltanschaulichen Voraussetzung und dieser Theologie zu sagen? Meine lieben Freunde, die Geschehnisse, von denen die Heilung des Blinden ein Ausschnitt ist, sind gewiss einmalig und einzigartig. Sie müssen es sein, denn sie sind ein Bestandteil der Geschichte des menschengewordenen Gottes. Er ist erstmalig und einmalig auf die Erde herabgestiegen, hat hier gelebt und gewirkt. Sein Leben und Wirken ist notwendig unvergleichlich, einmalig und unwiederholbar. Er hat in seiner Erdenzeit alles getan und gesagt, was für die Menschheit erforderlich ist. Als es zum Sterben kam, sagte er: „Es ist vollbracht“, d.h. die Aufgabe, die der Vater ihm gestellt, die Sendung, die er ihm gegeben hat, sie ist vollendet. Deswegen braucht sie nicht noch einmal zu geschehen, kann sie nicht noch einmal geschehen, sie ist einmalig, sie ist unwiederholbar, sie ist unvergleichlich. So sicher, wie der Logos Mensch geworden ist, so sicher sind die Taten seiner Wundermacht. Die Zeitgenossen, die seine Heilungen beobachteten, sagten: „So etwas haben wir noch nie gesehen.“ So etwas konnten sie auch noch nicht gesehen haben. Solche Taten waren nur möglich, als Gott über die Erde wandelte. Es besteht nicht der geringste Anlass, die Geschichtlichkeit dieser Begebenheiten zu bezweifeln.

Der Verlust des Augenlichtes, meine lieben Freunde, ist eine furchtbare Angelegenheit, ist ein schlimmer Schaden, aber neben der Blindheit der Augen gibt es auch eine Blindheit der Herzen. Sie besteht in der Verschlussenheit gegenüber der Existenz und dem Wirken Gottes. Nicht sehen, nicht sehen können, nicht sehen wollen, dass ein allmächtiger Schöpfer lebt, dem alles und alle untertan sind, dem es zu gehorchen und zu dienen gilt, der den Menschen richtet, das ist Blindheit des Herzens. Jesus in eine Reihe mit anderen Religionsstiftern stellen, mit anderen Wundertätern, wie Apollo-

nios von Tyana, ihm die göttliche Wesenheit entziehen, sein Wirken am Tun anderer Menschen messen, das ist Blindheit des Herzens. Um die Blindheit des Herzens zu nehmen, ist Gott ein Mensch geworden. „Ich bin als das Licht in die Welt gekommen, damit niemand, der an mich glaubt, in der Finsternis bleibe“, sagt der Herr. Wehe dem, der das Licht abweist. „Zum Gericht bin ich gekommen in die Welt. Die Blinden sollen sehend, die Sehenden sollen blind werden.“ „Das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt“, schreibt Johannes. „Einige haben es aufgenommen, haben sich erleuchten lassen. Allen, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden. Allen, die an seinen Namen glauben.“

Ach, meine lieben Freunde, dass doch die Herzensblinden ihre Blindheit erkennen möchten. Dass sie doch mit Bartimäus ausrufen möchten: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Jesus würde ihren Ruf hören. Er würde sich zu ihnen neigen. Er würde sie fragen: „Was willst du, das ich dir tun soll?“ Und wenn sie ihm sagen würden: „Herr, dass ich sehend werde“, dann würde er das Wort seiner Allmacht sprechen: „Sei sehend, dein Glaube hat dir geholfen.“

Amen.

Nicht vergeblich die Gnaden Gottes empfangen!

26.02.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Wir ermahnen euch, dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget.“ Das ist der Tenor der Epistel des heutigen Sonntags. Wir ermahnen euch, dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget. Wir wollen diesen Satz zu unseren Überlegungen benutzen. Und an erster Stelle fragen: Was heißt es, vergeblich die Gnade Gottes empfangen? Und dann, zweitens: Warum sollen wir nicht vergeblich die Gnade Gottes empfangen? Wir wissen, was Gnade Gottes ist. Das ist jede geistliche Gabe, die uns Gott zu unserem Heile gibt. Wir unterscheiden die heiligmachende Gnade, die wie ein Gewand, wie ein Kleid, wie eine innere Kraft ist, die uns bleibt, und die helfende Gnade, die uns Impulse gibt, damit wir das Gute anstreben und im Guten verharren. Heiligmachende und helfende Gnade. Gott gibt uns die Gnade, und er will, dass wir sie benutzen, dass wir mit ihr arbeiten. Gottes Gnade und die menschliche Mitwirkung sind wie zwei Schienen, die nebeneinander herlaufen oder besser: die miteinander laufen und gemeinsam den Zug des Lebens tragen.

Vergeblich empfängt die Gnade Gottes, wer die Güte, Geduld und Langmut Gottes missachtet, wer unbußfertig ist, wer auf dem bösen Pfade verbleibt. Das größte Hindernis, ein gutes Leben zu führen, ist das Aufschieben der Bekehrung. Der Prophet Isaias mahnt: „Suchet den Herrn, wenn er sich finden lässt, ruft ihn an, wenn er nahe ist.“ Da sagen Menschen: „Ja morgen, von morgen an will ich ein gutes Leben führen.“ Höre: Gott hat dir Verzeihung versprochen, aber das Morgen und das Übermorgen hat er dir nicht versprochen. Sündigen ist menschlich, in der Sünde verharren, ist teuflisch. Vergeblich empfängt die Gnade, wer dem Heiligen Geist widersteht. Der Heilige Geist spricht ja zu uns, in unserem Herzen. Goethe hat es einmal wunderschön ausgedrückt: „Ganz leise spricht ein Gott in uns, in unserer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an, was zu ergreifen ist und was zu fliehen.“ In der Litanei vom Heiligsten Namen Jesu steht die wunderbare Anrufung: „Von der Vernachlässigung Deiner Einsprechungen erlöse uns, oh Herr!“ Oh wie wahr, oh wie ergreifend. Von der Vernachlässigung Deiner Einsprechungen, oh Herr, erlöse uns. Gott spricht zu uns. Im Herzen, aber auch durch die Wechselfälle unseres Lebens. Erfolg und Misserfolg, Freude und Enttäuschung, Krankheit und Gesundheit: das ist die Sprache Gottes! Gott spricht auch durch die Ereignisse in der Umwelt, ein Verlust, ein Unfall, eine Katastrophe, eine bestimmte Wetterlage: das ist Gottes Sprache.

Vergeblich empfängt die Gnade Gottes, wer undankbar ist gegen Gott. Der Mensch muss anerkennen, dass er Gott zu Dank verpflichtet ist. Er ist der Geber aller Gaben. Für das Leben, das uns geschenkt wurde. Er gibt uns den Unterhalt, er gibt uns die Hilfe in den Notlagen unseres Lebens. „Sage nicht“, heißt es einmal im Buche Deuteronomium, „sage nicht, meine Kraft hat mir diesen Reichtum verschafft, bedenke vielmehr, dass Gott es ist, der diese Kraft geschenkt hat!“ Für alles muss der Mensch danken, für das Große und für das Kleine. Wie darf er um das Zukünftige bitten, wenn er für das Vergangene nicht gedankt hat? „Wer undankbaren Sinnes ist, lässt seinen Retter im Stich“, heißt es im Buche Jesus Sirach.

Vergeblich empfängt die Gnade Gottes, wer zu den Lastern zurückkehrt, die er mit Gottes Hilfe überwunden hat. Der Versucher schläft nicht. Wir haben eben die Geschichte von den Versuchungen Jesu gehört. Im Lukasevangelium steht nach den Versuchungen: „Der Versucher verließ ihn auf ein andermal.“ Also das ist nur ein Ausschnitt aus den Versuchungen Jesu, von denen wir heute gehört haben. Auf ein andermal. Der Versucher stellt dem Menschen den Reiz der Sünde, die er einst begangen hat, vor Augen, schildert sie als anziehend, versucht ihre Wiederholung zu erreichen. Die Propheten drücken es drastisch aus: „Der Hund kehrt zurück zu dem Auswurf, den er gemacht hat.“ Der Versucher gaukelt dem Menschen vor, was ihm entgeht, wenn er die Sünde unterlässt. Der Apostel

aber warnt uns: „Wer in die alte Sünde zurückfällt, schlägt für seine Person den Sohn Gottes von neuem ans Kreuz.“ Er fällt aus der Gnade heraus. Er hat sie vergeblich empfangen. „Meine Brüder, wir ermahnen euch, dass ihr die Gnade Gottes nicht vergeblich empfanget.“ Der Prophet Isaias hat einmal im Bilde eines Weinbergbauern geschildert, was es heißt, die Gnade Gottes vergeblich zu empfangen. „Einen Weinberg hatte mein Freund an fruchtbarer Höhe. Er grub ihn um, er entsteinte ihn und pflanzte darin Edelreben. Er baute einen Turm, er grub eine Kelter und hoffte, dass er Trauben trüge. Aber er brachte nur Härlinge.“ An einer anderen Stelle beschreibt er wiederum die Vergeblichkeit des Werbens Gottes. „Ich halte meine Arme den ganzen Tag ausgestreckt nach einem widerspenstigen Volke, das seinen eigenen Gedanken nachgeht, auf unheilvollen Wegen.“ Es ist schrecklich, meine lieben Freunde, die Gnade Gottes vergeblich zu empfangen.

Warum dürfen wir die Gnade Gottes nicht vergeblich empfangen? Nun, an erster Stelle: weil das Geschenk der Gnade kostbar ist. Alles hat Gott für den Menschen getan. So viel hat er es sich kosten lassen. Er hat ihn geschaffen. Ja, man muss eigentlich staunen, dass Gott nicht genug hatte an seiner Majestät, an seinem innergöttlichen Leben, dass er noch Geschöpfe hervorbringen wollte, aus dem Nichts. Das ist eigentlich zum Staunen. Er hat den Menschen geschaffen, und er hat ihn wunderbar ausgestattet – selbst Darwin konnte nicht umhin, das Auge, das wunderbare Auge des Menschen als unerklärlich anzusehen. Er hat ihn zur Krone der Schöpfung gemacht. Alles hat er ihm unterworfen: Die Vögel des Himmels, die Tiere der Erde und die Fische im Meer. Er hat dem Menschen seine Freundschaft geschenkt. Er hat mit ihm Umgang gepflogen. Gott hat den Menschen, als er gefallen war, aufgerichtet, hat ihn aus dem Schlamm emporgezogen. Für uns Menschen und um unseres Heiles willen, ist er vom Himmel herabgestiegen. Er hat sich die Rettung des Menschen wahrhaftig etwas kosten lassen. „Ihr wisst, dass ihr nicht mit vergänglichem Gold oder Silber erkaufte seid, sondern mit dem kostbaren Blut Christi als einem unbefleckten, fehlerlosen Lamm.“ Und das ist es, was wir jetzt genießen dürfen, in der Taufe. In der Heiligen Taufe, da wird uns die Kraft des Leidens Christi, die Macht seiner Erlösung übertragen. Da werden die Sünden vergeben, die Sündenstrafen, die Sündenneigung wird gemildert, der Stachel des Todes wird herausgerissen. Das ist die Wirkung der Taufe. Oh welch ein Glück, getauft zu sein.

Er hat uns die Kirche gegeben, die uns erzieht, die uns führt. Meine lieben Freunde, ich kann immer nur sagen, wie glücklich sind wir, dass wir wissen, was wir tun dürfen, was wir tun sollen. Wie glücklich sind wir, dass wir die Gebote Gottes haben, die verhindern, dass wir zu Tieren werden. Gott hat uns die Seelsorger an die Seite gestellt, die uns mit ihrem Wort nähren und mit ihren Sakramenten speisen. Wie wunderbar ist es, dass wir das Bußsakrament haben, dass wir hören dürfen: „Deine Sünden sind dir vergeben.“ Von Goethe stammt das schöne Wort: „Die Ohrenbeichte hätte den Menschen niemals genommen werden dürfen.“ Das sagt der Protestant Goethe! Gott hat uns das Gewissen gegeben, den Wächter, den Mahner in unserem Inneren. Von Maximilian Robespierre stammt das bedenkenswerte Wort: „Nehmt mir mein Gewissen, und ich bin der unglücklichste aller Menschen.“ Wir müssen diese Gnaden Gottes, weil sie kostbar sind, benutzen. Wir müssen mit ihnen arbeiten. Wir müssen Verantwortung für sie tragen. „Wir ermahnen euch, dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget.“ Gott ist gütig und ist zum Verzeihen bereit. Aber Gott kann nicht ewig seiner spotten lassen. Wenn Gott nicht zum Gespött werden will, muss er schließlich alle von sich tun, die sich nicht von ihm erlösen lassen wollen. Gottes Gesetz ist keine Vogelscheuche. Die Strafe für das gottlose Fleisch sind Feuer und Wurm.

Christus hatte den Städten seines Landes das Heil angeboten, in ihnen gepredigt, Wunder gewirkt. Aber sie haben sein Wort verschmäht. Dann fing er an, heißt es im Lukasevangelium, dann fing er an, die Städte, in denen seine meisten Wunder geschehen waren, zu schelten, weil sie sich nicht bekehrt hatten. „Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida! Wären in Tyrus und Sidon“, den heidnischen Nachbarstädten, „wären dort die Wunder geschehen, die in euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße getan. Darum sage ich euch: Tyrus und Sidon wird es am Tage des Gerichtes erträglicher ergehen als euch!“ „Und du, Kafarnaum, bist du nicht bis zum Himmel erhoben worden? Bis zur Hölle sollst du hinabgeschleudert werden. Wären in Sodom die Wunder geschehen, die hier geschehen sind: es stünde noch bis zum heutigen Tage. So sage ich euch: dem Lande Sodom wird es erträglicher ergehen am Tage des Gerichtes als euch!“

Weshalb, meine Freunde, dürfen wir die Gnade Gottes nicht vergeblich empfangen? Zweitens, weil die Gnadenzeit kurz ist. Der Herr selbst wusste um die Begrenztheit seiner Zeit. Ich muss die Werke dessen tun, der mich gesandt hat, denn es kommt die Nacht, wo niemand mehr wirken kann. So ist es auch bei uns. Dem Menschen ist es bestimmt zu sterben. So wenig es in der Macht des Menschen ist, den Wind aufzuhalten, so wenig Gewalt hat er über den Tod. Kein Mensch kennt seine Zeit. Kein Mensch hat Macht über seinen Sterbetag. Ich muss sterben, so haben wir als Kinder gelernt, ich muss sterben, ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wie, ich weiß nicht wo. Aber das Eine weiß ich: dass ich, wenn ich in einer Todsünde sterbe, ewig verloren bin. Wenn ich aber in der Gnade sterbe, dass ich ewig gerettet bin. Deswegen: die Zeit der Aussaat benutzen, meine lieben Freunde. „Kauft die Zeit aus“, mahnt der Apostel Petrus in den beiden Briefen an die Epheser und die Kolosser. Kauft die Zeit aus, das heißt, benutzt die Zeit. Sie kehrt nicht wieder. Sie ist kostbar. Jeder Tag, jede Stunde sinkt unumkehrbar in das Land der Vergessenheit. „Siehe, jetzt ist die Zeit der Gnade, jetzt sind die Tage des Heiles“, haben wir in der Epistel von heute gehört. Jeder Tag ist ein Gottestag. Jeder Tag ist ein Gnadengeschenk. Und deswegen: jetzt die Zeit benutzen, nicht auf später etwas verschieben. „Der Augenblick wird kommen“, habe ich im Buch von der Nachfolge Christi gelesen, „der Augenblick wird kommen, wo du einen einzigen Tag oder eine Stunde wünschen wirst, um dich zu bekehren. Aber ich weiß nicht, ob du sie erhalten wirst.“

„Die Tugend, die dich krönt mit ewiger Seligkeit, ach halte sie doch fest, ist die Beharrlichkeit“, sagt Angelus Silesius, unser Dichter Johannes Scheffler. Und der Herr hat es ja hervorgehoben: wer ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet werden. Durch standhaftes Ausharren werdet ihr eure Seelen retten.

Warum, meine Freunde, sollen wir die Gnade nicht vergeblich empfangen? Weil der Dank für die Gnade uns leicht gemacht wird. Worin besteht er? In der Nachfolge Christi. Und für diese Nachfolge Christi hat uns der Apostel in der heutigen Epistel acht Punkte genannt, wie sie aussehen soll. Erstens: „Bei Ehre und Schmach, bei schlechtem und gutem Ruf.“ – Es soll uns nicht kümmern, was Menschen von uns denken. Wir sollen Gottes Willen erfüllen, ohne Rücksicht auf andere. Die Feinde Christi und der Kirche suchen ja immer, uns zu verdächtigen, unseren guten Namen zu rauben, uns zu schmähen, uns etwas anzuhängen. Die Verleumdung des heiligmäßigen Papstes Pius XII. hat bis heute verhindert, dass er heiliggesprochen wird. Und diese Verleumdung geht auf den Herrn Hochhuth zurück. Der große Bischof von Münster, der Graf Galen, hatte den Wahlspruch: „Nec laudibus, nec timore.“ Das heißt: Ich lasse mich weder durch Lob, noch durch Tadel vom Wege Gottes abbringen.

Zweitens: „Für Betrüger gehalten, und doch wahrhaftig.“ – Ja das fing schon mit Jesus an. Am Karsamstag gingen die jüdischen Oberen zu Pilatus und sagten: „Herr, wir erinnern uns, dass dieser Betrüger“, das ist unser Heiland Jesus Christus, „dass dieser Betrüger, als er noch lebte, gesagt hat, nach drei Tagen werde ich auferstehen. Ordne darum an, dass sein Grab bis zum dritten Tag bewacht wird, damit nicht seine Jünger hingehen und sagen, er ist von den Toten auferstanden. Dann wäre der letzte Betrug schlimmer als der erste.“ Betrüger werden auch wir geheißen. Wir Verkünder des Evangeliums, wir Gläubigen. Man sagt uns, wir betrügen die Gläubigen, entweder dadurch, dass wir selbst nicht anders glauben, was wir anderen predigen, oder dadurch, dass wir etwas versprechen, was nicht in Erfüllung gehen kann. Den letzten Vorwurf hat Karl Marx gemacht. Er sagt, die Religion, das Evangelium ist das Opium des Volkes. Was bedeutet das? Das besagt: Die Religion ist nach Marx erfunden, um die Menschen von dem elenden Diesseits zu vertrösten auf das angenehme Jenseits. Die Religion, eine Erfindung der Kapitalisten. Nein, meine lieben Freunde, wir sind keine Betrüger. Wir täuschen das Volk nicht. Wir sind schwach. Wir bleiben hinter den Forderungen Gottes zurück. Aber wir predigen nicht Wasser und trinken Wein. Unsere Verkündigung ist auch keine Vertröstung. Kein billiger Trost. Das Wort Gottes ist Geist und Wahrheit und Gottes Wahrheit bleibt auf ewig.

Drittens: „Unbekannt und doch wohlbekannt.“ – Die Gläubigen sind heute weitgehend unbekannt. Die Massenmedien nehmen keine Notiz von den zahllosen stillen, frommen Gläubigen, von den Duldern und Märtyrern unserer Zeit, von den Heiligen. Sie berichten von Filmschauspielerinnen, Preisboxern und Rennfahrern. Aber sie übergehen den lautereren Dienst unserer gläubigen, frommen, leidenden Menschen, ihre Überwindungen, ihre Verzichte, ihre Opfer. Gott kennt sie. Deswegen: unbekannt und doch wohlbekannt, nämlich bei Gott.

Viertens: „Sterbende, und dennoch: wir leben.“ – Kardinal Newman hat einmal das schöne Wort geschrieben: „Die Sache Christi liegt wie im Totenkampf.“ Das war im neunzehnten Jahrhundert. Im zwanzigsten, im einundzwanzigsten Jahrhundert ist es nicht anders. Die Sache Christi liegt wie im Totenkampf. Wie oft ist das Papsttum totgesagt worden. Am 29. August 1799 starb in Valence, in Frankreich, in der Gefangenschaft, Papst Pius VI. Die französischen Zeitungen jubelten: Jetzt ist das Papsttum zu Ende. Jetzt ist es um das Papsttum geschehen. Am 14. März 1800 wurde in Venedig ein neuer Papst gewählt: Pius VII. In den römischen Katakomben hat man eine Lampe gefunden, auf der geschrieben steht: „Petrus stirbt nicht!“ In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hat Karl Marx das Absterben der Religion vorausgesagt. Es werden sich die Produktionsverhältnisse ändern, und mit den Produktionsverhältnissen ändert sich der Überbau. Es fällt dann der Überbau, die Religion, weg. Nun, wir haben ja ein Experiment erlebt, über viele Jahrzehnte. Und wir wissen, dass das Experiment misslungen ist. Natürlich hat der Marxismus, hat der Bolschewismus mit Zwang und Druck und Verführung viele Menschen der Religion abspenstig gemacht. Das ist unbestritten. Aber viele sind auch treu geblieben und viele haben zurückgefunden. Ein Mann wie der russische Außenminister Schewardnadse hat sich mit sechzig Jahren taufen lassen. Vor wenigen Tagen hat der Heilige Vater Kardinäle ernannt. Unter ihnen befand sich auch Dominik Duka. Wer ist Dominik Duka? Er ist im Jahre 1943 in Königgrätz, also in der Tschechei, geboren worden. Nach der Schule hat er Schlosser gelernt, den Militärdienst abgeleistet und dann trat er ins Priesterseminar ein. Er wurde Priester, Ordenspriester, Dominikaner, er nahm die Seelsorgetätigkeit auf. Sie wurde ihm 1975 untersagt. Er hat sich nicht daran gehalten. Er hat gute Schriften verteilt. Er wurde zu fünfzehn Monaten Gefängnis verurteilt. Die hat er abgesessen, zusammen mit dem späteren Präsidenten Vaclav Havel. Als die Wende kam, hat ihn der Papst zum Bischof von Königgrätz ernannt, und jetzt, 2010, zum Erzbischof von Prag. Aus Ruinen ist neues Leben erstanden. Dominik Duka, der neue tschechische Kardinal.

Fünftens: „Gezüchtigt, aber nicht getötet.“ – Im Hebräerbrief werden die Leiden der Gläubigen aufgezählt. „Gedenket der früheren Tage, in denen ihr so manchen Leidenskampf bestehen musstet. Bald wart ihr selbst in Beschimpfungen und Trübsal ein Schauspiel, bald wart ihr Genossen derer, die solches erfuhren. Ihr habt mit den Gefangenen gelitten; ihr habt den Raub eures Vermögens ertragen, weil ihr wusstet, dass ihr einen besseren und bleibenden Besitz habt.“ Nach vielen Drangsalen und Misshandlungen, oft körperlich gebrochen, zuschanden gemacht, haben die Überlebenden die Arbeit wieder aufgenommen, und um des Herrn willen den neuen Anfang gewagt.

Sechstens: „Betäubt, und doch immer freudig.“ – Gemeint ist: auf dieser Erde eingedeckt mit Trübsalen. Sie können aber nicht aufkommen gegen das Glück des Gotteskinds. Den Christen kann man mit Unbilden überhäufen, man kann ihm alle Quellen irdischer Freude nehmen. Aber eines ist ihm nicht zu nehmen, nämlich die frohe Gewissheit, Gott zum Freunde zu haben. Deswegen: betäubt, und doch immer freudig.

Siebtens: „Arm, und doch viele bereichernd.“ – Es war schon immer so, dass wir nicht sehr viele Reiche in unseren Reihen hatten, aber viele Arme. Dürftig an irdischen Gütern, aber erfüllt mit himmlischen Gütern, die Gott schenkt und verteilt, und die wir weitergeben an andere. Deswegen: arm, und doch viele bereichernd.

Achtens: „Ohne Besitz, und doch alles besitzend.“ – Wie oft hat man der Kirche alles genommen. Wie viele Säkularisationen hat die Kirche erlebt. Von Karl dem Großen angefangen bis zur Säkularisation im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Da hat man die Bischöfe hungern lassen, man hat ihnen den Brotkorb höher gehängt, im Kulturkampf. Man hat das sogenannte „Brotkorbgesetz“ erlassen; man hat den Bischöfen die Bezüge entzogen. Sie haben weitergelebt und das Evangelium verkündigt. Wer Gott besitzt, dem kann nichts fehlen. Genauso ist es. Dem Christen kann alles Irdische genommen werden, es bleibt ihm der größte, der unverlierbare Besitz, der größte Schatz, nämlich die Gnade Gottes. Deswegen, meine lieben Freunde, heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht. Schätzt die Gnade, arbeitet mit der Gnade, empfanget die Gnade Gottes nicht vergeblich.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus, der wahre Sohn Gottes

04.03.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die zentrale Wirklichkeit im Christentum ist niemand anders als Jesus Christus. Das Christentum ist identisch mit Jesus Christus. So kann man in einem richtigen Sinne sagen. Um seine Person dreht sich alles. Aber wer ist Jesus Christus? Darüber geben Auskunft die kirchlichen Glaubensquellen: die Heilige Schrift und die Überlieferung. Zwei: Die Schrift und die Überlieferung. Bevor auch nur eine Zeile über Jesus geschrieben war, gab es eine mündliche Überlieferung, gab es eine Predigt von Jesus. Und auch als die Evangelien geschrieben waren, lief die mündliche Verkündigung, lief die Predigt von Jesus daneben her. Und nicht nur die Predigt, sondern auch der Gottesdienst, die Verehrung, gehört zu dieser Überlieferung und sagt uns, wer Jesus ist. Selbstverständlich schätzen wir die schriftlichen Zeugnisse von Jesus überaus hoch. „Schon viele haben es unternommen“, schreibt der Evangelist Lukas am Anfang seines Buches, „schon viele haben es unternommen, eine Darstellung der Begebenheiten zu verfassen, die in unserer Mitte zum Abschluss gekommen sind.“ Es gibt also viel mehr Evangelien, als wir in unserem kirchlichen Gebrauch haben. Die Kirche hat nur aus der großen Menge der schriftlichen Zeugnisse von Jesus vier auserwählt, weil sie wusste: Hier spricht der Heilige Geist, weil sie überzeugt war, diese vier kanonischen Evangelien enthalten die Wahrheit. Es sind die Evangelien nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Aus ihnen und der mündlichen Überlieferung ist zu entnehmen, wer Jesus Christus ist.

An erster Stelle können wir uns berufen auf seine Selbstzeugnisse. Was sagt er von sich selbst? Er nannte sich den „Menschensohn“. Damit nahm er Bezug auf eine Vision im alttestamentlichen Buche Daniel. In diesem Buche wird der Menschensohn als eine Hoheitsgestalt geschildert, die in Gottes Umgebung weilt. Als Jesus am Sabbat einen Mann mit einer verdorrten Hand heilte und die Pharisäer ihm deswegen Vorwürfe machten, erklärte er: „Der Menschensohn ist Herr über den Sabbat.“ Eine solche Aussage ließ die Anwesenden aufhorchen. Als er von seinem Leiden und von seinem Tode sprach, fügte er hinzu, er werde am dritten Tage auferstehen, und nicht nur das. Er kündigte an: „Der Menschensohn wird in der Herrlichkeit seines Vaters kommen und jedem nach seinen Werken vergelten.“ Er erklärt sich zum Richter; zum Richter der Lebenden und der Toten. Vor der höchsten jüdischen Behörde, am Abend vor seinem Tode, im Angesicht des bevorstehenden Leidens, erklärt Jesus: „Ihr werdet den Menschensohn zur Rechten Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen.“ Er setzt sich an die Seite Gottes. Wenn Jesus seine Sendung beschreibt, macht er auch immer Aussagen über sich selbst: „Ich bin im Namen meines Vaters gekommen; zum Gericht bin ich in die Welt gekommen, damit die Blinden sehend und die Sehenden blind werden.“ – „Ich bin gekommen, damit ich die Welt rette. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater als durch mich.“ – „Ich bin ein König“, sagt er vor Pilatus, „ich bin ein König. Dazu bin ich geboren und in die Welt gekommen, dass ich der Wahrheit Zeugnis gebe.“ Auskunft über Jesus gibt er selbst.

Auskunft geben aber auch seine Reden. Jesus hat ja viele Reden gehalten. Die bekannteste unter seinen Predigten ist die „Bergpredigt“, wo der Evangelist Matthäus eine Zusammenfassung der Lehre Jesu bietet. Als Jesus seine Reden beendet hatte, da staunten die Scharen über seine Lehre, denn er lehrte wie einer, der Macht hat, und nicht wie ihre Schriftgelehrten. Das heißt, er tradiert nicht bloß, er gibt nicht bloß weiter, was er überkommen hat, nein, er beansprucht für seine Worte Autorität. Als die Hohepriester ihre Bediensteten aussandten, um Jesus festzunehmen, kehrten diese unverrichteter Sache zu ihnen zurück. Die Hohepriester machten ihnen Vorwürfe, warum sie Jesus nicht mitgebracht

hätten. Sie antworteten: „Niemals hat ein Mensch so geredet wie dieser Mensch.“ Die Reden zeugen von Jesus, geben uns Auskunft, wer Jesus ist.

Der dritte Weg zu seiner Erkenntnis sind seine Taten. Er heilte Kranke, Blinde, Aussätzige. Er vertrieb die Dämonen aus den Besessenen. Ein Aussätziger fiel vor ihm nieder und sagte: „Wenn du willst, kannst du mich gesund machen.“ Jesus streckte seine Hand aus, berührte ihn und sprach: „Ich will! Sei rein!“ Und der Aussatz ließ von ihm. Er gibt Toten das Leben zurück. Da war ein Synagogenvorsteher, Jairus mit Namen. Er meldete Jesus: „Meine Tochter ist gestorben, aber komm, lege deine Hand auf und sie wird leben.“ Jesus kam, ergriff ihre Hand und sprach: „Talitha kumi, Mädchen, ich sage dir: steh' auf!“ Und das Mädchen stand auf.

Wir sehen aus der Heiligen Schrift, wie sich die Menschen, die Zeitgenossen Jesu, mit seiner Person beschäftigten. Sie fragten: „Wer ist denn das eigentlich?“ Sie versuchten, Jesus in einer der ihnen bekannten Kategorien unterzubringen. Sie meinten, er sei der wiedererstandene Johannes der Täufer oder Elias oder Jeremias oder einer von den Propheten. Von den Propheten hatten sie gehört, die kannten sie. Und mit denen verglichen sie Jesus.

Als Jesus in Jerusalem einzog, da geriet die ganze Stadt in Bewegung und fragte: „Wer ist dieser?“ Die Volksscharen sagten: „Das ist der Prophet Jesus aus Nazareth.“ Viele spürten, dass das nicht ausreicht, wenn man Jesus unter die Propheten einreicht. So griffen sie höher und dachten an den Retter, der ihrem Volke verheißen war, an den Messias. Aus dem Volke in Jerusalem glaubten viele an ihn und sagten: „Ob der Messias, wenn er kommt, mehr Wunder wirken kann, als dieser?“ Die samaritanische Frau, mit der Jesus am Jakobsbrunnen zusammentraf, ging in ihren Heimatort Sichar und sagte zu ihren Mitbewohnern: „Ob der nicht der Messias ist?“ Das waren in Frageform vorgebrachte Vermutungen. Andere haben diese Fragen für sich beantwortet. Zwei Blinde schrien: „Erbarme dich unser, Sohn Davids.“ Klipp und klar wird hier gesagt: Das ist der Messias! Denn der musste aus dem Geschlecht Davids kommen. Die kananäische Frau in der Gegend von Tyrus und Sidon schrie ihm zu: „Erbarme dich meiner, Sohn Davids.“ Auch sie wusste: Das ist der Messias! Die Feinde Gottes, die ja häufig über hohe Intelligenz verfügen, die Feinde Gottes hatten keinen Zweifel daran, dass in Jesus der Messias erschienen ist. Die Dämonen stürzten auf ihn zu und schrien: „Du bist der Sohn Gottes!“ Der Satan, der Jesus in der Wüste versuchte und der eine besonders hohe Intelligenz besitzt, der Satan nannte ihn den Sohn Gottes.

Die Jünger waren von Jesu Messianität überzeugt. Vor Caesarea Philippi fragte Jesus sie, für wen sie ihn halten. Petrus antwortet im Namen der Apostel: „Du bist Christus“, das heißt der Messias, „der Sohn des lebendigen Gottes.“ Und Jesus bestätigt dieses Bekenntnis: „Nicht Fleisch und Blut hat dir dies geoffenbart, kein Mensch, sondern mein Vater, der im Himmel ist.“ Jesus wird also in den Evangelien eindeutig als der Messias, der Gesandte Gottes, der im Alten Bunde angekündigt worden war, erkannt. Aber dieser Messias war nach allgemeiner Überzeugung ein bloßer Mensch. Es reicht also nicht aus, wenn man die Persönlichkeit Jesu ausschöpfen will, zu sagen: „Du bist der Messias.“ Seine Reden und seine Taten erwecken in den Zeugen Erstaunen und Bestürzung. Sein Selbstbewusstsein überschreitet das bloß Menschliche. Als Jesus den Gichtbrüchigen, durch ein einziges Wort, vor aller Augen heilte, da gerieten alle in Staunen und sagten: „So etwas haben wir noch nie gesehen!“ Das ist analogielos, das ist einzigartig. Man brachte einen besessenen Stummen zu Jesus. Jesus trieb den Geist aus und der Stumme redete. Das Volk wunderte sich und sagte: „Noch nie ist so etwas in Israel vorgekommen!“ Analogielos, einzigartig.

Jesus betätigte sich aber nicht bloß als Therapeut und als Exorzist. Zweimal lud er die Massen zu einem Abendessen ein, und aus wenigen Broten und noch weniger Fischen teilte er allen aus, und alle wurden satt. Als Jesus dem Orkan Einhalt gebot und das Seebeben zum Verstummen brachte, da fragten die Zeugen dieser Tat: „Was ist denn das für einer, dass ihm sogar Wind und Wellen gehorchen?“ Herr über die Natur ist nur der Schöpfer der Natur, der alles aus Nichts hervorgebracht hat, der waltet, machtvoll waltet von einem Ende der Erde zum anderen. Wenn Jesus der Natur gebietet, ist er dann nicht der auf Erden erschienene Schöpfer? Als Jesus dem Gichtbrüchigen die Sünden nachlässt, fragen die Anwesenden in ihrer Verlegenheit: „Wer kann Sünden vergeben als Gott allein?“ Eine richtige Überlegung. Also: Wenn dieser Fremdling, wenn dieser Heimatlose Sünden vergibt, ist er dann nicht der auf Erden erschienene Gott? Langsam ging den Jüngern auf, dass Jesus das bloße Men-

schentum weit überschreitet. Dass er nicht bloß ein Prophet ist, und nicht auch bloß der Messias, sondern dass er weit mehr ist.

Die Lösung liegt in der Ankündigung Jesu, er sei der Sohn des himmlischen Vaters. Der einzigartige Sohn des himmlischen Vaters. Er nennt sich wiederholt und mit besonderer Betonung den Sohn, und Gott seinen Vater. Aber er ist Sohn in einer anderen Weise, wie es die übrigen Menschen sind. Von diesen kann nämlich keiner sagen, was er von sich sagt. Das steht bei Matthäus: „Alles ist mir von meinem Vater übergeben und niemand erkennt den Sohn, als nur der Vater. Und den Vater erkennt niemand als der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will.“ Das steht bei Matthäus – ich sage das mit Betonung –, denn wenn es bei Johannes stünde, würden wir uns nicht wundern. Er hatte einen besonderen tiefen Blick. Aber nein, das ist die johanneische Stelle bei Matthäus. Johannes mit seinem tiefen Blick bewahrt die Worte auf, die uns Jesu Wesen vollends zeigen: „Ich und mein Vater sind eins.“ Ich und mein Vater sind eins. Als Philippus Jesus bat, er möge ihnen doch den Vater zeigen, da antwortet er: „Wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen. Glaubst du nicht, dass ich im Vater bin und dass der Vater in mir ist?“ Gott selbst zeugt für die einzigartige Sohnschaft Jesu. Wir haben es ja eben gehört im Evangelium. Auf dem Berge Tabor erklärt eine Himmelsstimme: „Dieser ist mein auserwählter Sohn, den höret!“ Hier ist vom Vater und vom Sohn die Rede. Aber wie ist diese Beziehung zu erklären? Welches Verhältnis obwaltet zwischen diesem Vater und diesem Sohn? Auch die übrigen Menschen nennen Gott ihren Vater, und Jesus hat uns gelehrt, zu beten: „Vater unser...“ Ja, jene was unterscheidet denn seine Sohnschaft von der Sohnschaft, die wir auch durch die Gnade besitzen? Jesu Beziehung zum Vater unterscheidet sich von der anderer Menschen, auch von der seiner Jünger. Wiederholt erklärt er seine einzigartige Verbindung mit dem Vater: „Glaubt mir, dass ich im Vater bin und dass der Vater in mir ist!“

Nach der Auferstehung erklärt er seinen Jüngern: „Ich steige hinauf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott.“ Das heißt: seine Beziehung zum himmlischen Vater ist unvergleichlich, überragt diejenige, welche die Jünger auch in ihrer Frömmigkeit zu Gott haben. Der Evangelist Lukas und der Evangelist Matthäus lassen keinen Zweifel daran, dass Jesus sich als den Sohn Gottes verstanden hat. Der Evangelist Johannes ist in der Erkenntnis Jesu noch weiter vorgegangen. Um sie auszudrücken, nimmt er eine Bezeichnung auf, die aus der Umwelt der damaligen Juden stammt. Er spricht vom Logos, vom Ewigen Wort, das bei Gott war und selber Gott ist. Dieses Wort „Logos“, der Begriff Logos, die damit gemeinte Wirklichkeit, stammt aus der jüdischen Weisheitsspekulation. Es schien ihm geeignet, auf Jesus Anwendung zu finden. Natürlich im übertragenen Sinne, gereinigt von falschen Vorstellungen. Denn er fügt gleich hinzu: „Am Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.“ Am Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Gott hat niemand jemals geschaut. Der Eingeborene, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, der hat uns Kunde gebracht. Dieser Eingeborene ist niemand anders als Jesus von Nazareth. Hier ist es klar ausgesprochen: Der in Jesus von Nazareth spricht und handelt, hat nicht nur eine irdische Existenz etwa von dreißig Jahren. Nein, er hat vor dem irdischen Leben eine Präexistenz, ein Dasein vor seinem Erscheinen auf der Erde. Er ist der präexistente Gottessohn.

Aber da erhebt sich ein neues Problem, denn wie verhält sich denn der in Jesus erschienene Gott zu dem Gott der Väter – Abrahams, Isaaks und Jakobs? Das ist ein schweres Rätsel, und war auch für die Jünger ein schweres Rätsel. Eines hat die Kirche immer ausgeschlossen: Dass es mehrere Götter geben könnte. Es gibt nur einen Gott. Der Eingottglaube ist eine Grenzscheide, die auf keinen Fall überschritten werden darf. Ja, aber wie kann man die Einheit Gottes festhalten, wenn neben dem Gott der Väter der Gottmensch Jesus Christus steht? Um die Einheit Gottes festzuhalten, verfielen manche Christen auf den Ausweg, verschiedene Seinsweisen, verschiedene Erscheinungsweisen Gottes anzunehmen. In der Schöpfung, so sagten sie, erscheint Gott als der Vater, in der Erlösung als der Sohn. Und sie stellten den Satz auf: „Der Vater hat gelitten.“ Da wurde das Glaubensbewusstsein der Kirche wach. Nein, das ist unmöglich, das widerspricht der ganzen Leidensgeschichte der Bibel. Wie kann Jesus am Ölberg sagen: „Vater, wenn es möglich ist, dann lass’ diesen Kelch vorübergehen.“ Das ist unmöglich zu sagen: „Der Vater hat gelitten.“ Das musste abgewiesen werden. Das sind die sogenannten „Patri-Passianer“, wie sich diese Männer nannten, die modalistischen Monarchianer, wie die Kirche sie bezeichnete.

Andere Christen gingen ebenfalls in der Absicht, die Einheit Gottes festzuhalten, einen umgekehrten Weg. Sie erniedrigten Jesus. Sie fielen hinter die schon erreichten Erkenntnisse zurück. Sie lehrten: Christus ist ein bloßer Mensch, wenn auch auf übernatürliche Weise aus dem Heiligen Geist und der Jungfrau geboren. Bei der Taufe ist er mit göttlicher Kraft ausgestattet und von Gott an Sohnes Statt angenommen worden. Das ist der Ausweg der Ebioniten. Das ist der Ausweg der Nazaräer.

Die Kirche verwarf auch diesen Ausweg, denn sie wusste: Hier wird dem Heiland der Königsmantel seiner Gottheit von der Schulter gezogen.

Die Lösung musste natürlich gesucht werden in dem Verhältnis von Sohnschaft und Vaterschaft. Jesus steht zum Vater im Himmel in der Beziehung der Sohnschaft. Er hat also die Abstammung vom Vater, die Herkunft vom Vater, den Ursprung vom Vater. Und diesen Ursprung hat die Kirche mit dem glücklichen Wort „Zeugung“ bezeichnet. Vater, Sohn, Zeugung. Aber diese Zeugung ist natürlich nicht geschlechtlich zu verstehen. Das ist ein geistiger und geistlicher Vorgang: die Hervorbringung eines anderen, der mit dem Zeugenden wesensgleich ist. Die letzte Klarheit in dieser Dogmenentwicklung brachten Begriffe, die aus der griechischen Philosophie stammen. Es sind die Begriffe „Natur“ und „Person“. In Gott besteht Einheit der Natur und Dreiheit der Personen. Vater und Sohn sind dem Wesen nach gleich, verschieden nur nach der Personalität. Das göttliche Wesen ist und bleibt eines und ein einziges. Es verdoppelt sich nicht durch die Sohnschaft des Logos und es verdreifacht sich nicht durch den Hervorgang des Heiligen Geistes. Der Vater teilt dem Sohn die eine, einzige, Wesenheit mit, und Vater und Sohn teilen die eine einzige und eigene Wesenheit dem Heiligen Geist mit. Das göttliche Wesen ist der Zahl nach, nicht der Art nach, ist der Zahl nach eines. Also nicht, als ob jede göttliche Person ein eigenes Wesen besäße, sondern alle besitzen ein und dasselbe göttliche Wesen. Alle drei Personen besitzen die eine und einzige göttliche Wesenheit. Und wegen dieser Einheit bleibt der Gott der Christen ein einziger Gott.

Auch Jesus bleibt sich immer derselbe. Zu ihm kann nichts hinzugetan und von ihm kann nichts weggenommen werden. Menschen können ihm nicht etwas geben, was er nicht hatte. Wohl aber können dunkle Vorstellungen gelichtet werden. Unbestimmte Zuschreibungen können bestimmt werden. Dadurch, dass die Erkenntnis immer tiefer in das Wesen Jesu eindringt, wird er kein anderer. Jede frühere Erkenntnis bleibt erhalten. Und jede spätere Erkenntnis nimmt sie auf. Aber die Erkenntnis wächst. Das Bild Jesu wird durch die tiefer dringende Erkenntnis nicht verfälscht. Er wird nicht zu etwas gemacht, was er nicht war. Es werden ihm nicht Attribute zugeschrieben, die ihm nicht zukommen. Es findet nicht eine papierene Vergöttlichung, Apotheose, Jesu statt. Vielmehr wird durch Erkenntnis aus Jesus herausgeholt, was in ihm war. Sein Wesen wird aufgedeckt, seine Natur enthüllt. Jawohl, es existiert eine Entwicklung des Dogmas. Aber es ist eine Entwicklung ein und derselben Göttlichkeit. Es ist eine Entwicklung nicht im Gegenstand der Erkenntnis, sondern in der Erkenntnis.

Der Glaube an die Leitung der Kirche durch den Heiligen Geist sieht auch in dem Keim die spätere Entwicklung angelegt. Das Ei und das Huhn sind sehr verschieden. Aber das Huhn ist aus dem Ei geworden. Alles, was das Huhn ausmacht, war in dem Ei angelegt. Der Eichbaum ist von der Eichel verschieden. Aber der Eichbaum ist aus der Eichel entstanden. In der Eichel sind alle wesentlichen Merkmale des Eichbaums enthalten. So ist auch die Entwicklung der Dogmen eine explikative Entwicklung, das heißt, sie faltet aus, was unentfaltet war. Der bisher verborgene Sinn wird ans Licht gebracht. Neue Formulierungen bereichern die alte Erkenntnis. Aber es geht nichts verloren von der bisherigen Erkenntnis. Alte Dogmen werden nicht abgelegt oder ausgeschieden. Jesus bleibt der Messias, auch wenn er die Zweite Person in der Gottheit ist. Er bleibt der Menschensohn, auch wenn er der wesensgleiche Gottessohn ist. Das Dogma ist wesentlich konstant und unveränderlich. An seiner Konstanz hängt die Identität der Kirche. Die Kirche von heute muss mit der Kirche der Urzeit identisch sein. Und die Kirche ist eine apostolische Kirche. Der Glaube der Apostel muss auch unser Glaube sein.

Meine lieben Freunde, damit stehen wir katholischen Christen allein. Viele protestantische Theologen haben den Inhalt, den genuinen Inhalt des apostolischen Glaubensbekenntnisses aufgegeben. Sie nehmen Interpretationen vor, wie sie sagen, die in Wirklichkeit Umdeutungen sind. Ich zitiere einen sehr berühmten evangelischen Theologieprofessor, der erklärt: „Erledigt“ – erledigt – „ist die Geschichte von der Himmelfahrt Christi, der Glaube an Geister und Dämonen. Erledigt sind die Wun-

der, die christliche Endzeitlehre, die Auffassung des Todes als Sündenstrafe. Die Lehre von der Genugtuung Jesu sowie die Auferstehung Jesu. Erledigt sind Menschwerdung Christi, Sühnetod Christi, Dreieinigkeit, alles, das ist erledigt.“ Eine religiöse Gemeinschaft, die den Glauben der Apostel preisgibt, ist nicht mehr die Kirche Christi.

Ich habe versucht, meine lieben Freunde, Ihnen einen in der Predigt naturgemäß kurzen Abriss der Entwicklung zu geben, wie unsere Erkenntnis von Jesus gewachsen ist. Am Anfang steht der einfache Glaube, stehen oft bildhafte, volkstümliche Sätze über Gott. Aber er genügt nicht. Die Menschen fragen weiter, was heißt denn das: „Ich und der Vater sind eins?“ Das muss man doch erklären. „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.“ Ja, was sagt das? „Ohne mich könnt ihr nichts tun.“ Was beinhaltet das? Beim letzten Abendmahl sagt der Herr: „Das ist mein Leib.“ Ja, das muss erklärt werden, was das bedeutet. Und das hat die Kirche getan. Sie hat es getan in der Kraft des Geistes, freilich auch durch menschliche Bemühungen. Dazu kamen die Angriffe von außen. Der Glaube ist immer gefährdet. Da mussten lehramtliche Formulierungen getroffen werden, die sich durch die Natur der Irrtümer bestimmen ließen. Irrtümer im philosophischen Gewand können nur durch Begriffe im philosophischen Gewand zurückgewiesen werden. Die philosophischen Begriffe werden natürlich bearbeitet, die Kirche wählt sie aus, aber sie passt sie der Wirklichkeit Jesu an. Wir haben es ja soeben gesehen beim Begriffe des Logos, des Wortes. Dass die Kirche dabei nicht in die Irre geht, dass es nicht zu einer Verfremdung kam, dafür bürgt der Geist der Wahrheit.

Die Schaffung solcher Formeln hat Jahrhunderte gedauert. Aber die Definitionen der Kirche haben endliche Klarheit gebracht. Noch auf dem Konzil von Trient wurde eine solche Definition vorgenommen, nämlich das, was in der Heiligen Messe geschieht, was auf den Altären sich ereignet, das ist eine Transsubstantiation, eine Wesensverwandlung. So erklärt das Konzil von Trient in unfehlbarer Weise. Der Beistand des Geistes sorgt dafür, dass bei der Formulierung der Dogmen die Kirche nicht in die Irre geht. Er sorgt dafür, dass die aufgestellten Sätze die gemeinte Wirklichkeit nicht verfehlen. Wir können deswegen, meine lieben Freunde, jedenfalls geht es mir so, der ich diese Dinge über Jahrzehnte lang studiert habe, wir können deswegen mit dem heiligen Paulus sagen: „O Tiefe des Reichtums der Weisheit und der Erkenntnis Gottes, wie unerforschlich sind seine Gerichte, wie unaufspürbar seine Wege. Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt oder wer ist sein Ratgeber gewesen oder wer hat ihm zuerst gegeben, so dass es ihm vergolten werden müsste? Aus ihm und durch ihn und in ihm ist alles. Ihm sei Ehre und Herrlichkeit in Ewigkeit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Evangelien: Mythos oder Geschichte?

11.03..2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts lehrte in Tübingen ein evangelischer Theologe namens David Friedrich Strauss. In den Jahren 1835/36 ließ er ein Buch in zwei Bänden erscheinen „Das Leben Jesu“. Dieses Buch löste einen Sturm der Entrüstung aus. Denn in diesem Buche vertritt David Friedrich Strauss konsequent die mythologische Auslegung des Evangeliums. Das heißt, was die Evangelien berichten, das ist nach seiner Meinung zum größten Teil unhistorisch. Was in diesen Evangelien geschrieben steht, das sind poetische Gedanken, die man in Geschichte umgesetzt hat. Ideen, die man als Geschichte ausgibt. Geschichtsartige Einkleidungen von Gedanken, welche sich die Urgemeinde von Jesus gebildet hat. Es handelt sich bei den Evangelien um die absichtslos dichtende Sage, befestigt an der historischen Person Jesu von Nazareth. Die Erzählungen der Evangelien sind nach Strauss Erzeugnisse einer verklärenden Einbildung. Das Leben Jesu, wie es dort erzählt wird, zieht seine Nahrung aus der alttestamentlichen Prophetie, und die Messiasoffnung hat sich um den geschichtlichen Jesus gerankt. Was bleibt, ist der Mensch Jesus, der nach seinem Tode Gegenstand der Verehrung seiner Anhänger wird. Der Jesus der Geschichte hat mit dem Christus des Glaubens nichts zu tun.

Es ist offensichtlich, dass mit dieser Konstruktion der christliche Glaube bis ins Mark getroffen wird. Entsprechend heftig war die Reaktion. Strauss wurde vom Lehramt entfernt und lebte fortan als freier Schriftsteller. Das Jahr 1835 ist das Schicksalsjahr, ja das Revolutionsjahr der modernen Theologie. Sie werden fragen, weshalb ich Sie mit einem protestantischen Autor aus dem 19. Jahrhundert behellige. Meine lieben Freunde, die Antwort lautet: Weil die Ansichten von Strauss heute genau so aktuell sind wie vor knapp zweihundert Jahren. Viele protestantische Theologen haben sie mehr oder weniger übernommen und, Gott sei es geklagt, es scheint, dass auch manche katholische Theologen ihnen anhängen. Was Strauss erfunden hat, das wird heute in den Lehrsälen der Theologie ungehindert vorgetragen. Das nehmen die künftigen Priester und Religionslehrer auf. Das geben sie an die Gemeinden und an die Jugend weiter. Es braucht sich niemand über den Glaubensstand in unserem christlichen Volk zu wundern. Die Menschen sind voll Unsicherheit und Unentschiedenheit in Bezug auf die Religion erfüllt. Die Ansichten von Strauss sind in das gläubige Volk abgesunken.

Meine lieben Freunde, was sagen wir gläubigen Christen, was sagen wir gläubigen Theologen zu diesen Aufstellungen? Nun an erster Stelle: Mythos und Geschichte sind ohne jede Brücke voneinander getrennt. Mythos und Geschichte, Mythos und Offenbarung, können sich nicht miteinander vertragen. Der Mythos ist Dichtung, die Offenbarung ist Geschichte. Im Mythos werden Naturvorgänge, wie der Aufgang und der Untergang der Sonne, das Kommen und Gehen der Jahreszeiten, ins Göttliche verklärt. In der Offenbarung tritt Gott in geschichtlicher Stunde in diese Erde ein und verlässt seine Verborgenheit. Mythos und Offenbarung verhalten sich wie Ahnung und Erfüllung, wie Traum und Wirklichkeit, wie Andeutung und Ausführung. Die Gestalten des Mythos sind ein Bestandteil dieser Welt, sie sind aus der Erde genommen. Die Person des Offenbarers hat übernatürlichen Charakter. Der Mythos entsteht im Gehirn von Menschen. Die Offenbarung geschieht in der Macht Gottes. Die Autoren des Neuen Testaments lassen keinen Zweifel daran, dass sie um den Unterschied von Mythos und Geschichte wissen. Der Apostel Paulus warnt in seinem ersten Brief an Timotheus davor, sich an Fabeln, Mythen zu halten. In seinem zweiten Brief wiederholt er die Warnung, sich Fabeln auszuliefern. Petrus erinnert seine Leser in seinem zweiten Brief: „Wir haben euch nicht als Anhänger von ausgeklügelten Fabeln die Macht und die Ankunft unseres Herrn Jesus Christus kundgemacht, sondern weil wir Augenzeugen seiner Größe waren.“ Fabeln sind mythische Vorstellungen,

wie sie in der damaligen Welt umliefen, in orientalischen Religionen, im Hellenismus, auch bei den Germanen. Die Offenbarung ist das Gericht über den Mythos. Die Götter der Mythen sind ein Bestandteil dieser Welt. In sie haben die Menschen ihre eigenen Vorstellungen, Gedanken, Befürchtungen und Hoffnungen hineinprojiziert. Der Gott der Offenbarung ist über die Welt erhaben, er ist transzendent - das ist das entscheidende Wort, er ist überweltlich, er hat mit der Welt nichts zu tun. Er ist der ganz andere. Die Mythen spiegeln Naturvorgänge wieder, ein ewiges Kommen und Gehen, die Wiederkehr von Entstehen und Vergehen. Die Offenbarung ist einmalig. Wenn von den Mythen gilt: immer wieder und niemals, dann gilt von der Offenbarung „Ephapax“, so heißt das griechische Wort, „ein für alle mal“ – „Ephapax“.

Strauss hat in seinem Buche – ich habe es gelesen – Strauss hat in seinem Buche dann behauptet, dass die Anhänger Jesu die Lebensgeschichte des Herrn erst nachträglich dem Messiasideal des jüdischen Volkes entsprechend idealisiert haben. Das stimmt nicht. Der Messias, den das jüdische Volk in seinen Hoffnungen in sich trug, ist von dem Messias, der in Christus erschienen ist, völlig verschieden. Die Juden hofften auf einen glorreichen Herrscher, der die Besatzungsmacht aus dem Lande treibt, der ein großes jüdisches Reich errichtet. Jesus entsprach diesem Messiasbild in keiner Weise. Gerade das Gegenteil ist der Fall: Ein gekreuzigter Messias war für die Juden unverständlich, unbegreiflich, unmöglich. „Den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit“, schreibt Paulus im ersten Korintherbrief. Das postulierte Messiasideal ist auf Jesus nicht übertragbar. Das Evangelium bietet keine Anhaltspunkte für eine vorsätzliche Idealisierung Jesu. Jesu Messianität war von dem jüdischen Ideal so weit entfernt, wie man sich nur vorstellen kann. Strauss kommt dann zu sprechen auf die Entstehung der Mythen. „Ja“, sagt er, „die Mythen sind in der apostolischen Zeit in die kirchliche Überlieferung übernommen worden. Am Ende des ersten Jahrhunderts waren alle Apostel gestorben. Dann haben die sogenannten Evangelisten fragmentarische Aufzeichnungen der Apostel mit eigenen erfundenen Geschichten kontaminiert, vermischt und schriftlich frisiert.“ Die Idealisierung des Lebens Jesu ist nach Strauss in der Zeit nach den Aposteln vollzogen worden.

Meine lieben Freunde: In der Zeit der apostolischen Väter waren die Evangelien längst geschrieben. Sie wurden ja bei der Gottesdienstfeier vorgelesen, wie wir wissen. Ein Eindringen von Erzählstoff aus nichtapostolischer Zeit war ganz unmöglich. Die vier unverfälschten Evangelien hatten bereits um die Mitte des zweiten Jahrhunderts weite Verbreitung und allgemeine Anerkennung gefunden. Ihre Entstehung ist viel früher, als Strauss zugeben mag. Es ist von vornherein wahrscheinlich, dass sogleich nach der Himmelfahrt des Herrn Aufzeichnungen seines Lebens vorgenommen wurden. Man wollte doch die Christen, die werdenden Christen, unterrichten von dem, was die Augenzeugen erlebt hatten. Es ist doch selbstverständlich, dass die Augenzeugen größten Wert darauf legten, das festzuhalten, was sie gesehen und gehört hatten. Die Evangelien verarbeiteten Zeugnisse der ersten Generation. Man hat nicht gewartet, bis die Augenzeugen gestorben sind. Die Spätdatierung der Evangelien ist nicht zu halten, sowohl aus inneren wie aus äußeren Gründen. Die textgeschichtlichen und historischen Anzeichen sprechen für die Entstehung der Evangelien im Zeitalter der Augenzeugen, vor der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 n. Chr. Sie sind wahrscheinlich entstanden in den vierziger und fünfziger Jahren des ersten Jahrhunderts. Die späte Datierung achtzig bis hundert n. Chr. ist falsch. Sie wird von einer Ideologie eingegeben, nämlich von der Ideologie, dass Jesus keine Weissagungen gemacht haben kann, also auch nicht die Zerstörung Jerusalems angekündigt haben kann.

Im Jahre 1955 hat man in einer Qumranhöhle in Palästina ein Bruchstück des Markusevangeliums gefunden, das mit Sicherheit datiert wird auf die Jahre vor 68. Ein Papyruskodex, der in Ägypten gefunden wurde, stammt aus der Zeit vor 70. Wenn es der Kirche darauf angekommen wäre, noch so viele Äußerungen über die Person und das Wirken Jesu vorzulegen, dann hätte sie sich an die zahlreichen nichtapostolischen, nicht als echt anerkannten apokryphen Schriften halten können. Solche liefern in großer Zahl um. Sie behandelten mit Vorliebe die Zeitabschnitte Jesu, über die die Evangelisten schweigen, seine Jugendjahre, seine Lehrtätigkeit und seine Lehre nach seiner Auferstehung. Für die historische Kenntnis Jesu bieten diese Schriften nichts. Die Kirche hat sie verworfen. Ihre Botschaft beruht nicht auf Phantasien, sondern auf Tatsachen.

Strauss geht dann auf einzelne Probleme der Geschichte Jesu ein. Er bestreitet zum Beispiel die Tatsache der Volkszählung zur Zeit der Geburt Jesu. Womit bestreitet er sie? Der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus hätte eine solche Aktion nicht unerwähnt gelassen. Er bedient sich also des „argumentum esilentio“, also des Beweismittels des Schweigens: Weil etwas nicht berichtet wurde, ist es nicht geschehen. Ja, meine lieben Freunde, das ist das unsicherste Beweismittel, das es überhaupt gibt! Es könnte nur dann herangezogen werden, wenn ein Geschichtsschreiber etwas hätte berichten müssen und es nicht berichtet hat. Dann wäre das Argument durchschlagend. Aber das ist hier nicht der Fall. Flavius Josephus bietet Ausschnitte aus den Geschehnissen seiner Umgebung. Und wir wissen aus anderen Quellen, dass solche Aufschreibungen, solche Volkszählungen, stattgefunden haben. Sueton – das ist der Geschichtsschreiber der Römischen Kaiser – Sueton berichtet, dass Augustus nach den langen Bürgerkriegen wieder Volkszählungen abhalten ließ. Wir haben auch Papyri in Ägypten gefunden, die zeigen, dass sich die Bevölkerung Ägyptens, das ja zum Römischen Reich gehörte, alle 14 Jahre einem Zensus unterwerfen musste. In diesen Papyri steht auch geschrieben, dass die verheirateten Frauen mit ihrem Manne zu diesem Zensus erscheinen mussten. Auch das passt zur evangelischen Geschichte.

Strauss wendet sich dann dem Kindermord in Bethlehem zu. Auch das, sagt er, ist unhistorisch, denn Flavius Josephus, der jüdische Geschichtsschreiber, berichtet davon nichts. Aber er berichtet von der Gewissenlosigkeit des Herodes. „Er war ein Mann“, schreibt Josephus, „der gegen alle ohne Unterschied mit gleicher Grausamkeit wütete, im Zorn kein Maß kannte und sich über Recht und Gerechtigkeit erhaben dünkte.“ Der Kindermord von Bethlehem war dagegen eine Bagatelle. Herodes hat zwei seiner Söhne umbringen lassen. Die Geschichte vom Kindermord in Bethlehem passt ausgezeichnet zum Charakterbild des Herodes.

Strauss bezweifelt natürlich auch die Geschichte von dem wandernden Stern, der die Weisen aus dem Morgenland nach Bethlehem geführt hat. „Wie hätten“, so schreibt er, „wie hätten heidnische Sterndeuter aus dem fernen Persien von der Geburt eines jüdischen Königs in Bethlehem erfahren sollen. Was hätte sie veranlassen können, deshalb eine so weite Reise zu unternehmen, um ihm ihre Verehrung zu erweisen?“ – Meine lieben Freunde: Der Stern von Bethlehem war ein außergewöhnliches Naturereignis. Die Astrologen der damaligen Zeit verbanden mit einem so seltenen Phänomen von vornherein die Geburt eines bedeutenden Herrschers. Die Sterndeuter des Altertums hatten die Erdoberfläche entsprechend den 24 Sternbildern in ebenso viele Sektoren unterteilt. Und deshalb konnte man – je nachdem, in welchem Sternbild eine auffällige Konstellation zu beobachten war – ermitteln, für welche Gegend der Welt dieses Himmelszeichen von Bedeutung war. Und in diesem Falle war es eben Palästina. Und die Weisen nahmen diese weite Reise auf sich, weil sie einen Beweis für die Richtigkeit ihrer Theorie haben wollten. Der Stern führte sie ins Land der Juden, und dort erkundigten sie sich nach dem Ort, wo der Messias geboren werden sollte, und das war Bethlehem. Und so zogen sie nach Bethlehem und fanden, was sie suchten. Es besteht nicht der geringste Anlass, die Historizität dieser Angelegenheit zu bezweifeln.

Strauss gründete dann seine Angriffe gegen die Geschichtlichkeit der Evangelien auf angebliche Widersprüche. So berichtet Matthäus, dass Josef und Maria mit dem Jesuskind von Bethlehem nach Ägypten geflohen sind, um der Verfolgung durch Herodes zu entgehen. Nach dem Tode des Herodes kehrten sie in ihre Heimatstadt Nazareth zurück. Lukas dagegen erzählt, dass die Eltern Jesus zur Darstellung in den Tempel brachten, als die Tage der Reinigung vorüber waren. Im Tempel sollte man nach vierzig Tagen erscheinen. „Wenn Josef mit Frau und Kind“, so sagt Strauss, „wenn Josef mit Frau und Kind nach Ägypten geflohen ist, wie kann er dann nach Jerusalem ziehen, vierzig Tage nach der Geburt?“ Meine lieben Freunde, der Hass sieht scharf, aber er sieht nicht scharf genug. Strauss hat die Evangelien nicht sorgfältig genug gelesen. Wieviel Zeit ist seit der Geburt Jesu vergangen, als die Magier kamen? Die Ankunft der Magier fällt in eine erheblich spätere Zeit als die Geburt Jesu. Das ist schon daraus zu erkennen, dass die Heilige Familie sich nicht mehr in der Geburtsgrötte, sondern in einem Hause befand. Sie waren umgezogen. Es ist gar keine Schwierigkeit, die Darstellung Jesu im Tempel vierzig Tage nach der Geburt festzuhalten, denn die Flucht der Heiligen Familie liegt natürlich nach der Ankunft der Magier, also auch lange Zeit nach der Darstellung im Tempel. Ich sage noch einmal: Der Hass sieht scharf, aber nicht scharf genug!

Weitere Gegensätze meint Strauss zu finden, wenn er auf die Unterschiede zwischen den Synoptikern, also den drei ersten Evangelien, und Johannes hinweist. „Die drei ersten Evangelien“, sagt er, und das ist ihm auffällig, „beschäftigen sich vor allem mit Vorgängen in Galiläa, während Johannes größtenteils von Geschehnissen in Judäa und Jerusalem erzählt. Johannes berichtet von drei Besuchen Jesu in Jerusalem, die Synoptiker nur von einem.“

Meine lieben Freunde, das sind Unterschiede, aber keine Widersprüche. Es trifft nicht zu, dass Johannes die galiläische Wirksamkeit Jesu kaum berücksichtigt. Die Kapitel 4 und 6 sind voll damit. Sie befassen sich eben mit der galiläischen Wirksamkeit. Er berichtet aus dieser Zeit die Wunder der Brotvermehrung und des Seewandelns, und auch nach seinem ersten Besuch in Jerusalem kehrte Jesus nach Galiläa zurück. Danach wirkt er in Judäa, in Jerusalem, im Ostjordanland und in Bethanien. Man kann annehmen, dass Johannes, der doch höchstwahrscheinlich sein Evangelium als letzter schrieb, dass Johannes die Berichte der anderen Evangelien ergänzen, auffüllen wollte. Die drei ersten Evangelien begnügen sich damit, nur von einem Aufenthalt in Jerusalem zu berichten. Aber es gibt Stellen, die zeigen, dass sie auch von mehreren Aufenthalten wissen, denn die Synoptiker bringen ein Wort Jesu, in dem es heißt, „Jerusalem, Jerusalem, wie oft wollte ich deine Kinder sammeln.“ Also nicht nur einmal. Auch sie wissen von mehreren Aufenthalten Jesu in Jerusalem.

Natürlich sind die Wunder Jesu erfunden nach Strauss. Was heute nicht mehr passiert, das kann damals auch nicht passiert sein. Das ist ungefähr das Dogma, dem er anhängt. Meine lieben Freunde: Wundertaten bilden nach allen vier Evangelien einen wesentlichen Bestandteil des öffentlichen Wirkens Jesu. Es hat nie eine Überlieferung von Jesus gegeben, die ohne Wunder ausgesagt worden wäre. Wir kennen Jesus als Wundertäter oder wir kennen ihn überhaupt nicht. Seine Lehrtätigkeit und seine Wunder bilden eine untrennbare Einheit. Jesus zog durch alle Dörfer und Städte, lehrte in ihren Synagogen, verkündigte die Frohbotschaft vom Reiche Gottes, heilte jegliche Krankheit und jegliches Gebrechen. Jesus selbst weist in seinen Reden immer wieder auf die Wunder hin als Beglaubigung seiner Sendung. „Wenn ihr meinen Worten nicht glaubt, so glaubt doch meinen Taten!“ Das Argument ist ja sinnlos, wenn er keine Wunder gewirkt hätte. Die Gegner Jesu leugnen auch nicht die Wunder Jesu. Wir haben es eben im Evangelium gehört: „Er treibt durch Beelzebul den Teufel aus!“ Sie verdächtigen nur seine Wunder. Sie verdächtigen ihn des Bündnisses mit dem Satan. Sie leugnen seine Wunder nicht. Das machen nur moderne Exegeten, wie der Herr Strauss. Manche Reden Jesu sind überhaupt ohne die Voraussetzung der Wunder nicht zu verstehen. Man kann auch die Wunderberichte nicht psychologisch deuten, etwa durch eine psychogene, suggestive Heilmethode. Wie kann man Aussatz oder Lähmung mit Suggestion heilen? Manchmal ist es gar nicht der Glaube des Gelähmten, sondern der Glaube anderer, der Jesus zu einem Wunder veranlasst. „Als er ihren Glauben sah“, heißt es bei dem Gelähmten, als er ihren, also der Umstehenden Glauben sah. In manchen Fällen ist das Wunder aus der Ferne gewirkt worden. Jesu war gar nicht anwesend, als das Wunder geschah.

Selbstverständlich gibt es auch wenigsten einen Wunderbericht, der uns merkwürdig vorkommt. Es ist der Gerasener, der Mann aus Gerasa, er wohnte in den Höhlen und schlug sich mit Steinen, hatte also eine schlimme Besessenheit in sich. Jesus lässt sich auf ein Zwiegespräch mit ihm ein. Er fragt ihn „Wie heißt du?“ Die Antwort ist: „Legion.“ Also in ihm waren mehrere Dämonen. Die Dämonen bitten, in die Schweineherde fahren zu dürfen. Jesus gewährt es ihnen. Die Schweine stürzen einen Abhang hinunter. Ein Riesenverlust für die Hirten. Und dazu passt es auch, dass sie sagen, Jesus möge schnell weiterziehen. Meine lieben Freunde. Diese Begebenheit mag als anstößig empfunden werden, aber für mich ist es Beweis für die Zuverlässigkeit der Evangelisten, dass sie selbst dieses Ergebnis erzählen. Sie hätten es ja weglassen können. Dann wäre das Anstößige vermieden worden. Aber nein – sie berichten es, weil sie wahrhaftige Zeugen vom Leben und Wirken des Heilandes sein wollen.

Selbstverständlich haben für Strauss die Totenerweckungen niemals stattgefunden. Er sagt: „Man kann eine Steigerung in den Totenerweckungen beobachten. Erste Erweckung: Jesus holt die Tochter des Jairus auf dem Sterbelager ins Leben zurück. Zweite Erweckung: Jesus erweckt den Jüngling zu Naim auf dem Wege zum Grab. Dritte – letzte Steigerung: Lazarus wird aus dem Grabe geholt, in dem er schon mehrere Tage liegt.“

Meine lieben Freunde: Von einer Steigerung könnte nur dann die Rede sein, wenn die drei Totenerweckungen in ein und demselben Evangelium aufträten, das ist aber nicht der Fall. Die Erweckung

des Jünglings von Naim steht nur bei Lukas und die Erweckung des Lazarus steht nur bei Johannes. Außerdem ist selbst bei Lukas, der ja die Erweckung des Töchterleins des Jairus berichtet, gar keine Steigerung im Sinne von Strauss festzustellen, denn bei ihm wird zuerst der Jüngling von Naim auferweckt und dann erst das Töchterlein des Jairus. Also die Steigerung, die Strauss behauptet, ist nicht zu finden.

Genug! „Das Leben Jesu“ von David Friedrich Strauss ist ein Werk, welches die Fundamente des christlichen Glaubens zerstört. Die Aufstellungen von Strauss sind die eines Mannes, der den christlichen Glauben verloren hat, aber zunächst an dem Christentum noch festhalten wollte. Erst im Laufe der Entwicklung ist er weitergeschritten auf dem Wege des Abfalls. 1872 – also Jahrzehnte später – vollzog er die völlige und förmliche Absage an das Christentum. Seine Weltanschauung war jetzt auf Humanität, Genuss von Musik und Literatur, Darwinismus und Bürgerlichkeit gegründet. Er hatte selbst den Glauben an Gott verloren. An Strauss ist zu beobachten, was geschieht, wenn man aus dem Gebäude des Glaubens einen Stein herausreißt. Der Zerfall setzt sich fort. Es folgen Einbrüche, bis zum Schluss das ganze Gebäude einstürzt. Auf die Frage, ob wir noch Christen sein können, hat Strauss klipp und klar geantwortet: „Nein!“ Die Bestreitung der Geschichtlichkeit der Evangelien lässt redlicherweise ein Christentum nicht mehr zu. Auf Umdeutungen der biblischen Geschichte lässt sich das Christentum nicht gründen.

Sie, meine lieben Freunde und Ihre Kinder, sind den Angriffen des Unglaubens ausgesetzt. Lassen Sie sich nicht irre machen. Die Auflöser und Zersetzer der christlichen Heilsbotschaft haben nicht Recht. Die gläubigen Theologen sind um Argumente, die sie ihnen entgegenhalten können, keineswegs verlegen. Es gibt keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, Probleme der Interpretation so zu lösen, dass der Glaube davon unberührt bleibt. Die Heilige Schrift enthält genug Klarheit, um die Auserwählten zu erleuchten, und genug Dunkelheit, um sie demütig zu machen. Sie enthält auch genug Dunkelheit, um die Verstockten zu verblenden, und genug Klarheit, um sie zu verdammen und unentschuldig zu machen. Unser Glaube beruht auf Tatsachen, nicht auf Märchen. Die Gewährsmänner unseres Glaubens sind wahrhaftige Augenzeugen. Wer nicht von Vorurteilen befangen ist, der nimmt ihr Zeugnis an.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die „Brüder“ Jesu

18.03.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es gehört zu den Tricks des Unglaubens, Bibel und Dogma in einen Gegensatz bringen. Dieselben Leute, die sonst in der Bibel Mythen finden wollen, berufen sich plötzlich auf die biblische Geschichte, um den Glauben der Kirche bloßzustellen. Sie sagen, die Dogmen, also die Glaubenssätze der Kirche, hängen in der Luft. Sie haben keine Bodenberührung. Anders ausgedrückt: Es handelt sich bei ihnen um Ideen, Gedanken, Vorstellungen, die keine Entsprechung in der Wirklichkeit haben. In der Geschichte der Menschen finden sie keine Begründung. Sie versuchen also, den Dogmen den geschichtlichen Boden unter den Füßen wegzuziehen. Tatsächlich, wenn es so wäre, dass die Dogmen bloße Ideen sind, die keine geschichtliche Entsprechung haben, dann wäre unser Glaube ein Märchen. Dann würde der Glaube eine Vorstellung sein, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt. Soweit die Dogmen die Geschichte berühren, müssen sie geschichtlich begründet sein. Glaube und Geschichte müssen sich decken. Was im Glauben angenommen wird, das muss auch geschichtlich erwiesen sein. Es gibt geschichtliche Dogmen, wie die Menschwerdung Gottes und die Auferstehung Christi. Ein Dogma, dem die geschichtliche Grundlage fehlt, ist bodenlos. Wir können und wollen nicht annehmen, was nicht wirklich ist. Unser Glaube ist nicht blind. Unser Glaube ist ein denkender Glaube.

Nun gibt es Theologen, die wollen den Glauben festhalten. Aber sie meinen, es bestehe eben ein Unterschied, ein Gegensatz zwischen Glauben und Wissenschaft. Man könne im Glauben für wahr halten, was die Wissenschaft verwirft. Es gibt eine doppelte Wahrheit. Eine Wahrheit, die für den Glauben gilt, und eine andere Wahrheit, die für die Wissenschaft gilt. Damit Sie nicht meinen, ich fuchtele mit der Stange im Nebel herum, will ich Ihnen vorlesen, was der evangelische Theologe Ferdinand Christian Baur in Tübingen schreibt: „Für den Glauben mag die Menschwerdung Gottes eine historische Tatsache sein. Auf dem Standpunkt des spekulativen Denkens aber ist die Menschwerdung Gottes keine einmal geschehende geschichtliche Tatsache, sondern eine ewige Bestimmung des Wesens Gottes, vermöge welcher Gott nur insofern in der Zeit Mensch wird, in jedem einzelnen Menschen, sofern er von Ewigkeit Mensch ist.“

Diese Theologen nehmen eine doppelte Wahrheit an. Für den Glauben kann wahr sein, was von der Geschichtswissenschaft abgelehnt wird. Wer sich den gesunden Menschenverstand bewahrt hat, wird sagen, eine solche Konstruktion ist unmöglich. Es kann nicht etwas wahr für den Glauben sein, das für die Wissenschaft nicht wahr ist. Glaube und Wissenschaft müssen sich decken. Sie müssen im Gegenstand übereinstimmen. Die Wahrheit ist allgemein gültig für jede Art des Erkennens, ob für das Wissen oder für den Glauben. Es ist ausgeschlossen, im Glauben festhalten zu wollen, was man als Geschichtsforscher für unwissenschaftlich erklärt. Gott widerspricht sich nicht. Er ist der Herr der gesamten Wirklichkeit. Derjenigen, die durch den Glauben erkannt wird, und der anderen, die durch die Wissenschaft erforscht wird.

Ein Beispiel, wie versucht wird, den Glauben der Kirche zu unterminieren, ihn als ungeschichtlich zurechtzuweisen, ist die Immerwährende Jungfräulichkeit Mariens. Es ist katholischer Glaubenssatz: Maria war Jungfrau vor der Geburt, in der Geburt und nach der Geburt. Unter den Kirchenvätern treten die bedeutendsten als Verteidiger der Jungfräulichkeit Mariens auf: Origenes, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Basilius. Der letztere erklärte: „Die Christusfreunde ertragen es nicht zu hören, dass die Gottesgebärerin jemals aufhörte, Jungfrau zu sein.“ Augustinus hat es klassisch formuliert: „virgo concepit, virgo peperit, virgo permansit...“ Als Jungfrau hat sie empfangen, als Jungfrau hat sie geboren, Jungfrau ist sie geblieben. Der Glaube der Kirchenväter wird durch die Konzilien und die Päpste bestätigt. Das fünfte Allgemeine Konzil 553 wendet auf Maria den Ehrentitel an: „Immerwäh-

rende Jungfrau“. Ihm folgte die Lateransynode von 649. Sie lehrt: „Maria hat ohne Samen vom Heiligen Geist empfangen. Sie hat ohne Verletzung der Jungfräulichkeit geboren. Ihre Jungfräulichkeit hat auch nach dieser Geburt fortbestanden.“ Papst Paul IV. erklärte abschließend und endgültig im Jahre 1555: „Maria hat ihre Jungfräulichkeit bewahrt vor, in und nach der Geburt.“ Durch das allgemeine ständige Lehramt ist diese Lehre zum Dogma, zum Glaubenssatz der Kirche geworden. Worauf es hier ankommt, ist: Maria ist immer jungfräulich geblieben.

Luther und die altlutherische Theologie haben entschieden an der Immerwährenden Jungfräulichkeit Mariens festgehalten. In den Schmalkaldischen Artikeln heißt es: „Ex Maria pura, sancta, semper virgine“. Aus Maria der Reinen, der Heiligen, der Immerwährenden Jungfrau. Aber die Nachfahren der sogenannten Reformatoren sind anderer Ansicht. Heute gehen fast alle protestantischen Theologen her und sagen: Maria hat mehrere Kinder gehabt. Jesus ist nur der Erstgeborene, er hatte Brüder und Schwestern, so steht es ja in der Bibel. Was gilt nun? Wer hat Recht? Widerspricht die Geschichte dem Glaubenssatz von der Immerwährenden Jungfräulichkeit Mariens?

Tatsächlich ist im Neuen Testament an sieben Stellen von Brüdern Jesu die Rede. Sieben Stellen reden davon, dass Brüder und Schwestern Jesu existiert haben. Die vier Brüder werden sogar mit Namen genannt: Jakobus, Joseph, Judas und Simon. Das ist eigentlich die wichtigste Stelle: Markus 6,3.

Nun haben natürlich auch die Kirchenväter Hieronymus und Augustinus die Bibel gelesen. Wie kommen sie dann dazu zu sagen: Maria hat nur einen Sohn geboren, nämlich Jesus Christus? Die Kirche, die Männer der Kirche, haben sich bemüht, diese beiden Aussagen zu vereinbaren: die Immerwährende Jungfräulichkeit und die Brüder und Schwestern Jesu. Eine alte Erklärung geht darauf hinaus, dass Joseph aus einer früheren Ehe die Kinder mitgebracht hat. Es könnte sein, aber wir wissen es nicht. Wir haben kein geschichtliches Zeugnis dafür. Ja, aber wie erklärt sich dann die Jungfräulichkeit Mariens im Dogma und die Tatsache von Brüdern und Schwestern Jesu? Die Erklärung liegt darin, dass die sogenannten Brüder und Schwestern Jesu Vettern und Basen des Herrn waren. Also nicht Geschwister, sondern Cousins und Cousinen. Das lässt sich beweisen. Wir kennen alle die Geschichte von der Osterwallfahrt der Heiligen Familie. Jesus, Maria und Joseph zogen nach Jerusalem mit dem zwölfjährigen Knaben. Es ist aber auffallend, dass hierbei von etwaigen jüngeren Geschwistern Jesu nichts erwähnt wird. Ja, wo sind denn die geblieben? Wenn Maria mehrere jüngere Kinder hatte, warum ist sie da nicht zu Hause geblieben? Sie musste doch die Kinder versorgen. Sie war ja gar nicht verpflichtet, an der Wallfahrt teilzunehmen. Das ist ein starkes Indiz dafür, dass nicht noch andere Kinder neben Jesus vorhanden waren.

Eine andere Begebenheit berichtet, dass die Brüder Jesu und die Mutter zu Jesus stießen, als er in einem Haus lehrte. Sie sagten: „Er ist von Sinnen. Wir holen ihn raus!“ Wenn die da anwesenden Männer leibliche Brüder Jesu gewesen wären, müssten sie entweder jüngere oder ältere sein. Wenn sie jüngere Brüder gewesen wären, dann passt ihr Verhalten nicht zu dem, was wir von der Rangordnung der Geschwister im alten Orient wissen. Jüngere Brüder können sich nicht herausnehmen, einen älteren und den Erstgeborenen zu maßregeln, zu bevormunden, wie es hier der Fall ist. Wenn es ältere Brüder gewesen sein sollen, dann stößt sich das mit der Bezeichnung Jesu als der Erstgeborene. Wenn er der Erstgeborene ist, kann niemand vor ihm geboren sein. „Seht, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären.“ Sie war noch Jungfrau, als sie Jesus empfing.

Nirgends im Neuen Testament ist von Kindern Marias oder Josephs die Rede. Nur Jesus heißt „Sohn Josephs“ oder „der Sohn Josephs“ oder „der Sohn Marias“. Wenn Jesus Brüder gehabt hätte, dann müssten sie ja als Kinder Mariens bezeichnet werden. Es werden niemals die Brüder Jesu als Kinder Mariens bezeichnet. Von ihnen ist in der Kindheitsgeschichte überhaupt nicht die Rede. Erst nachdem Jesus seine öffentliche Tätigkeit begonnen hat, wird von ihnen gesprochen.

Ein weiterer Hinweis ist der Tod Jesu. Wir wissen, dass der Herr am Kreuze hängend seine Mutter Maria dem heiligen Johannes, seinem Lieblingsjünger, übergab. Wenn Brüder da gewesen wären, wenn Kinder, andere Kinder Mariens, existiert hätten, dann hätte er mit Gewissheit ihnen die Mutter Jesu anvertraut. Aber das hat er gerade nicht getan. Daraus ist zu schließen, dass Jesus der einzige Sohn war. Und jetzt übergab er, weil er in den Tod ging, dem Johannes die Sorge für seine Mutter.

Es lässt sich sodann zeigen, dass die vier Brüder, die sogenannten „vier Brüder Jesu“, aus anderen Verbindungen stammten; nämlich zwei von ihnen sind Kinder des Kleophas. Kleophas war ein Bru-

der des Joseph. Zwei „Brüder“ Jesu waren Kinder des Kleophas und zwei sind Kinder der anderen Maria, von der Johannes in seinen Bericht über die Kreuzigung Jesu spricht. Die vier Kinder sind aufgeteilt in zwei andere Verbindungen. In die Verbindung des Kleophas und in die Verbindung der anderen Maria.

Nun ist natürlich der Unglaube nicht verlegen. Er sucht Argumente, Gegenargumente anzubringen, die – wie ich überzeugt bin – nicht stichhaltig sind.

Zunächst aber die Bezeichnung der Vettern Jesu als „Brüder“. Das Aramäische und das Hebräische hat kein Wort für Vettern und Basen. Im Hebräischen und im Aramäischen gibt es nur das Wort „ach“, und das heißt Bruder. Jesus aber hat bekanntlich aramäisch gesprochen. Sodann ist auf etwas anderes hinzuweisen. In der Abrahamsgeschichte wird uns überliefert, dass Abraham und sein Neffe Lot aus Ägypten nach Palästina kamen. Sie hatten beide große Herden, und da stritten sie sich um die Weidegründe, wer die größeren Flächen beweiden durfte. Es kam also zum Streit. Da sagte Abraham zu Lot: „Es soll keine Zwietracht sein zwischen mir und dir. Wir sind ja Brüder!“ Er war aber gar nicht der Bruder, er war der Onkel und Lot war der Neffe. „Wir sind ja Brüder“, sagt Abraham.

Es ist auch der Versuch untauglich, aus dem kleinen Wörtchen „bis“ Folgerungen zu ziehen. Es heißt im Evangelium: „Joseph verkehrte nicht mit Maria, bis sie einen Sohn gebar, dem er den Namen Jesus gab.“ Das Wörtchen „bis“ besagt nicht, dass später der Verkehr, der eheliche Verkehr, zwischen Maria und Joseph aufgenommen wurde, sondern es sagt nur, was nicht bis dahin geschehen war, um eben die Jungfräulichkeit Mariens zu betonen. Dieser Sprachgebrauch ist im Alten Testament ganz üblich. Bei der Sintflut schickte Noe einen Raben aus der Arche. Er flog hin und her, bis – bis! – das Wasser von der Erde vertrocknet war. Das heißt, es wird beschrieben, was der Rabe tat, bis das Wasser sich aufgelöst hatte, verdunstet war. Was der Rabe danach machte, das wird nicht angedeutet.

Dann versucht man mit dem Worte „Erstgeborener“ zu argumentieren. Der Erstgeborene musste nach alttestamentlichem Gesetz Gott geweiht werden. Er schloss immer besondere Rechte und Pflichten ein. Nun läßt sich aber der Beweis führen, dass jeder erstgeborene Knabe als Erstgeborener galt, auch wenn keine anderen Kinder folgten. Wir haben eine jüdische Grabinschrift aus dem Jahre 5 v. Chr., wo der einzige Sohn einer Frau als „Erstgeborener“ bezeichnet wird.

Wir wissen, meine lieben Freunde, dass Jakobus und Joseph Söhne einer Maria waren, die von der Muttergottes verschieden war. Wir wissen, dass Simon und Judas Söhne des Kleophas waren, eines Bruders des Joseph. Wie erklärt sich nun die Geschichte von den Brüdern Jesu? Die Bezeichnung „Brüder“ Jesu ist folgendermaßen zu verstehen: Joseph ist, wie aus dem Schweigen der Evangelien erschlossen werden muss, früh gestorben. Er tritt nach dem 2. Kapitel des Lukasevangeliums nicht mehr auf. Wir dürfen annehmen, dass Jesus beim Tode des Pflegevaters anwesend war, wie es manchmal auf frommen Abbildungen dargestellt wird. Joseph ist also ausgeschieden. Nach dem Tode wird sich, wie es üblich war im alten Orient, wird sich Maria mit ihrem Kind dem Haushalt ihrer nächsten Verwandten angeschlossen haben. Eine Frau konnte schlecht allein bleiben. Und so hat sie sich, so dürfen wir begründet vermuten, anderen Verwandten angeschlossen, und die aus der verwandten Familie stammenden Kinder, die vier Brüder und die Schwestern, die werden als „Brüder und Schwestern Jesu“ bezeichnet, weil keine andere Bezeichnung zur Verfügung stand. Die Urkirche hat den Ausdruck übernommen und auch im griechischen Text beibehalten. Wir machen keinen Trick, wenn wir fest daran glauben, dass Maria nach der Geburt unversehrt geblieben ist. Die gläubige Wissenschaft steht dem Unglauben nicht wehrlos gegenüber. Sie besitzt Argumente, und ich meine, bessere Argumente als ihre Gegner. Unser Glaube ist kein Köhlerglaube. Er ist durchlichtet von der Kraft des Heiligen Geistes. Die Jungfräulichkeit Mariens vor, in und nach der Geburt ist keine Phantasie, ist keine Erfindung des frommen Überschwangs. Sie ist eine geschichtliche Tatsache. Wir stehen hier nicht vor einem Phantom, sondern vor einem unauslotbaren Wunder Gottes.

Das Dogma von der Immerwährenden Jungfräulichkeit gibt freilich Anlass zu weiteren Überlegungen. Im Protestantismus gibt es keine Dogmen. Der Protestantismus lehnt das Dogma ab. Jeder Theologe ist befugt, aus dem Evangelium herauszulesen, was er herauszulesen vermag. Unsere Kirche ist eine Dogmenkirche. Unser Glaube ist ein Dogmenglaube. Dogmen sind ein Bestandteil der Offenbarung Gottes. Es sind Glaubenssätze, die den Glaubensgehalt der Offenbarung vorlegen. Dogmen haben die Garantie des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist lässt nicht zu, dass die ganze Kirche in

Irrtum versinken könnte. Einzelne ja, aber es ist ausgeschlossen, dass die ganze Kirche im Glauben irren könnte. Dogmen sind nicht von einem bestimmten Weltbild abhängig, etwa vom ptolemäischen Weltbild. Sie sind jedem Weltbild überlegen. Wir müssen nur das umhüllende Weltbild entfernen. Wir müssen nur die Hülle ablegen, um zum Kern der Glaubensaussage vorzustoßen. Wenn wir die Hülle wegwerfen, finden wir den Kern. Die Dogmen veralten nicht. Die Wahrheit bleibt immer aktuell. Der Protestantismus hat ein Dogma nach dem anderen fallen lassen. Mir scheint, er schaufelt sich damit das eigene Grab. Die Dogmen sind auch keine Fessel. Sie befreien vielmehr den menschlichen Geist vom Irrtum. Sie beruhen nicht auf einem Fehlschluss, sondern sie retten uns vor dem Nichtwissen. Die Dogmen haben auch einen hohen Lebenswert. Wir leben aus den Dogmen. Unser Denken und Handeln, unser Beten und Flehen beruht auf Dogmen. Die katholische Frömmigkeit lebt aus den Dogmen. Denken Sie an die Eucharistie. Weil wir glauben, dass Jesus nach der Wandlung wahrhaft, wirklich und wesenhaft zugegen ist, deshalb beugen wir das Knie. Deswegen sind wir mit höchster Ehrfurcht dabei, wenn wir diesen Leib empfangen. Wenn Christus mit Gottheit und Menschheit, mit Seele und Leib, mit Fleisch und Blut zugegen ist, dann geziemt sich die äußerste Ehrfurcht, dann beten wir ihn an im Geiste der Ehrfurcht und der Zerknirschung.

Man sage nicht, das Dogma von der Immerwährenden Jungfräulichkeit Mariens sei nicht bedeutsam. An jedem einzelnen Dogma hängt die Glaubwürdigkeit der Kirche. Wenn auch nur eines fällt, dann stürzt das gesamte Dogmengebäude. Alle Dogmen haben die Autorität des sich offenbarenden Gottes für sich. Es ist nicht eines wahrer als das andere. Freilich, es ist eines bedeutsamer als das andere, das ja! Es gibt eine Hierarchie der Wahrheiten; die gibt es tatsächlich. Die leibliche Auferstehung Jesu als Dogma ist bestimmt bedeutsamer als der Nutzwert der Ablässe. Aber wahr sind alle Dogmen. Dogmen sind auch keine Verhandlungsbasis. Man kann nicht Glaubenssätze preisgeben, um auf diese Weise eine brüchige äußere Einheit mit anderen Religionsgemeinschaften herzustellen. Die Preisgabe von Dogmen ist die Aufgabe der geoffenbarten Wahrheit. Die katholische Kirche ist und bleibt die Kirche der Dogmen. Sie ist erbaut auf der Wahrheit, die in den Dogmen formuliert ist. In den Dogmen bewährt die Kirche, was der Herr ihr zugesprochen hat. In den Dogmen bewährt sie ihre Treue zu dem offenbarenden Gott. Die Kirche steht und fällt mit den Dogmen.

Im Jahre 1846 hielt in Königsberg in Ostpreußen ein abgefallener katholischer Priester Johannes Ronge, der Gründer der deutsch-katholischen Sekte, eine Rede. Er schloss seine Rede mit den Worten: „Rom muss fallen, und Rom wird fallen!“ Da rief ein Mann aus der Versammlung: „Du wirst es nicht zu Fall bringen!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Leiden unseres Herrn Jesus Christus

25.03.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das christliche Volk hat sich stets in das Leiden des Herrn versenkt. Aus der mitleidigen Verehrung des leidenden Heilands sind Gebete wie der schmerzhaft Rosenkranz und Lieder wie „O Haupt, voll Blut und Wunden“ entstanden. Vor vielen Kirchen, vor allem in Bayern, haben die Gläubigen Ölberge errichtet, wo man den Herrn sieht, wie er seinen Leidenskampf kämpft. In den Kirchen, in den meisten Kirchen, freilich nicht in allen jüngeren Kirchen, sind Kreuzwegstationen aufgestellt, an denen wir das Leiden des Herrn verfolgen können, von der Verurteilung durch Pilatus bis zur Grablegung durch seine treuen Jünger. In manchen Orten, wiederum in Bayern, gibt es das Heilige Grab. Dort hat man für die ganze Dauer des Jahres eine Stätte geschaffen, wo wir den entseelten Leib des Heilandes im Grab besichtigen können. Die Kirche gedenkt allezeit des heilbringenden Leidens ihres Herrn. In jeder heiligen Messe erinnert sie sich an die Nacht, da er verraten wurde, und dass er durch seinen Tod uns das Leben verschafft hat. In besonderer Weise wird das Leiden Christi verehrt in der Passionszeit, die heute beginnt.

Nach dem letzten Mahle, das Jesus mit seinen Jüngern gehalten hatte, ging er mit ihnen in einen von Ölbäumen bestandenen Garten namens Gethsemane. Acht von ihnen ließ er am Eingang zurück, drei nahm er mit sich, Petrus, Jakobus und Johannes. Und dann entfernte er sich auch noch von diesen drei Aposteln, einen Steinwurf weit, wie Lukas berichtet. Dort findet sein Seelenkampf statt. Die menschliche Natur Jesu bäumt sich auf gegen das vom Vater verhängte Todesschicksal: „Vater, wenn es möglich ist, lass diesen Kelch vorübergehen!“ Aber auf diese flehentliche Bitte folgt sogleich der Ruf der Ergebung: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst!“ Die Klage beweist die Echtheit seines Leidens, das Gebet die Unterwerfung unter den Willen des Vaters. Ein Engel stärkt den leidenden Herrn. Für Judas ist die Zeit gekommen, den schon lange geplanten und genau vorbereiteten Verrat auszuführen. Er hat noch vor dem eucharistischen Mahle den Speisesaal verlassen. Es gibt keine Judaskommunion. Es standen ihm noch zwei volle Stunden zur Verfügung. Mit einem Kuss der Begrüßung verrät er den Meister. Die Verhaftung Jesu ging allein vom Hohen Rat aus, nicht von den Römern. Aber sie bedienten sich auch der Römer, denn die Abteilung, die in den Garten kam, bestand einmal aus Tempeldienern, sodann aus römischen Soldaten, die man sich offenbar ausgebeten hatte, und aus Dienern des Hohen Priesters. Auch Mitglieder des Hohen Rates waren an der Gefangennahme beteiligt. Die Abteilung war schwer bewaffnet, denn man fürchtete, dass die Jünger sich wehren könnten. Und so schien es ja auch zunächst auszusehen. Aber Jesus wehrte ab: „Steck das Schwert in die Scheide!“, so spricht er zu Petrus.“ Und dann zu der bewaffneten Schar: „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis.“ Von Bangen und Zagen ist nichts mehr zu spüren. Er hat überwunden und geht jetzt dem Tode, den der Vater über ihn verhängt hat, entgegen. Wie würde sonst der Wille Gottes erfüllt werden? Er könnte zwölf Legionen Engel, zweiundsiebzigttausend Mann, zu Hilfe rufen. Aber wie würde dann die Erlösung bewerkstelligt werden können?

Jesus wird gefesselt zu Annas geführt. Annas war amtierender Hoher Priester von 6 bis 15 n. Chr., also vor diesen Geschehnissen, die wir jetzt bedenken. Er wurde abgesetzt, blieb aber auch nach der Absetzung ein maßgebender Mann in Jerusalem. Sein Schwiegersonn war Kaiphas, der amtierende Hohe Priester. Annas eröffnete das Verhör Jesu. Er fragte ihn nach seinen Jüngern und nach seiner Lehre. Es war wohl nicht bloß Neugierde, die ihn bewegte, sondern die Absicht, etwas über Jesus herauszubringen, Material zu sammeln. Danach wird Jesus zu Kaiphas gebracht. Er war Hoher Priester von 18 bis 36 n. Chr. Er war ein guter Bekannter von Pilatus, der genau so lange regierte. Kaiphas war der Vorsitzende des Hohen Rates, des Synedriums, wie sein eigentlicher Name ist. Ihm oblag die Lei-

tung des Prozesses gegen Jesus. Wegen der Befürchtung, die Anhänger Jesu könnten einen Aufruhr machen, hat man noch in der Nacht eine Sitzung abgehalten. Mit größtmöglicher Beschleunigung sollte Jesus beseitigt werden.

Kaiphäs rief den Hohen Rat zusammen. Er bestand aus drei Gruppen: Priestern, Ältesten des Volkes und Schriftgelehrten. Den Vorsitz der Verhandlung führte Kaiphäs. Wir müssen sie ansetzen etwa zwischen ein Uhr nachts und drei oder vier Uhr morgens. Das Gerichthalten in der Nacht war rechtswidrig. Aber der Hohe Rat setzte sich darüber hinweg. Der ganze Prozess war tendenziös. Das Verfahren gegen Jesus ging nicht darauf aus, die Wahrheit der erhobenen Anklage zu erforschen, sondern Jesus zum Tode zu bringen. Kein Verteidiger stand ihm zur Seite. Entlastungszeugen wurden nicht gehört. Dagegen spielten die Belastungszeugen eine umso größere Rolle. Aber auch ihr Zeugnis drang nicht durch, denn Zeugnisausagen müssen übereinstimmen. Wenn sie nicht übereinstimmen, sind sie wertlos. Das ergebnislose Verhör der Belastungszeugen und das Schweigen Jesu brachten den Kaiphäs in Verlegenheit und Aufregung. Es blieb nur ein einziger Weg offen, nämlich Jesus selbst zu verhören. „Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?“, so fragt er ihn. Jesus antwortet ohne Umschweife: „Ich bin es! Und ihr werdet den Menschensohn sehen, sitzend zur Rechten Gottes und kommend mit den Wolken des Himmels.“ Der jetzt gefesselt vor ihm steht, ist der kommende Richter. Diese Aussage genügt. Der Hohe Priester sieht darin eine Gotteslästerung. Wieso? Da Jesus nach seiner Meinung nicht der Messias ist, hat er sich die Messiaswürde usurpiert, angeeignet. Und darin, so meint er, liegt eine Gotteslästerung. Die Prüfung des Messiasanspruches Jesu kommt für ihn überhaupt nicht in Frage. Der gesamte Hohe Rat fällt den Schuldspruch, einstimmig. In der Nachtsitzung wird Jesus für schuldig befunden. Am Morgen, in einer zweiten Sitzung, wird in aller Form das Todesurteil über ihn gefällt. Der Religionsprozess gegen Jesus ist zu Ende. Dann wird noch beraten und beschlossen, Jesus dem Prokurator Pontius Pilatus zu überliefern, denn er allein hat die Blutgerichtsbarkeit. Die Juden können nur die leichteren Vergehen aburteilen, die schwersten sind Pilatus vorbehalten. Er ist der Beamte, der die Verwaltung im Namen Roms führt. Er heißt Prokurator oder Praefectus.

Frühmorgens, zeitig, wohl bald nach sechs Uhr, wird Jesus ins Prätorium geführt. Das ist der Ort, den Pilatus als Richtstätte ausersehen hat. Vermutlich ist es die Burg Antonia, die in der Nähe des Tempels lag. Pilatus war der fünfte Prokurator der Provinz Judäa. Er führte sein Amt von 26 bis 36. Der König Herodes Agrippa hat einen Brief, einen uns erhaltenen Brief, an Kaiser Caligula geschrieben. In diesem Briefe schreibt er über Pilatus, er sei unbeugsam, rücksichtslos und starrsinnig gewesen, und er wirft ihm Bestechlichkeit, Gewalttätigkeit und Grausamkeit vor. Pilatus verachtete die Juden. Die Evangelien beurteilen ihn günstiger.

Das Verfahren vor Pilatus wird von den Juden umgestellt. Mit dem Religionsprozess können sie vor ihm nichts erreichen, denn die Religion ist Pilatus völlig gleichgültig. Sie müssen Jesus politisch verdächtigen. So wird jetzt ein politischer Prozess geführt, der sich von dem Religionsprozess wesentlich unterscheidet. Wegen Gotteslästerung konnte der Hohe Rat Jesus nicht verurteilen lassen. Ein Verstoß gegen die religiösen Überzeugungen der Juden ist strafrechtlich bedeutungslos. Die Hohen Priester müssen also Jesus als politischen Verbrecher hinstellen. Und so wird aus dem religiösen Prozess ein politischer. Die Juden erheben drei Anklagen. Erstens: Jesus rührte das Volk auf. Zweitens: Er halte es ab, Steuern zu zahlen. Drittens: Er nenne sich König und stelle sich dadurch in Widerspruch zum Kaiser in Rom. Eine derart verfasste Anklage musste der Prokurator zur Kenntnis nehmen, wenn er nicht seine eigene Stellung gefährden wollte. Deswegen schreitet er zum Verhör Jesu. Er fragt ihn, ob es stimme, was die Ankläger behaupten, er habe die Königswürde in Anspruch genommen: „Du, du bist der König der Juden?“ Darin liegt Erstaunen und Befremdung. – Jesus bejaht die Frage, erklärt aber den unpolitischen Sinn seines Königtums. „Ja, ich bin ein König. Ich bin ein König der Wahrheit!“ – Damit kann Pilatus nichts anfangen: „Was ist Wahrheit?“ Er ist ein Skeptiker. Pilatus kann von der Schuld Jesu nicht überzeugt werden. Er ist im Gegenteil von seiner Harmlosigkeit überzeugt. Er gedenkt, sich aus der Affäre zu ziehen. Er erfährt, dass Jesus aus Galiläa stammt, und so überstellt er ihn dem Fürsten von Galiläa, nämlich Herodes Antipas. Herodes Antipas ist uns bekannt, weil er Johannes den Täufer hinrichten ließ. Das ist derselbe Herodes, zu dem Jesus jetzt gebracht wird. Kurze Zeit vorher war Jesus von wohlmeinenden Pharisäern gewarnt worden, der

Herodes trachte ihm nach dem Leben. Jesus war davon ganz unberührt. „Geht und sagt diesem Fuchs“, Fuchs – das ist der Landesherr – „geht und sagt diesem Fuchs: Siehe, ich treibe Geister aus und vollbringe Heilungen, heute und morgen und erst am dritten Tage bin ich fertig!“ Jetzt steht Jesus diesem Fuchs gegenüber. Herodes Antipas residierte an sich in Tiberias am See Genesareth. Aber zum Osterfest fand er sich immer in Jerusalem ein und wohnte dort im Palast der Hasmonäer. Römische Soldaten brachten ihn zu ihm, und Angehörige des Hohen Rates begleiteten ihn. Herodes befragte Jesus vermutlich über sein Wirken und über die gegen ihn erhobenen Anklagen. Jesus schwieg. Er hatte Herodes nichts zu sagen. Dann fing dieser an, Jesus zu verhöhnen. Er ließ ihm ein Spottgewand anlegen. Dadurch gab er zu erkennen, dass er Jesus als harmlos ansieht, als einen harmlosen Schwärmer. Zu einem prozessualen Vorgehen gegen ihn sah er keinen Anlass. Dann schickte er ihn zu Pilatus zurück. Pilatus musste wohl oder übel den Prozess weiterführen. Er gab zunächst einen kurzen Bericht über den Verlauf und das Ergebnis der bisherigen Untersuchung. Die Anschuldigung, Jesus wiege das Volk auf, habe sich als völlig unbegründet erwiesen, ebenso habe Herodes geurteilt. Pilatus sucht Jesus zu retten. Er wollte ihn freilassen, aber erst nach einer Züchtigung, das heißt nach einer Auspeitschung. Um das Äußerste von Jesus abzuwenden, wollte er die Gerechtigkeit verletzen, denn die Auspeitschung eines Unschuldigen ist eine Verletzung der Gerechtigkeit. Aber da fiel Pilatus noch ein anderer Ausweg ein: Er erinnerte sich an die Osteramnestie. Es war Brauch, am Osterfest einen Gefangenen freizulassen. Und so stellt er zwei zur Wahl: einen offenkundigen Mörder und den anerkannten Wohltäter der Menschen, Jesus Christus. Er hoffte, das Volk, von dem er wußte, dass es Jesus anhängt, er hoffte, das Volk von Jerusalem gegen seine Führer ausspielen und Jesus dadurch retten zu können. Aber die Führer der Juden setzten alles daran, die Volksmassen gegen Jesus einzunehmen und für Barabbas zu stimmen. Dass ihnen das gelingt, setzt voraus, dass Barabbas, obwohl er einen politischen Mord begangen hatte, ein politischer Held war, so wie der „Schinderhannes“ oder ein anderer von denen, die das Volk trotz ihrer Verbrechen geliebt hat. Das Volk stellt an seine Helden keine großen moralischen Anforderungen. Aber die Juden ließen sich auf nichts ein. Sie bestanden auf der Hinrichtung Jesu. Der Befreiungsversuch des Pilatus für Jesus scheitert. Es war ein schwerer taktischer Fehler des Prokurators, Jesus, den er für schuldlos hält, wie einen wirklichen Verbrecher zur Freilassung auf dem Gnadenweg vorzuschlagen, statt ihm Kraft seiner richterlichen Vollmacht die Freiheit zu gewähren. Ein schwerer taktischer, aber auch ein empfindlicher rechtlicher Fehler. Und dieses Verhalten rächt sich auf der Stelle. Die Gerichtsverhandlung wird zur Volksversammlung. Es wird nicht mehr Recht gesprochen, sondern die Leidenschaften haben das Wort. Der römische Richter verhandelt mit dem Pöbel von Jerusalem über das Schicksal Jesu, doch er dringt nicht durch.

Nachdem alle Rettungsversuche misslungen sind, willigt Pilatus in die Forderung der Juden ein, dass Jesus gekreuzigt werde. Er lässt ihn aber zuvor geißeln. Die Geißelung mit Stricken, an denen Metallstücke befestigt waren, die Geißelung gehört zu den entehrendsten, schmerzlichsten und grausamsten Leibesstrafen. Sie durfte an römischen Bürgern nicht vollzogen werden. Aber Jesus war kein römischer Bürger. Die Geißelung leitet die Kreuzesstrafe ein. Aber damit nicht genug. Die vier Soldaten, welche die Züchtigung Jesu – „castigatio“ im Lateinischen – vornahmen, rufen die dienstfreie Mannschaft der Kohorte zusammen, und dann beginnen sie die Verhöhnung des Königtums Jesu. Sie wissen, dass Könige eine Krone tragen. So flechten sie aus Dornen einen Kranz und setzen ihn auf sein Haupt. Sie wissen, dass Könige einen prächtigen Mantel um sich hüllen. So staffieren sie Jesus mit einem roten Soldatenmantel aus. Sie wissen, dass Könige ein Zepter, das Zeichen ihrer Macht, führen. So geben sie ihm ein Rohr in die Hand. Dann fallen sie vor ihm auf die Füße nieder, sprechen „Heil dir, König der Juden“, spucken ihn an, nehmen das Rohr und schlagen ihn damit aufs Haupt. Das alles geschah in Erfüllung der Weissagungen des Propheten: „Meinen Rücken bot ich den Schlagenden dar, meine Wangen denen, die mich raufte. Ich verbarg mein Angesicht nicht vor denen, die mich schmähten und mich anspuckten.“ Von der Fußsohle bis zum Scheitel ist nichts Gesundes an ihm, nur Wunden, Striemen und Beulen.

Auf die Geißelung und Verspottung Jesu folgt der letzte Rettungsversuch des Pilatus. Er führt den gequälten Jesus vor die Volksmenge, die sich versammelt hat, und sucht noch einmal, ihn frei zu bekommen. Er gedachte, die Gegner milde zu stimmen: „Seht den Menschen!“ – Der gezeißelte Jesus trug eine Dornenkrone auf dem Haupt und einen Soldatenmantel um seine Schultern. Da erfüllte sich

das Wort des Propheten: „Ich bin ein Wurm und kein Mensch! Der Leute Spott und die Verachtung des Volkes. Alle, die mich sehen, spotten meiner, bewegen die Lippen und schütteln das Haupt.“ – Pilatus hat sich verrechnet. Die Anwesenden zeigen nicht das geringste Mitleid mit Jesus. Sie fordern ungestüm seine Kreuzigung „Kreuzige ihn, kreuzige ihn!“ Sie wissen, wie sie Pilatus klein kriegen können. „Wenn du diesen frei läßt, bist du kein Freund des Kaisers.“ Das ist die Anklage der Treulosigkeit gegen den Kaiser, Felonie, verbunden mit der Drohung, eine Klage wegen Majestätsverbrechens anzubringen. Pilatus ist gewarnt, denn Tiberius ist ein argwöhnischer Herrscher. – Pilatus gibt nach. Er besteigt den Richterstuhl und verurteilt Jesus zum Tode. Der Mann, der sonst so brutal und unbeugsam sein konnte, kapituliert vor dem Willen der Menge, um sie zur Ruhe zu bringen. Er ist nicht schuldlos an der Tötung Jesu. Aber die Juden haben die größere Schuld, wie Jesus selber sagt. Denn sie haben ihn überliefert und auf seiner Hinrichtung bestanden.

Jesus wird dann von der Burg Antonia, dem Ort der Verurteilung, nach Golgotha geführt, das etwas außerhalb von Jerusalem lag. Er trug nicht das ganze Kreuz, sondern nur den Querbalken. Der Längsbalken war schon am Ort der Hinrichtung in die Erde eingelassen. Der Verurteilte wurde an den Querbalken angenagelt oder mit Stricken daran gefesselt, und dann samt diesem Querbalken auf den Längsbalken gehoben. Der traurige Zug war vermutlich wie folgt angeordnet: Voran schritt der Zenturio, der Hauptmann, mit einer Abteilung Soldaten oder Vertreter des Hohen Rates. Darauf folgte Jesus. Vor ihm ein Herold, der den Kreuzestitel trug, auf dem die Schuld angegeben war: „König der Juden.“ Nach ihm gingen die zwei Verbrecher, die zugleich mit ihm gekreuzigt wurden. Die vier Soldaten, welche die Kreuzigung dann vornahmen, gingen rechts und links von den Verurteilten. Eine weitere Abteilung folgte als Bedeckung. Erst hinter ihnen kamen die frommen Frauen und wahrscheinlich auch fromme Männer. Jesus wird von den Soldaten unterwegs das Kreuz abgenommen. Schwerlich aus Mitleid, sondern um rascher voran zu kommen. Ein zufällig des Weges Kommender wird damit beladen. Er stammt aus Cyrene, das ist das heutige Tripolis in Libyen. Es werden auch die Namen seiner zwei Söhne genannt: Alexander und Rufus. Das ergibt sich daraus, dass Markus sein Evangelium für die Römer schrieb und Alexander und Rufus Mitglieder der römischen Gemeinde waren.

Die Kreuzigung war die grausamste und schmachvollste Todesstrafe. Sie wurde nur wegen schwerster Verbrechen verhängt. Jesus wird nun mit den Händen an den am Boden liegenden Kreuzquerbalken angenagelt, und dann wird dieser von den Soldaten auf den Längsbalken gehoben. Danach werden beide Balken verbunden, und auch die Füße werden mit Nägeln durchbohrt. Jesus kommt dann auf einen Sitzpflock zu sitzen, auf dem er sich gewissermaßen hocken kann. Er ist in der Mitte des Längsbalkens angebracht. Er dient als Stützpunkt, damit nicht durch die Schwere des Körpers die Hände aus den Nägeln herausgerissen werden, aber er verlängert auch die Qual. Nach der Kreuzigung tritt der Tod nicht sofort ein. Die Gekreuzigten haben manchmal zwei Tage am Kreuze gehangen.

Sie konnten auch zu den Anwesenden sprechen. Zwar spricht Jesus jetzt mehr durch seine Wunden als durch seinen Mund, aber die Umstehenden haben alle die kostbaren Worte, die noch in der letzten Stunde aus seinem Munde kamen, aufbewahrt. Als der Zug zu der Stätte kam, die „Schädel“ heißt, und Jesus gekreuzigt wurde, da sprach Jesus: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Die Beschimpfung und die Schrecken, die in der Kreuzigung liegen, erfüllen die Seele Jesu nicht mit Bitterkeit. Er legt vielmehr Fürbitte ein für seine Peiniger. Gemeint sind damit nicht die römischen Soldaten, die ja nur einen Befehl ausführen, sondern die für die Verurteilung Verantwortlichen. Sie werden damit entschuldigt, dass sie nicht wissen, was sie tun. Damit kann aber nicht ihre volle Unwissenheit gemeint sein, denn sonst bräuchte der Herr keine Fürbitte für sie einzulegen. Es soll nur gesagt sein, sie durchschauen nicht ganz, was sie da anrichten.

In die Sonnenfinsternis, die das Land von der sechsten bis zur neunten Stunde bedeckte, ruft Jesus mit lauter Stimme: „Eloi, Eloi, lama sabakthani?“ das heißt übersetzt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Es ist der Beginn des 22. Psalms. Dieser Psalm ist das Gebet eines Frommen, der sich in höchster Bedrängnis und seelischer Not an seinen Gott wendet. Aber der erste Vers ist nicht ein Schrei der Verzweiflung, sondern ein Gebet der Zuversicht. Einer der gehängten Verbrecher lästert ihn: „Bist du nicht der Messias, dann hilf uns und dir selbst!“ Der andere weist ihn zurecht

und spricht: „Fürchtest auch du nicht einmal Gott, da dich doch dasselbe Gericht getroffen hat? Uns allerdings mit Recht. Wir leiden, was wir verdient haben. Aber dieser hat nichts Unrechtes getan!“ Und dann spricht er zu Jesus: „Gedenke meiner, wenn du mit deinem Reiche kommst!“ Er will nichts außer einem Gedenken, er weiß, er muss sterben, er wird in der Hölle begraben. Aber er hofft, dieser Unschuldige wird einmal an ihn denken, und das gibt ihm Trost, das gibt ihm Zuversicht. Ach, wenn Jesus an einen Menschen denkt, dann ist das ein Paradies, dann ist das ein Himmel, dann ist das eine Rettung! „Heute noch, heute noch, wirst du mit mir im Paradiese sein!“

Mehrere Frauen, Anhängerinnen Jesu aus Galiläa, sind bei der Kreuzigung zugegen, auch Männer. Unter den Anwesenden ist seine Mutter, ist sein Lieblingsjünger Johannes. Als Jesus sie stehen sieht, sagt er zur Mutter: „Frau, da ist dein Sohn!“ Und zum Jünger: „Da ist deine Mutter!“ Der zum Vater zurückkehrende Jesus scheidet nicht aus dieser Welt, ohne seine Mutter, die er einsam zurücklassen muss, der Obhut seines Lieblingsjüngers zu übergeben. Der Jünger versteht und achtet den Willen des Herrn. Er nimmt die Mutter unverzüglich zu sich.

Nach dem Urteil der Welt ist Jesu Lebenswerk gescheitert. Nach Gottes Urteil ist es zum siegreichen Ende gebracht. Der Gekreuzigte muss in der Stunde seines Sterbens noch alles erfüllen, was ihm der Vater aufgetragen hat. In diesem Bewußtsein ruft er: „Mich dürstet“, damit auch das Schriftwort aus dem 69. Psalm in Erfüllung gehen würde. Ein Soldat reichte ihm einen Essigtrunk. Mit Wasser verdünnter Essig war ein beliebtes Erfrischungsgetränk der Soldaten und der einfachen Leute. Ich erinnere mich – wenn ich das hinzufügen darf - dass mein Großvater an heißen Tagen noch diesen Essigtrunk für sich selbst bereitet hat, dieser arme Mann. Nachdem Jesus den Essig genommen, spricht er: „Es ist vollbracht!“ Das Werk, das ihm der Vater aufgetragen hat, ist vollendet. Jetzt kann er sein Haupt neigen und sterben. Aber die Natur bäumt sich auf, wenn Gottes Sohn stirbt. Eine dreistündige Sonnenfinsternis tritt ein, der Tempelvorhang zerreißt, ein Erdbeben lässt den Boden erzittern. Und noch einmal betet der Herr: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Wiederum ein Psalmwort, aus dem 31. Psalm. Der von seinen Feinden Verlassene und Bedrohte befiehlt seine Seele Gott, dem Vater. So stirbt er gelassen, ein Vorbild für alle Frommen. Die einzige Ursache, meine lieben Freunde, des Todes Jesu ist die leibliche und seelische Entkräftung und Erschöpfung. Sie reicht bei allem, was er erduldet hat, zur Erklärung seines verhältnismäßig raschen Todes aus, denn Jesus starb recht schnell.

Pilatus wollte zuerst die Kunde von seinem Tode gar nicht glauben. Er ließ den Hauptmann kommen und fragte, ob er schon tot sei. Der Hauptmann bestätigte den Tod. Jesu Todeskampf war also relativ kurz. Nicht so schnell erfolgte der Tod bei den Schwächern. Weil der Ostertag am Anbrechen war, baten die Juden den Pilatus, den Tod der Gekreuzigten zu beschleunigen durch das Crurifragium, indem man ihnen mit Keulen die Beine zerbrach. Die Soldaten vollzogen das Crurifragium an den beiden Verbrechern. Bei Jesus sahen sie, dass er schon tot war. Darum unterließen sie das Zerschlagen der Beine. Einer der Soldaten durchstach mit einer Lanze diese Seite Jesu. Das geschah nicht, um den Tod erst festzustellen, das haben die Soldaten ja gesehen, sondern das geschah als eine Vorsichtsmaßregel für den Fall, dass noch etwas Leben in ihm war, denn nur ein wirklich entseelter Leib konnte herabgenommen und den Angehörigen übergeben werden.

Lukas bemerkt, dass in der Nähe des Kreuzes sich alle seine Bekannten befanden. Und jetzt lernen wir zwei dieser Männer kennen, die sich des Begräbnisses Jesu annehmen, nämlich Joseph von Arimathäa und Nikodemus. Es war ein Begräbnis nach jüdischer Sitte, beendet etwa um achtzehn Uhr am Karfreitag. Die Mitglieder des Hohen Rates fordern von Pilatus, er möge eine Wache zur Bewachung des Grabes abstellen, damit nicht etwa die Jünger den Leichnam stehlen und dann unter falscher Vorspiegelung, Jesus sei auferstanden, die Ruhe und Ordnung stören könnten. Dieser letzte Hinweis bewegt den Pilatus, ihren Willen zu erfüllen, obwohl er von seinem Standpunkt aus das Anliegen der Juden für phantastisch hält. Er gibt ihnen eine Wachmannschaft und im übrigen: „Seht ihr selbst zu“, sagt er, und sie tun etwas Zusätzliches: Sie versiegeln das Grab, mit einer Schnur vermutlich. Jesus, der Sohn Gottes, der Heiland der Welt, hat gelitten.

Da sieht man, meine lieben Freunde, wie es Gott ergeht, wenn er auf die Erde kommt. Mit Verfolgung begann sein Leben, mit Verfolgung schließt es. Wenn man mir sagt, andere haben auch gelitten, ebenso viel, vielleicht noch mehr, noch länger, dann antworte ich: Niemand, der gelitten hat, war

schuldloser als er. Niemand hatte eine feinere und empfindsamere Seele. Niemandem, der gelitten hat, war die Würde Gottes zu eigen. Das Leiden eines Gottes ist der Gipfel aller denkbaren Leiden. Wir wissen, dass sich im Sterben des Heilandes nicht nur ein Prophetenschicksal erfüllt, sondern dass sich darin das Geheimnis unserer Erlösung vollzieht. Christus hat sich am Kreuze als ein wahres und eigentliches Opfer Gott dargebracht. Er hat sein Leben hingegeben als Lösepreis an Stelle vieler, sein Blut vergossen für viele zur Vergebung der Sünden. Christus hat uns durch seinen Opfertod am Kreuze losgekauft und Gott verherrlicht und Gott versöhnt. Er hat durch sein Leiden und Sterben für die Sünden der Menschen stellvertretend Genugtuung geleistet. Wenn wir jetzt das Kreuzbild sehen, meine lieben Freunde, dann wissen wir, was es bedeutet. Wir drücken es aus in den Worten: „Wir beten dich an, Herr Jesus Christus und benedeien dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst.“ Wenn wir das Kreuzbild sehen, dann wissen wir, was wir empfinden müssen.

Ach, Herr, was du erduldet, ist alles meine Last,
denn *ich* hab das verschuldet, was du getragen hast.
Schau her, hier stehe ich Armer, der Zorn verdient hat,
gib mir, o mein Erbarmen, den Anblick deiner Gnad'.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus ist wahrhaft vom Tode auferstanden

08.04.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Gedächtnis der Auferstehung unseres Heilandes Versammelte im Herrn!

„Erstanden ist der Herr aus dem Grabe, der für uns am Kreuze gegangen hat.“ So beten wir Priester in dem Gebetbuch, das uns die Kirche übergeben hat. Erstanden ist der Herr aus dem Grabe, der für uns am Kreuze gegangen hat. Die Kirche will mit der Auferstehung des Herrn unzweifelhaft ein geschichtliches Ereignis aussagen. Christus ist wahrhaft auferstanden. Er ist in Wirklichkeit auferstanden. Er ist, wie wir in der Heiligen Messe noch lesen werden heute, „secundum carnem“ – nach dem Fleische auferstanden. Das zu sagen ist nicht überflüssig, denn es sind, wie der Herr es vorausgesagt hat, Falschlehrer, Irrlehrer aufgestanden, welche die Menschen verwirren und ihnen die Zuversicht auf das sieghafte Hervorgehen des Herrn aus dem Grabe nehmen. Die eine Gruppe sagt: Jesus ist auferstanden in die Verkündigung, in die Wortverkündigung, in die Predigt, aber nicht real, nicht wirklich – das sagen berühmte evangelische Theologen. Wir müssen fragen: Ist er auferstanden, weil die Kirche dies glaubt und verkündigt? Oder glaubt und verkündigt die Kirche das, weil er auferstanden ist? Eine zweite Meinung sagt: nicht er selbst ist auferstanden, sondern seine Sache geht weiter, die Sache Jesu; seine Verkündigung und seine Weisungen, die laufen weiter durch die Zeit. Eine Idee lebt weiter, nicht der Auferstandene, nicht der Gekreuzigte. Es ist offensichtlich, dass diese beiden Deutungen des Ostergeschehens von Menschen vorgelegt werden, die den Glauben an die leibhaftige Auferstehung Christi verloren haben. Sie feiern weiter Ostern, aber sie leugnen den Inhalt von Ostern. Die maßgebliche Antwort auf diese verwirrten Ansichten hat der Heilige Geist schon im Evangelium gegeben: „Er ist wirklich auferstanden“, rufen die Apostel den Emmausjüngern zu, als sie nach Jerusalem zurückkehren. Der Ton liegt auf „wahrhaft“ oder „wirklich“. „Der Herr ist auferstanden“, so begrüßen sich im Osten die Christen und die Antwort lautet: „Er ist in Wahrheit auferstanden!“ Die Kirche drückt dieselbe Wahrheit aus, wenn sie sagt: „Er ist auferstanden gemäß dem Fleische!“

Wir, die wir hier versammelt sind, sind hoffentlich nicht unsicher über die Wahrheit der Auferstehung des Herrn. Aber wir wollen es dabei nicht bewenden lassen. Wir wollen uns Gewissheit verschaffen und uns von der Zuverlässigkeit der Lehre überzeugen, „in der wir unterwiesen worden sind“, wie Lukas am Anfang seines Evangeliums schreibt. Stellen wir uns die Jünger vor – am Karfreitag, am Karsamstag – trostlos, hoffnungslos, traurig. „Wir hatten geglaubt“, so sagen die Emmausjünger, „wir hatten geglaubt, dass er derjenige sei, der Israel erlösen werde, und das ist jetzt schon der dritte Tag.“ Der Glaube war an einem toten Punkt angelangt. Die Jünger hielten die Sache Jesu für abgeschlossen.

Aber es kam anders. Einige Jahre sind vergangen. Was sehen wir da? Eine Gruppe von Männern verkündet in Wort und Schrift, dass Jesus von Nazareth der Messias ist, der *Herr*, der Sohn Gottes. Dass er lebt und dass er wiederkommen werde, um die Welt zu richten. Der Fall Jesu ist nicht nur wieder aufgerollt worden, sondern hat innerhalb kürzester Zeit eine unvorstellbare Bedeutung erlangt. „Dieser Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden“, predigt Petrus. „Eckstein“ – das heißt, er ist der Ausgangspunkt eines neuen Menschengeschlechtes. Er gilt nicht nur für das jüdische Volk, sondern für die ganze Menschheit. Kein anderer Name ist unter dem Himmel gegeben, in dem die Menschen selig werden können.

Was ist geschehen? Was hat die Männer so verändert, dass sie jetzt plötzlich öffentlich auftreten und sich nicht mehr verkriechen, dass sie Kirchen gründen und dass sie sich auspeitschen und hinrichten lassen wegen der Botschaft: „Jesus ist vom Tode erstanden“? Was hat sich zugetragen, dass die Jünger verwandelt wurden? Es sind zwei Tatsachen, die wir als Historiker feststellen müssen, nämlich erstens: der plötzliche, unerklärliche Glaube der Jünger, der so hartnäckig ist, dass er sogar dem Mar-

tyrium standhält. Und zweitens: die Erklärung dieses Glaubens, wie die Betroffenen sie uns überliefert haben. Zunächst einmal ist klar: Die Jünger hatten keine Erwartung auf eine Auferstehung. Sie konnten sie sich nicht vorstellen. Der Herr hatte sie zwar angekündigt, aber sie hatten sie überhört. Sie hatten nur immer vom Leiden etwas vernommen und das war in ihren Seelen ein Grund zur Trostlosigkeit. Es muss also etwas geschehen sein innerhalb kürzester Zeit, was einen radikalen Wandel der Einstellung der Jünger hervorgerufen hat. Und das, was da geschehen ist, ist der historische Kern der Osterverkündigung. Das älteste literarische Zeugnis über die Auferstehung Jesu stammt vom Apostel Paulus. „Ich habe euch überliefert, was auch ich empfangen habe: dass Christus für unsere Sünden gestorben ist, gemäß der Schrift, dass er begraben wurde, dass er am dritten Tage auferweckt wurde gemäß der Schrift und erschienen ist dem Kephas, das ist Petrus, den Zwölfen, danach fünfhundert Brüdern, von denen viele noch leben. Dem Jakobus, allen Aposteln“ – also auch dem weiteren Apostelkreis über die Zwölf hinaus – „zuletzt auch mir, mir – der ich eine Missgeburt bin, denn ich habe die Kirche Christi verfolgt.“ Was Paulus hier schreibt, stammt aus dem Jahre 56/57 n. Chr. Es ist das älteste uns erhaltene schriftliche Bekenntnis. Aber diese Kunde ist viel älter. Er sagt es ja: „Ich habe euch überliefert, was auch ich überkommen habe!“ Er hat nämlich die Verkündigung von der Auferstehung Jesu in Jerusalem gehört im Jahre 35 n. Chr., also als der Tod Jesu höchstens fünf Jahre zurücklag. Es handelt sich hier um eine uralte Überlieferung. Und welches ist der Inhalt?

1. Er ist auferweckt worden.
2. Er ist erschienen.

Er ist auferweckt worden. Vielleicht wundern sich manche, dass ich nicht sage: „Er ist auferstanden.“ Die Botschaft „Er ist auferweckt worden“, ist meines Erachtens noch wichtiger als die andere Formel „Er ist auferstanden“, denn wenn gesagt wird: „Er ist auferweckt worden“, dann heißt das, der Vater im Himmel, Gott, der ewige Gott, hat sich in diesem Ereignis zum Leben und Werk seines Sohnes bekannt. Christus ist nicht ein Idealist, der gescheitert ist. Er ist das Lamm, dessen Opfer der Vater im Himmel angenommen hat, und diese Annahme zeigt sich in der Auferweckung. Diese Redeweise ist also mit Bedacht gewählt. Es soll klar gemacht werden, dass Leben und Leiden, Predigt und Wunderwirken des Nazareners die Billigung, die Gutheißung, die Bestätigung Gottes des himmlischen Vaters gefunden haben. Nicht die Henker haben den Schlusspunkt dieses Lebens gesetzt, sondern der himmlische Vater.

Christus ist aber nicht, wie das Töchterlein des Jairus oder wie der Jüngling von Naim oder wie Lazarus in das irdische Leben zurückgekehrt. Die Genannten haben nach der Auferweckung des Herrn gelebt wie vorher, sie haben das irdische Leben fortgesetzt. Nein – die Auferstehung Jesu unterscheidet sich völlig und gänzlich von den Auferweckungen, die Jesus selbst während seines irdischen Wirkens vorgenommen hat. Es ist keine Verzögerung des Todes, es ist der endgültige und unumkehrbare Sieg über den Tod. Er erschien, so heißt es – „ophtä“ im griechischen Text – d.h. er zeigte sich, er wurde sichtbar gemacht, er hat sich sehen lassen, er hat sich betasten lassen, er hat gesprochen, er hat gegessen. Die Tatsächlichkeit, die Wirklichkeit des lebendig gewordenen Meisters ist durch massive Beweise gesichert. Nicht eine überreizte Phantasie hat eine Hoffnung nach außen projiziert, sondern eine äußere Wirklichkeit hat sich den Jüngern aufgedrängt. Er erschien von außen, nicht von innen. Die Behauptung, es handele sich bei den Erscheinungen um psychische Phänomene, ist unhaltbar. Wenn alle Jünger dieselbe Erscheinung hatten, wenn alle vom Inhalt dieser Erscheinung in gleicher Weise überzeugt sind, dann ist das nur dadurch zu erklären, dass sie sich ihnen von außen aufgedrängt hat. Denn wenn jeder von innen eine Vision gehabt hätte, wäre das ja sehr unterschiedlich gewesen, je nach der Persönlichkeit und nach dem Vorleben der betreffenden Person. Nein – sie haben deswegen alle dieselbe Erscheinung, weil sie sich von außen aufdrängt und nicht von innen erzeugt war. Ein und derselbe Auferstandene ist allen sichtbar geworden. Eine naturgemäß subjektive Vorstellung würde auch verschiedene Bilder des Auferstandenen projiziert haben. Die Evangelienberichte spiegeln diese Aussage des Herrn in allem ohne Ausnahme wider: „Der Herr ist auferstanden, uns als Lebender erschienen.“ Dafür gibt es auch andere Zeugnisse: Das Grab ist leer. Wenn der entseelte Leib in verwandelter Gestalt wieder lebendig geworden ist, dann muss ja das Grab leer sein. Der Auferstandene

hat keinen neuen Leib, er hat keinen zweiten Leib, er hat einen veränderten Leib, er hat einen verklärten Leib. Der Leib, den der verklärte Heiland hat, ist derselbe, der am Kreuze gehangen hat. Er erscheint den Jüngern als ein verklärter Christus, er ist kein anderer geworden, aber er ist anders geworden. Ein und derselbe hat eine andere Gestalt gewonnen. Sie ist nicht für jeden erkennbar. Maria Magdalena denkt zunächst, der Mann, den sie da sieht, sei der Gärtner. Die Emmausjünger sprechen mit dem Fremdling, der sich ihnen zugesellt, als ob er ein ganz Unbekannter wäre. Erst muss sich der Herr zu erkennen geben, dann fallen die Schuppen von ihren Augen. Er hat eben nicht mehr eine Seinsweise, wie sie den Bedingungen dieser irdischen Zeit entspricht. Diese Merkwürdigkeiten, „Er geht durch die Türen“, „Er kommt plötzlich“, „Er verschwindet wieder“, diese Merkwürdigkeiten sprechen nicht gegen die geschichtliche Realität der Erscheinungen, sondern weisen nur darauf hin, dass hier eine Verwandlung erfolgt ist.

Die Apostel waren keine Visionäre, sondern Männer mit einer durchaus pragmatischen Veranlagung. Zunächst glaubten sie gar nichts. Der Herr hatte Mühe, ihnen seine Auferstehung zu beweisen. „Ihr Kleingläubigen“, sagt er. Und noch viel weniger konnte ihnen daran gelegen sein, andere zu täuschen. Das lief ja ihren Interessen völlig zuwider. Sie wären doch die ersten gewesen, die sich von Jesus hätten betrogen fühlen müssen. Welchen Sinn hätte es gehabt, um seinetwillen Verfolgung und Tod auf sich zu nehmen, wenn er nicht auferstanden wäre? Gerade das Zögern der Jünger, für wahr zu halten, was ihnen erschien, ihre Skepsis, ihr Misstrauen, ihre Zweifel sind uns besonders wertvoll. Sie zeigen, dass sie so etwas nicht erwartet hatten. So etwas konnten sie sich nicht vorstellen. So etwas hatten sie nie erlebt. Das Erscheinen des Gekreuzigten war ein einzigartiger, unerhörter, niemals vorgekommener Vorgang. Er benötigte massive Beweise, damit sich die Jünger ihm beugten.

Nun machen die Ungläubigen den Einwand, die Auferstehung Jesu, der Glaube an die Auferstehung Jesu, basiere auf einem überholten Weltbild. Damals, also vor zweitausend Jahren, habe man sich die Welt auf drei Ebenen liegend vorgestellt. Die Ebene Gottes, die Ebene der Menschen, die Ebene der Unterwelt. Und man könne von der einen zur anderen gelangen. Meine lieben Freunde, dieses Weltbild hat es gegeben. Und es ist nicht mehr das unsere. Aber was hat ein Weltbild mit der wahrhaften Auferstehung Jesu zu tun? Die Auferstehung Jesu mit Leib und Seele widerspricht auch dem antiken Weltbild. Was am Ostermorgen geschehen ist, war für die Zeitgenossen Jesu genau so unerhört wie für uns. Nicht das Weltbild einer vergangenen Zeit hat die Überzeugung von der Auferstehung Jesu hervorgebracht, sondern das einmalige Geschehen hat dieses Weltbild und alle Weltbilder zertrümmert. Das wirkliche Geschehen an Ostern ist über jede Vorstellung, die sich der Mensch von der Welt macht, erhaben. Die Osterereignisse halten jedem Weltbild stand.

Die Ungläubigen unter den Theologen sollten zugeben, dass sie sich vom christlichen Glauben verabschiedet haben. Es ist zwar rührend zu beobachten, wie sie trotz der Leugnung der wesentlichen Inhalte des Glaubens am Christentum festhalten wollen. Aber was der Unglaube davon übrig lässt, ist kein Christentum mehr. Es ist eine bloße Hülse ohne Kern. Das Christentum ist entweder die Religion der leibhaftigen Auferstehung Christi oder es ist eine Täuschung. Wer an das Wunder der Auferstehung des Herrn nicht mehr glauben kann oder will, der sollte nicht länger den Namen eines Christen in Anspruch nehmen. Jesus ist entweder leiblich auferstanden oder er ist überhaupt nicht auferstanden. Alles andere ist Mumpitz. Die von der Auferstehung Jesu reden, ohne an seine leibliche Auferstehung zu glauben, sollten aufhören, die Begriffe zu verfälschen und Naive zu täuschen.

David Friedrich Strauss, der ehemalige evangelische Theologe, den ich Ihnen vor einigen Wochen in der Predigt vorgestellt habe, David Friedrich Strauss war ehrlich. Die Auferstehung Jesu ist nach ihm ein „welthistorischer Humbug“. Dementsprechend fragt er in seinem Buche „Der alte und der neue Glaube“: Sind wir noch Christen? Nein, antwortet er, denn erstens haben wir es nicht mehr nötig und zweitens passt es uns nicht mehr. Das ist ehrlich, radikal ehrlich. Respekt! Tatsache ist, dass der reale und historische Charakter der Auferstehung deshalb bestritten wird, weil man auch die Realität der Menschwerdung nicht anerkennt. Wer nicht an Weihnachten glaubt, der kann auch nicht an Ostern glauben.

Einer von diesen Helden schreibt: „Die Formel ‚Christus ist Gott‘ ist falsch in jedem Sinne, in dem Gott als eine objektivierbare Größe verstanden wird.“ Ich wiederhole noch einmal diesen fundamentalen Satz: Die Formel „Christus ist Gott“ ist falsch in jedem Sinne, in dem Gott als eine objektivier-

bare Größe verstanden wird. Das heißt: Gott ist keine außer uns lebende Wirklichkeit, sondern ein Gemächte unseres Verstandes. Eine subjektive Größe und keine objektive. Also ist auch die Menschwerdung nicht objektiv. Also ist auch die Auferstehung nicht objektiv. Es geht also um die Gottheit überhaupt und um die Gottheit Christi. Weil der Unglaube Christus in einen harmlosen Wanderprediger verwandelt, deswegen kann und will er das wunderbare Leben Jesu und seine wunderbare Auferstehung nicht wahrhaben.

So wirklich und wahrhaftig das Wort Fleisch geworden ist, im Schoße der Jungfrau Maria, so wirklich und wahrhaftig ist Jesus aus dem Grabe erstanden. Lassen Sie sich, meine lieben Freunde, nicht irre machen! Im Osterzeugnis der Apostel steckt nicht nur die Zuversicht der Augenzeugen. Es steckt darin das erschauernde Wissen um ihre Sendung, die ganze Verantwortlichkeit der von Gott Berufenen, der Propheten, der Bekenner, der Martyrer. In der französischen Revolution entstand eine neue Religionsgemeinschaft, die Theophilantropen. Der Gründer war der französische Philosoph La Revellière-Lépeaux. Diese Religionsgemeinschaft reüssierte nicht, sie hatte keinen Erfolg. Und der Gründer fragte deswegen den Direktor Paul de Barras, was er tun müsse, damit die Gesellschaft sich verbreite. „Ach“, sagte er, „das ist ganz einfach: lassen Sie sich am Freitag hinrichten und stehen Sie am Sonntag wieder auf.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Bedeutung der Auferstehung Jesu

09.04.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Auferstehung Christi in die Verklärtheit des Leibes hinein gehört zu den Grundwahrheiten unseres Glaubens. Sie wird von allen Glaubensbekenntnissen, mehr oder weniger ausführlich, ausgesagt. Immer heißt es: Er wurde gekreuzigt, begraben und ist auferstanden am dritten Tage. In einem alten Bekenntnis wird es noch deutlicher gesagt. Da heißt es: „Nach dem Sieg über die Macht des Todes ist Er mit dem Fleische, mit dem Er geboren wurde, gelitten hat und gestorben ist, am dritten Tage auferstanden.“ Das Konzil von Nicäa im Jahr 325 hat den Grundstock des Glaubensbekenntnisses geliefert, das wir heute noch jeden Sonntag in der Heiligen Messe beten: Er hat gelitten und ist auferstanden am dritten Tag. Im „Dekret für die Jakobiten“ aus dem Jahre 1441, als die Wiedervereinigung mit den Ostchristen bewirkt werden sollte und leider nicht standhielt, im „Dekret für die Jakobiten“ wurde hinzugefügt: „Er ist wahrhaft auferstanden.“ Das Glaubensbekenntnis des Konzils von Trient von 1564 erklärt: „Er ist auferstanden am dritten Tage, gemäß den Schriften“, d.h. entsprechend dem Willen Gottes, der in den Schriften ja niedergelegt ist. Die Auferstehung ist ein entscheidendes Moment für die Begründung des Glaubens. Sie ist als geschichtlich erweisbares Geschehen eine Grundlage unseres Glaubens. Die Auferstehung Christi ist die maßgebende Beglaubigung seiner Sendung. In ihr hat der Vater das *Ja* zum Tun und Reden, zum Leiden und Sterben seines Sohnes gesprochen. Das letzte, mit historischen Mitteln herauszufindende Geschehen ist nicht, wie oft gesagt wird, der Osterglaube der Jünger, sondern das letzte historische und mit historischen Mitteln zu findende Geschehen, das sind die Erscheinungen Jesu. Die Auferstehung ist das zentrale Geheimnis, die zentrale Wirklichkeit unseres Glaubens. „Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist Euer Glaube eitel, dann seid ihr noch in Euren Sünden, dann sind auch die in Christus Entschlafenen verloren. Dann sind wir die Elendesten aller Menschen, weil wir nur in diesem Leben auf Christus gehofft haben.“ So deutlich führt es Paulus im 1. Korintherbrief seiner Gemeinde vor Augen.

Wir haben die Wirklichkeit, die geschichtliche Wirklichkeit der Auferstehung gestern betrachtet. Wir wollen heute zwei Fragen stellen und zu beantworten versuchen, nämlich erstens: Was bedeutet die Auferstehung für Jesus? Und zweitens: Was bedeutet die Auferstehung für uns? Wir wollen die Antwort jeweils in vier Punkten zusammenfassen.

Was bedeutet die Auferstehung für Jesus? Nun, sie besagt einmal, dass Christus in seiner ganzen, und darum auch leibhaftigen, Wirklichkeit zur verklärten Vollendung und Unsterblichkeit auferstanden ist. Lazarus wurde in dieses Leben zurückgerufen und ist nachher gestorben. Jesus ist auferweckt worden in das Herrlichkeitsleben des Vaters hinein. Er stirbt nicht mehr. Die Schrift spricht von Auferweckung und Auferstehung. Und das mit Recht. Wenn die Apostelgeschichte an mehreren Stellen sagt: „Gott hat die Wehen des Todes gelöst und seinen Sohn Christus auferweckt“, dann soll damit ausgesagt werden, dass der himmlische Vater hinter dem Wunder der Auferstehung steht. Die Auferstehung ist Gottes Ja zum Leben seines Sohnes. Es soll abgewehrt werden, dass Jesus etwas selbstständig, willkürlich, eigenmächtig getan habe. Alles, was Er getan und gelitten hat, geschah nach dem Willen des Vaters, und deswegen: Der Vater hat ihn auferweckt. Aber die Auferstehung wird ebenso deutlich Christus zugeschrieben. Die XI. Synode von Toledo in Spanien aus dem Jahre 675 hebt hervor, dass Christus aus eigener Kraft auferstanden ist. Der Grund für diese Aussage liegt in der hypostatischen Union, d.h. in der Verbindung einer menschlichen und einer göttlichen Natur in der Person des LOGOS. Das nennt man hypostatische Union, eine Verbindung, die von der Person des LOGOS getragen wird. Und weil der LOGOS diese menschliche und diese göttliche Natur besitzt, deswegen kann Er auch der menschlichen Natur die Macht mitteilen, aus dem Tode wiederzukehren

in die Auferstehung des Herrn. Die göttliche Person hat die Auferstehung durch die menschliche Natur gewirkt.

Zweitens: Die Verklärungsgestalt Jesu, der Verklärungszustand, ist Gegenstand des Verdienstes Jesu. Jesus hat sich durch seinen Gehorsam, durch sein Leiden und Sterben, die Auferstehung verdient. Wir haben es ja eben im Evangelium gehört: Musste nicht Christus dies leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen? Es war der Wille des Vaters. Und der Sohn hat sich ihm gefügt, hat sich ihm gebeugt. Christus hat durch sein Leiden und Sterben die Auferstehung als Lohn von Gott verdient. Im Philipperbrief drückt das der Apostel Paulus wie folgt aus: „Deswegen“ – nämlich wegen seines Gehorsams bis zum Tode – „deswegen hat Gott ihn auch erhöht.“ Und im Hebräerbrief heißt es: „Wir sehen Jesus um seines Todesleidens willen mit Ruhm und Ehre gekrönt.“ Um seines Todesleidens willen weil er sich also im Gehorsam geopfert hat. Deswegen hat der Vater ihn in seine Herrlichkeit aufgenommen. Die Erhöhung ist der Lohn für seinen Leidensgehorsam. Christus hat für sich selbst den Zustand der Erhöhung verdient.

Drittens: Der Auferstandene führt ein wahrhaft leibhaftiges Leben. Er besitzt ein wahrhaft leibhaftiges Dasein. Deswegen kann er zu Thomas sagen: „Lege den Finger in meine Hände und lege die Hand in meine Seite.“ Die Finger des Herrn trugen in verklärtem Zustand die Malzeichen, wo sie durchbohrt wurden von den Nägeln; und die Seitenwunde im verklärten Zustand erinnerte an den Lanzenstoß, den der Soldat geführt hatte. Der Herr behielt diese Wunden als Zeichen seines Sieges über den Tod und als Beweis seiner Identität. Der Auferstandene ist kein anderer als der Gekreuzigte. Der Leib ist anders geworden, aber er ist kein anderer. Die Christenheit singt deswegen mit Recht: „Ist das der Leib Herr Jesus Christ, der tot im Grab gelegen ist? Kommt, kommt ihr Christen jung und alt, seht die verklärte Leibsgestalt!“

Viertens: die Auferstehung und das Leiden Christi gehören zusammen. Leiden und Auferstehung sind ein einziger, innerlich zusammenhängender Vorgang. Deswegen noch einmal die Worte des Herrn im heutigen Evangelium: „Musste nicht Christus dies leiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen?“ Der Messias musste leiden und am dritten Tage auferstehen. Die Auferstehung ist das Ziel des Leidens. Sie ist die Vollendung dieses Todes. Die Auferstehung ist die Annahme des Opfers am Kreuz. Christus hat sich am Kreuze Gott als ein wahres und eigentliches Opfer dargebracht. Er war nach seiner menschlichen Natur zugleich Opferpriester und Opfergabe. Die Opferhandlung bestand darin, dass er freiwillig sein Leben in den Tod gab. Die Auferweckung oder die Auferstehung ist die Annahme des Opfers durch den himmlischen Vater.

Das sind die vier Bedeutungen der Auferstehung für Jesus. Jetzt die Bedeutung der Auferstehung für uns. Und noch einmal vier Bedeutungsteile.

Erstens: In der Auferstehung kommt das Erlösungswerk Christi zum Abschluss. Die Auferstehung ist die siegreiche, die sieghafte Vollendung des Erlösungswerkes. Sie gehört zur Vollständigkeit der Erlösung. Wenn Jesus nicht auferweckt wäre, dann könnte man ihn ja für einen Gescheiterten halten. Dann könnte man meinen, er ist eben seinem idealen Beruf zum Opfer gefallen, aber weiter nichts. Nein – die Auferstehung ist notwendig, damit wir begreifen, dass die Erlösung wirklich geschehen ist und dass Gott zu dem Leiden und Sterben sein *Ja* gesprochen hat und nun in der Auferstehung dieses Ja bekräftigt hat durch die Auferweckung. „Er wurde um unserer Sünden willen dahingegeben, und um unserer Rechtfertigung willen auferweckt“, so heißt es im Römerbrief. Da wird der Zusammenhang ganz deutlich hervorgehoben. Er ist um unserer Sünden willen hingegeben und um unserer Auferstehung willen auferweckt. Um unserer Rechtfertigung willen auferweckt. Die Auferstehung Jesu ist die Vollendung des Heilshandelns Gottes an der Welt und an den Menschen. In der Auferstehung teilt sich Gott in dem durch die Auferstehung ausgewiesenen Sohn der Menschheit unwiderruflich mit. In der Auferstehung nimmt Gott die Welt in eschatologischer Endgültigkeit zum Heile an. Die Auferstehung Christi besitzt deswegen kosmisches, also die ganze Welt umgreifendes Ausmaß.

Zweitens: Christus verdiente durch seine Auferstehung für die gefallen Menschen alle übernatürlichen Gaben. Das „Dekret für die Jakobiten“ aus dem Jahre 1441 erklärt, dass niemand aus der Gewalt des Teufels befreit worden ist außer durch das Verdienst des Messias Jesus Christus, außer durch das Verdienst des Mittlers Jesus Christus. Nach der Lehre des Konzils von Trient kann niemand gerecht werden, dem nicht die Verdienste des Leidens Christi zugewendet werden. Das Heil kann nur

durch die von Christus verdiente Gnade erworben werden. Die verklärte Menschheit Jesu wirkt physisch instrumental, also werkzeuglich ursächlich auf das übernatürliche Leben der Menschen. Bildlich ausgedrückt: Aus den verklärten Wunden des Herrn schöpfen wir das Heil. Aus seinen Wunden schöpfen wir das Heil.

Drittens: Der Herr ist der Erste, der zur verklärten Endgültigkeit erstanden ist. Er ist der Anfang. Er ist der Erstgeborene von den Toten, damit er in allem den Vorrang habe. Er ist der Erste, aber nicht der Letzte. Er macht den Weg frei für die, die nach ihm kommen sollen. Er ist das Vorbild und das Unterpfand unserer einstigen leiblichen Auferstehung. Was an ihm geschehen ist, das soll und wird einmal an uns geschehen. Wir werden auferstehen und wir werden einen Leib erhalten, der seinem verklärten Leibe ähnlich ist. Er ist der Erstling der Entschlafenen, d.h. die anderen kommen nach. „Jesus Christus wird den Leib unserer Niedrigkeit verwandeln und dem Leibe seiner Herrlichkeit gleichgestalten durch die Kraft“, schreibt Paulus im Philipperbrief, „durch die Kraft, mit der er sich alles unterwerfen kann.“

Viertens: Die Auferstehung Christi ist das Vorbild unserer geistigen Auferstehung von der Sünde. Ich habe mich immer gewundert, wenn ich das 6. Kapitel des Römerbriefes gelesen habe, wo es heißt: „Begraben wurden wir mit Jesus durch die Taufe auf den Tod, damit wir, gleich wie Christus von den Toten auferweckt wurde durch die Herrlichkeit des Vaters, in der Neuheit des Lebens wandeln.“ Hier wird aus einer ontischen Aussage eine ethische Folgerung gezogen. Ontisch sind wir mit Christus zusammengewachsen im Tode, und ethisch wird uns jetzt aufgegeben, das zu verwirklichen, was an uns geschehen ist. „Tu das, was du bist!“ „Benütze das, was du empfangen hast.“ Begraben wurden wir mit Jesus durch die Taufe auf den Tod, damit wir, gleich wie Christus von den Toten auferweckt wurde durch die Herrlichkeit des Vaters, in der Neuheit des Lebens wandeln. Dasselbe findet sich im Kolosserbrief, wenn Paulus schreibt: „Wenn ihr mit Christus auferweckt seid, dann suchet, was droben ist, wo Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes. Sinnet auf das, was droben ist, nicht auf das, was auf Erden ist.“ Und dann wird er ganz massiv: „Tötet das, was der Erde angehört: Unzucht, Unreinheit, Leidenschaft, böse Lust und Habsucht.“ Jetzt wissen wir, was die Auferstehung von uns verlangt. Jetzt ist klar, was die Auferstehung für uns bedeutet: Wenn wir neue Menschen sind, müssen wir auch in einem neuen Leben wandeln.

Wir wissen, was die Auferstehung von uns fordert. Christus ist der Auferstandene, meine lieben Freunde, und stirbt nicht mehr. Er ist der Auferstandene in all' seinen Tätigkeiten als Repräsentant des Neuen Kosmos, als Geistspender, als Haupt der Kirche, als Spender der Sakramente, als himmlischer Mittler und Ziel. Christus der Auferstandene ist es, der all' diese verschiedenen und doch geeinten Tätigkeiten wirkt. „Christus erstand wahrhaft vom Tod. Du Sieger, du König, sieh' unsere Not!“

Amen. Alleluja.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Wirksamkeit des Auferstandenen

15.04.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Jesus hat das Reich Gottes verkündet, und gekommen ist die Kirche.“ Dieses Wort stammt von dem berühmten evangelischen Theologen Adolf von Harnack. Jesus hat das Reich Gottes verkündet, und gekommen ist die Kirche. Das heißt die Kirche ist ein Missverständnis. Jesus hat niemals an eine Kirchengründung gedacht. Er hat nur nach dem Willen des Vaters vom Reiche Gottes gesprochen, aber eine irgendwie geformte, mit einer Hierarchie ausgestattete Kirche, hat er niemals gewollt. Ich würde von dieser Lehre Adolf von Harnacks nicht sprechen, wenn sie nicht im katholischen Bereich aufgetaucht wäre und in katholische, sogenannte katholische, Religionsbücher eingegangen wäre.

Jesus hat schon während seines irdischen Lebens, als er noch mit seinen Jüngern wanderte, die Grundlagen für eine Gemeinschaft der zu ihm gehörigen Menschen gegründet. Er hat gepredigt, er hat Weisungen gegeben, er hat seine Lehre verkündigt. Das war ein Grundstein für seine Kirche. Er hat Jünger gesammelt, das waren die ersten Glieder dieser kommenden Gemeinschaft. Er hat unter diesen Jüngern Besondere auserwählt, die den Namen „Apostel“ erhielten, weil sie gesandt wurden. Apostel heißt nämlich „Der Gesandte.“ Er hat einen von ihnen besonders ausgezeichnet und mit Angabe des Ortes bei Cäsarea Philippi ihn zum Grundstein der Kirche gemacht, – der „Fels“, auf den er seine Kirche bauen wollte.

Es ist also völliger Unsinn zu behaupten, Christus habe keine Kirche gegründet. Er hat die Kirchengründung fortgesetzt nach seiner Auferstehung, denn erst musste die Erlösung geschafft werden, bevor die Erlösten gesammelt werden konnten. Sie war geschafft, als er nach Leiden und Tod glorreich aus dem Grabe erstand. Jetzt konnte er daran gehen, die letzten Pfeiler dieses Gebäudes seiner Kirche zu errichten. Die Jünger waren am ersten Wochentage, d.h. am Ostersonntag, aus Furcht vor den Juden versammelt, im Hause der Mutter des Markus, in Jerusalem. Da glaubten sie sich sicher, am Berg gelegen, denn in der Stadt rumorte es, da war Aufruhr – das Grab war geöffnet, die Wachen verstört. Die „Sekte“, die Anhänger des Nazareners, wurde verdächtigt, dass sie den Leichnam gestohlen hätte. Da war es gut, sich verborgen zu halten. Aber so konnte es nicht weitergehen. Mit diesen furchtsamen Jüngern, mit diesen betenden Memmen, konnte Jesus keine Kirche erbauen. Er musste sie erst mit dem Sturmwind des Glaubens beschenken, und deswegen trat er in ihre Mitte mit seinem verklärten Leibe. Er brauchte keine Türöffnung, Er ging auch durch geschlossene Türen. „Friede sei mit Euch.“ So kann es nicht weitergehen! Wenn ich euch hinaussenden will, um die Mittelmeerländer zu erobern, nach Ägypten, nach Abessinien, dann muss etwas geschehen, dann muss ein Wunder geschehen, dann müsst ihr mit dem Sturmgeist erfüllt werden, der euch hinaustreibt in die Welt.

Infolge dieser Art des Kommens durch die Türen konnte Christus als ein Geist und als ein Gespenst angesehen werden. Und deswegen zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite, damit war die Realität seiner Auferstehung und die Identität des Auferstandenen mit dem Gekreuzigten bewiesen: Der vor ihnen steht, ist ein lebendig gewordener Mensch. Es ist der Jesus, mit dem sie gewandert sind und den sie gehört haben. Magdalena hatte ihnen die Kunde von der Auferstehung gebracht. Aber jetzt erblickten sie den Auferstandenen selbst und jetzt geht in Erfüllung, was der Herr gesagt hatte: „Die Welt wird sich freuen und ihr werdet in Trauer versinken, aber eure Trauer wird sich in Freude verwandeln!“ Jetzt ist die Trauer in Freude verwandelt. Jetzt sehen sie ihn vor sich, und deswegen haben wir eben im Evangelium gehört: „Die Jünger freuten sich, als sie den Herrn sahen.“

Und jetzt geht der Herr daran, seine kirchenbildenden Maßnahmen fortzusetzen. An erster Stelle die Sendung. Er kleidet sie in die gleichen Worte wie in dem Abschiedsgebet. Da hat er sich an den Vater im Himmel gewandt. „Wie du mich in die Welt gesandt hast, so sende auch ich sie in die Welt.“

Und so spricht der Herr jetzt zu seinen Jüngern „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch!“ Wie er der Gesandte des Vaters ist, sollen sie seine Gesandten sein. Durch die Sendung erhalten sie den Auftrag, das ihm vom Vater übertragene Werk fortzusetzen, also das Heil zu verkünden und das Heil zu vermitteln. Seine irdische Aufgabe ist abgeschlossen. Sein Werk ist getan. Jetzt ist es an den Aposteln, es aufzunehmen und fortzusetzen. Fortan, meine lieben Christen, fortan wird niemand im Namen Jesu sprechen und gebieten können, der nicht die Sendung von Christus oder von den von ihm Ermächtigten empfangen hat. Jeder katholische Bischof kann seine Sendung zurückführen auf das, was im Hause des Johannes Markus geschehen ist. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch!“ Und wer diese Sendung nicht empfangen hat, der kann nicht im Namen Jesu sprechen.

Die Sendung ist anspruchsvoll. Sie braucht erheblichen Mut. Und die Jünger müssen deswegen ausgerüstet werden für diese Sendung. Wodurch? Indem sie den Geist empfangen. Der Herr haucht sie an – ein bildlicher Vorgang – und vermittelt ihnen die Gabe des Heiligen Geistes. Er verleiht ihnen den Geist, den er in den Abschiedsreden verheißen hatte. Wer von ihm gesandt wird, der wird nicht mittellos ausgeschickt, sondern er empfängt eine Gabe, eine hohe Gabe – den Heiligen Geist, die Kraft von oben. Die Jünger, die nach Ägypten und Kleinasien, nach Spanien und Griechenland aufbrechen, werden arm sein an irdischen Hilfsmitteln. Es wird ihnen an Geld, an Macht, an Freunden, an Sponsoren fehlen. Sie besitzen nicht die Erdölmilliarden der Scheiche, die den Koran austeilten. Aber einer wird mit ihnen sein – der Geist der Wahrheit; der Geist, der die Welt überführt, dass es eine Sünde, eine Gerechtigkeit und ein Gericht gibt. Der Geist, der wird mit ihnen sein, wenn sie vor Könige und Statthalter geführt werden. Er wird ihnen eingeben, was sie reden sollen.

Die Jünger sollen nicht nur reden, sie sollen auch handeln in Kraft. Sie sollen die Bollwerke des Teufels zerstören. Sie sollen den Machthaber dieser Erde entmachten. Sie sollen die Sünde besiegen. Das können sie nicht aus eigener Kraft. Dazu braucht es göttliche Macht – und der Herr gibt sie ihnen. Er gibt ihnen die Kraft, Sünden zu vergeben und Sünden zu behalten. Die Vollmacht, die er vom Vater empfangen hat und die er während seines irdischen Lebens ausgeübt hat, erhalten die Apostel. Sie bekommen die Gewalt der Sündenvergebung. Hier ist die Fundstelle für das Sündenvergebungsamt des katholischen Priesters. Warum spricht Jesus vom Behalten der Sünden? Wäre es nicht genug, wenn er vom Vergeben, vom Nachlassen spräche? Nein! Dadurch, dass er vom „Behalten“ und vom „Erlassen“ spricht, bringt er zum Ausdruck, dass die Jünger von der empfangenen Gewalt nicht unterschiedslos Gebrauch machen dürfen, sondern sich nach der Würdigkeit des Menschen richten müssen. Hier liegt die Wurzel für die Notwendigkeit der Beichte, des Bekenntnisses, denn indem der Mensch seinen Seelenzustand offenbart, indem er seine Sünden bekennt, besitzt der Beichtvater, der Inhaber der Sündenvergebungsgewalt, die Möglichkeit zu prüfen, ob er behalten muss oder ob er vergeben darf. Der Theologieprofessor Kampmann hat sich einmal gerühmt, er habe während seines ganzen Lebens niemandem die Lossprechung verweigert. Hat er sein Amt richtig verwaltet? Ich musste schon wiederholt die Lossprechung verweigern. Ich musste es, weil der Herr es gewünscht hat. Die Kirche erblickt in diesen Worten des Herrn die Einsetzung des Bußsakramentes. Das Bußsakrament ist das Sakrament der Versöhnung, ist das Ostergeschenk des Herrn. In Tod und Auferstehung ist die Erlösung vollendet. Jetzt ist es Zeit, die Frucht dieses Werkes den Menschen zuzuwenden.

Mit diesen Aufbauelementen des Reiches Gottes ist das heutige Evangelium nicht abgeschlossen. Es berichtet von dem Gläubigwerden des Thomas. Thomas war am Ostersonntagabend nicht dabei. Er hat gefehlt. Wir wissen nicht weswegen. Jetzt – acht Tage später – ist er da. Aber als ihm die Apostel erzählen, sie haben den Herrn gesehen, hat er sich geweigert, ihr Zeugnis anzunehmen. Er ist ein moderner Mann. Er ist ein kritischer Mann. Er will Beweise haben, und zwar Beweise aus den Sinnen – sinnliche Beweise. Er lehnt jedes fremde Zeugnis ab und will sich nur auf die eigene Sinneswahrnehmung verlassen. Als ob die nicht auch trügen könnte, als ob er sich nicht auch täuschen könnte. Nein – er beharrt auf dem Beweis seiner Augen und seiner Hände. Und zwar will er die Wundmale sehen, er will sie nicht nur sehen, er will seine Finger hineintauchen. Spuren von Verletzungen sind individuelle Merkmale, die eine bestimmte Persönlichkeit ausweisen und die eben auch im Auferstehungsleib erhalten bleiben. Wenn Thomas diese Spuren der Verletzungen sehen kann, dann will er sich überführt geben. Der Herr erscheint acht Tage später, am Weißen Sonntag, und es ist so, als ob er

zugehört hätte, als Thomas seine Bedenken, seine Bedingungen formulierte. Und jetzt fordert er ihn auf: „Lege deine Finger in diese Male der Nägel, und lege deine Hand in die Wunde der Seite.“ So wirst du die Konsequenz deiner Erklärung ziehen müssen. Jetzt ist Thomas beschämt und überwältigt. Er kann die Aufforderung Jesu nur mit den Worten beantworten: „Mein Herr und mein Gott!“ Er ist jetzt nicht nur von der Wirklichkeit der Auferstehung Jesu überzeugt, sondern er erkennt auch den Auferstandenen als seinen himmlischen Herrn an. Er bekennt seinen Glauben an die Gottheit Jesu. Die höchste Aussage des Prologs des Johannesevangeliums ist zum Bekenntnis des ungläubigen Thomas geworden. Jesus nimmt das Bekenntnis entgegen, es soll gut sein, er will darauf nicht mehr zurückkommen. Aber er erlaubt sich eine kleine kritische Bemerkung: Du hättest, Thomas, es nicht so weit treiben sollen. Das Zeugnis der anderen dürfte dir genügen. Wie viele Millionen werden in der Zukunft in der Geschichte der kommenden Kirche glauben, ohne die Präntion der physischen Erfahrung glauben, ohne mit körperlichen Augen gesehen zu haben! Aber es sei gut. Auf alle Zeiten hin soll dein Zeugnis für meine Gottheit stehen.

In der Gestalt des Thomas, meine lieben Christen, können sich die späteren Christen gut wiedererkennen, denn seine Zweifel sind auch ihre Zweifel, und der Herr lässt sich darauf ein. Er lässt sich durch diese Zweifel nicht vertreiben. Die Apostel haben aufgrund ihrer Schau an den Auferstandenen geglaubt. Die künftigen Jünger werden diese Schau nicht mehr haben. Sie ist nicht mehr möglich. Es gibt kein Recht, den Herrn mit den Augen des Leibes zu schauen. Künftig muss sich der Glaube auf das Zeugnis der ersten Jünger stützen. Aber dieses Zeugnis wird von Kraft begleitet sein, denn „wenn der Beistand kommt“, sagt der Herr, „der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird über mich Zeugnis ablegen. Und auch ihr werdet Zeugnis von mir ablegen, weil ihr von Anfang an bei mir wart.“ Der Geist und die Apostel, sie sind zusammen, wenn das Zeugnis von der Auferstehung des Herrn abgelegt wird. Und Christus preist die künftigen Jünger selig, weil sie aufgrund des Glaubens der Apostel den Glauben annehmen und weil ihr Glaube denselben Wert hat wie der Glaube der Apostel, wie der Glaube der Augenzeugen.

Leben und Lehre Jesu, meine lieben Christen, werden uns übermittelt durch die Apostel und die Jünger des Herrn. Sie berichten, was sie erlebt und erfahren haben. Wenn andere Ereignisse der Antike so gut bezeugt wären wie die Erlebnisse der Jünger mit dem irdischen Jesus und mit dem Auferstandenen, wir würden uns glücklich schätzen. Tatsächlich sind die meisten Nachrichten aus alter Zeit viel weniger beglaubigt, und dennoch nehmen wir sie an. Wir haben keinen Anlass, an der Zuverlässigkeit der Augenzeugen des Auferstandenen zu zweifeln. Wir sind vollauf berechtigt, ihr Zeugnis anzunehmen.

Als der Hohe Rat den Aposteln befahl, ihre Verkündigung von Jesus einzustellen, da antwortete Petrus: „Es ist uns unmöglich, von dem zu schweigen, was wir gesehen und gehört haben.“ Es ist uns unmöglich. Es liegt ein Zwang auf ihnen. Und dieser Zwang stammt aus der Wirklichkeit und der Einmaligkeit der Erlebnisse, die sie gehabt haben. Die Apostel konnten die Wahrheit sagen, weil sie sie erlebt hatten. Sie wollten die Wahrheit sagen, weil sie von der Heilsnotwendigkeit dessen überzeugt waren, was sie verkündigten. Wir dürfen ihnen glauben. Wir müssen ihnen glauben, und wir werden in diesem Glauben selig werden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Unentschuldbarkeit

22.04.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Zu den vergessenen Wahrheiten der christlichen Lehre gehört die Unentschuldbarkeit, die Lehre von der Unentschuldbarkeit des Menschen. Unentschuldbar ist, wer für seine Verfehlung keine Entschuldigung anführen kann. Das Wort „unentschuldbar“ kommt in der Heiligen Schrift zweimal vor, und zwar beide Male im Römerbrief des Apostels Paulus. Die Sache, die Sache der Unentschuldbarkeit, ist viel, viel häufiger. Das Wort „unentschuldbar“ gebraucht der hl. Apostel Paulus von den Menschen, die sich gegen die Erkenntnis des Willens Gottes und gegen das Tun dieses Willens stellen. „Gott“, schreibt er, „ist erkennbar.“ Was unsichtbar an ihm ist, das ist seit der Erschaffung der Welt an seinen Werken erkennbar. Der Mensch kann von den Werken auf den Werkmeister, von der Schöpfung auf den Schöpfer schließen. Seine ewige Macht und Göttlichkeit sind den Menschen zugänglich. Sie werden an den Geschöpfen erschaut. Es ist möglich, Gott zu finden, aber die Menschen wehren sich gegen diese Erkenntnis. Sie suchen Ausflüchte, um nicht anbeten zu müssen – vergebens! Die Erkenntnis Gottes, die möglich und wirklich ist, klagt sie an, macht sie unentschuldbar.

Die Menschen haben ein Weiteres getan. Sie suchen Gottes Willen zu umgehen. Sie vertauschen die Wahrheit Gottes mit der Lüge. Sie erweisen Anbetung und Verehrung dem Geschöpf statt dem Schöpfer. Paulus wird ganz konkret: „Die Frauen vertauschen den naturgemäßen Verkehr mit dem widernatürlichen. Die Männer verlassen den natürlichen Verkehr mit der Frau und entbrennen in ihrer Gier gegeneinander.“ Der Wille Gottes ist bekannt, aber die Menschen tun ihn nicht. Sie sind unentschuldbar. Das Wort „unentschuldbar“ kommt nur zweimal vor. Die Sache ist häufig in der Heiligen Schrift bezeugt. Und ich will Ihnen heute aus dem Tun und Reden des Herrn ein überzeugendes Beispiel bieten.

Der Herr kam in Jerusalem am Tempel vorbei, zum Laubhüttenfest. Da saß ein Blinder. Vielleicht hatte er ein Schild auf der Brust: „Blind geboren“ und bettelte um Gaben. Nach jüdisch-rabbinischer Ansicht ist jede Krankheit und jedes Unglück die Strafe für eine Sünde oder ein sündiges Leben. Im babylonischen Talmud steht: „Kein Tod ohne Sünde und keine Züchtigung ohne Schuld.“ Die Juden gingen sogar noch weiter. Sie waren der Meinung, dass die Kinder für die Sünden ihrer Eltern büßen müssten. Den Rabbinern war die Vorstellung geläufig, dass körperliche Gebrechen der Kinder auf Versündigung der Eltern zurückzuführen sind. Es finden sich auch Zeugnisse dafür, dass die Rabbiner ein Sündigen des Kindes im Mutterleib für möglich hielten. Deswegen die Frage der Jünger an Jesus: „Wer hat gesündigt, Meister? Dieser – oder seine Eltern?“ Dass er gesündigt haben musste oder dass seine Eltern gesündigt haben mussten, das war ihnen klar. Der Herr weist diese Frage ab. „Weder er noch seine Eltern haben gesündigt, sondern dieses Leiden ist geschehen, damit die Werke Gottes an ihm offenbar werde.“ Die Werke Gottes, das sind die Wunder, die der Vater im Himmel seinem Sohn zu tun gibt. Er weist also schon hin auf das, was er bereit ist zu tun. Man darf hier nicht nach dem Grund des Blindgeborens fragen, sondern nach dem Zweck. Und der Zweck ist: es sollen an ihm die Werke Gottes offenbar werden.

Jesus wirkt das Wunder. Er bedient sich dazu gewisser Praktiken, die offenbar deutlich machen sollen, dass er wirklich der Urheber der Heilung ist. Er mischt Speichel und Staub. Er streicht den Teig auf die Augen des Blinden, und dann schickt er ihn zum Teich Siloa. Nicht, weil das Wasser in diesem Teiche so gut ist, sondern um seinen Glauben zu erproben. Der Blinde besteht die Glaubensprobe. Er geht zum Teiche Siloa. Er wäscht sich, und zum ersten Male in seinem Leben erfassen seine Augen die umgebende Wirklichkeit. Die Heilung des Blinden erregt selbstverständlich bei den Nachbarn und bei allen, die ihn kannten, größtes Aufsehen. Das Wunder scheint so unglaublich, dass sie die Identität

des Geheilten bezweifeln. „Er ist es“, sagen die einen. „Nein, er sieht ihm nur ähnlich.“ Er selber aber sagt: „Ich bin es wirklich!“ Und da erkundigen sie sich, wie es geschehen ist, dass er sehend geworden ist. „Der Mann, der Jesus heißt, strich mir einen Teig auf die Augen und schickte mich zum Teiche mit der Aufforderung, mich dort zu waschen. Ich bin hingegangen, ich habe mich gewaschen, und – ich bin sehend.“ Der Geheilte wird dann zu den Pharisäern gebracht. Sie sind zuständig für alles, was eine religiöse Komponente hat. Sie fragen ihn: „Wie ist das mit dir geschehen? Was sagst du selber dazu?“ – „Der Mann, der Jesus heißt“, erklärt er, „hat einen Teig auf meine Augen gestrichen, ich habe mich gewaschen, und jetzt sehe ich!“

Der Bericht des Geheilten versetzt die Befrager in größte Verlegenheit. Das Wunder scheint seinen Vollbringer als Gottgesandten auszuweisen. Aber er hat dieses Wunder am Sabbat gewirkt. Wie kann ein Sabbatschänder von Gott gesandt sein? So kommt es zu einer Spaltung unter den Pharisäern. Die einen erklären: Ein Mensch, der den Sabbat bricht, kann nicht von Gott mit der Wundergabe ausgestattet sein. Die anderen erklären: Im Gegenteil – ein Sünder kann keine Wunder wirken. Also: Wenn er ein Wunder wirkt, muss er von Gott gesandt sein. In ihrer Ratlosigkeit befragen die Pharisäer noch einmal den Geheilten, was er von seinem Heiler hält? Der Geheilte: Er ist zum wenigsten ein Prophet. Von Propheten erwartete man im Judentum die Gabe des Wunderwirkens. Das können wir erkennen bei der Geschichte vom Jüngling von Naim. Als Jesus diesen Gestorbenen zum Leben zurückgerufen hatte, da sagt das Volk: „Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden!“ Die Antwort ist den Pharisäern peinlich, und sie zweifeln erneut an Identität des Geheilten. Jetzt befragen sie die Eltern: „Ist das euer Sohn?“ – „Das ist bestimmt unser Sohn“, sagen die Eltern, „und er ist auch bestimmt blind geboren, aber wie er jetzt sehend geworden ist, das wissen wir nicht. Er ist alt genug. Fragt ihn selber.“ Die Eltern sind vorsichtig und ausweichend. Sie fürchten sich vor der Maßregelung durch die jüdischen Oberen. Diese hatten nämlich den Beschluss gefasst, einen jeden aus der Synagoge auszustoßen, der Jesus als den Messias bekennt.

Aus der Tatsache der wunderbaren Heilung müssten die Anwesenden erkennen, dass Jesus ein Wundertäter ist. Aber die Juden sind nicht gewillt, aus dieser Tatsache die richtige Folgerung zu ziehen. Für sie steht fest: Ein Übertreter des Sabbatgebotes kann nicht die Wundergabe besitzen. So befragen sie noch einmal den Geheilten. Er soll Gott die Ehre geben und zugeben, dass Jesus nicht der Wundertäter ist. „Ob er ein Sünder ist, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass er mir die Augen geöffnet hat!“ Dann fragt er sie spöttisch, ob sie denn auch Jesu Jünger werden wollen, weil sie sich so für ihn interessieren. Da werden sie unwillig: „Sei du Jünger Jesu, wir sind die Jünger des Moses!“ Der Geheilte läßt sich durch ihre Beschimpfungen nicht einschüchtern. Er hält ihnen den Widerspruch vor zwischen der Theorie, dass ein Wunder die göttliche Sendung des Wundertäters beglaubigt, und ihrem gegenwärtigen Verhalten. Als die religiösen Führer Israels müssten sie doch aus der Tatsache des Wunders den Schluss ziehen, dass Jesus göttliche Sendung und Bevollmächtigung besitzt, da Gott keinen Sünder, sondern nur einen Gottesfürchtigen erhört. Der Mann muss also ein Gottgesandter sein. Die Juden aber können sich zu dieser Folgerung nicht durchringen. Sie können auch dem Blindgeborenen nichts Stichhaltiges erwidern. Sie lehnen jede Belehrung durch ihn ab. Wie kann er, der ganz in Sünden geboren ist, ihnen, den Gesetzeslehrern, den Gesetzerforschern, eine Belehrung zuteilwerden lassen? Sie beenden die Diskussion, indem sie ihn aus der Synagoge ausstoßen.

Der Geheilte hat aus dem an ihm gewirkten Wunder den richtigen Schluss gezogen: Jesus ist ein Prophet, ein von Gott mit Wunderkraft ausgerüsteter Mann. Zum Glauben an den Menschensohn wird er durch Jesus selbst geführt, denn Jesus trifft ihn später wieder und fragt ihn: „Glaubst du an den Sohn Gottes, der Gott gleich ist, der Wunderkraft besitzt, die Jahwe ihm nicht wie einem Propheten bloß geliehen hat?“ Der Geheilte antwortet. „Ich bin bereit zu glauben, aber sage: Wer ist es?“ Jesus entgegnet: „Der mit dir spricht, der ist es!“ Darauf der Geheilte: „Ich glaube, o Herr!“ Und er wirft sich vor ihm nieder.

Damit ist der Vorgang nicht beendet. Jesus benutzt ihn, um seine Sendung zu erklären. Er spricht zu den Pharisäern: „Zum Gericht bin ich in die Welt gekommen, damit die Blinden sehend und die Sehenden blind werden.“ Zum Gericht bin ich in die Welt gekommen, damit die Blinden sehend und die Sehenden blind werden. Das heißt, sein Kommen führt die Scheidung unter den Menschen herbei. Blinde werden sehend, angeblich „Sehende“ werden blind. Die Pharisäer spüren, dass das auf sie ge-

münzt ist. „Gehören wir etwa zu den Blinden?“, fragen sie. Jesus antwortet: „Ach, wäret ihr blind, dann wäre eure Haltung vielleicht entschuldbar. Aber nun seid ihr nicht blind, sondern ihr sagt ja von euch selbst, dass ihr seht. Deswegen bleibt eure Sünde, sie ist unentschuldbar.“ Die Pharisäer gehören nicht zu den unverschuldet Blinden. Wenn sie schuldlos blind wären, hätten sie keine Sünde. Da sie aber auf ihr Sehen, ihr vermeintliches Sehen, ihre vermeintliche Erkenntnis pochen, und sich deshalb dem Lichte, das Christus ist, nicht öffnen, bleiben sie in ihrer Sünde und werden dem ewigen Verderben verfallen. Das ist die Lehre von der Unentschuldbarkeit, die der Apostel Paulus aufgenommen hat. Sie geht auf Jesus zurück. Der Herr hat sie wiederholt vorgetragen. „Wäre ich nicht gekommen, und hätte zu ihnen gesprochen, so hätten sie keine Sünde. Jetzt aber haben sie keine Ausrede für ihre Sünde.“ Die Offenbarung ist geschehen. Die Lehre des Offenbarers ist bekannt. Sie kann den Evangelien, sie kann der Kirche in ihrer Verkündigung entnommen werden. Die Menschen haben erfahren, was zu tun und was zu lassen ist. Wo das Heil ist, und wer ihnen das Heil bringt. Aber die Menschen, viele Menschen sperren sich gegen die Annahme der Offenbarung. Sie wollen nichts hören vom Leben und Reden des Offenbarers. Sie verharmlosen seine Gestalt. „Der charmante Tischler“, wie Ernest Renan sagt, „der charmante Tischler“, so redet er von Jesus Christus, unserem Herrn.

Jesus, der Offenbarer, hat nicht nur geredet, Er hat gehandelt. Er hat den Mann mit der verdorrten Hand geheilt. Er hat Aussätzige von ihrer Plage befreit. Er hat Besessene dem Einfluß der Dämonen entrissen – kurzum: Jesus hat seine Worte bekräftigt, unterstrichen und bewiesen durch seine Wunder-taten. Seine Taten zeugen dafür, dass er der gottgesandte Offenbarer ist. Aber die Menschen ziehen daraus nicht die richtige Folgerung. Dass Gott mit ihm ist, dass Gott durch ihn handelt. Sie leugnen seine Werke. Das ist „Gemeindeftheologie“, sagen die ungläubigem Theologen, „Gemeindeftheologie, d. h. Erfindung.“ Der Herr aber sagt „Hätte ich nicht die Werke getan, die kein anderer getan hat, so hätten sie keine Sünde. Jetzt aber haben sie gesehen und trotzdem mich gehasst und meinen Vater. Deswegen sind sie unentschuldbar.“

Die Lehre von der Unentschuldbarkeit ist wahrhaft eine furchtbare Wahrheit, denn die damit gemeinte Sache ist häufig. Wir erleben immer wieder, wie Menschen gegen besseres Wissen an ihren falschen Rezepten festhalten, sich nicht belehren lassen, weiter den breiten Weg gehen, der ins Verderben führt, obwohl ihnen die Wahrheit unterbreitetet worden ist. Seit Jahrzehnten werden von katholischen Theologen irrige Lehren verbreitet. Jesu Wunder werden geleugnet. Seine Kirchenstiftung wird abgestritten. Die Einsetzung der Sakramente durch ihn wird verworfen. Im Gottesdienst herrscht Willkür. Die Eucharistiefeier wird umgemodelt. Die Fürbitten werden zur Indoktrination benutzt. Das alles ist den Verantwortlichen zu Gehör gebracht worden, aber sie sind darüber hinweggegangen. Seit Jahrzehnten haben prophetische Männer und Frauen die Bischöfe darüber aufgeklärt, was geschehen muss, um den offenen und schleichenden Abfall vom Glauben aufzuhalten. Die Bischöfe haben nicht auf sie gehört. Sie haben nichts Nachhaltiges unternommen, um den Glauben zu schützen und die Würde des Gottesdienstes zu bewahren. Große Gelehrte, wie Hubert Jedin und Konrad Repgen, haben den Bischöfen geschichtliche Tatsachen vor Augen geführt, um sie endlich zum Handeln zu bewegen. Die Bischöfe haben ihre Eingaben abgeheftet und nichts getan. Sie sind – unentschuldbar.

Meine lieben Freunde, der Herr hat am Kreuze für die gebetet, die nicht wissen, was sie tun. Was aber ist mit denen, die wissen, was sie tun? Wir müssen den Herrn bitten: Heiland, es ist nicht genug, dass Du für die betest, die wohl wissen, was sie tun. Du musst auch beten für die, die wissen, was sie tun. Und wenn dein Mund nicht für sie betet, dann soll dein Blut für sie um Erbarmen rufen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die kleine Weile

29.04.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Herr spricht im heutigen Evangelium von der kleinen Weile. Er spricht so oft davon, dass es uns fast langweilig wird, so viel von der kleinen Weile zu hören. Wir können fragen: Was bedeutet die kleine Weile für Jesus? Darauf gibt es zwei Antworten. Die einen Erklärer sagen: nun, das ist die Zeit vom Karfreitag bis Ostersonntag. Und das ist ja nun wahrlich eine kleine Weile. Andere wie der hl. Augustinus sind der Meinung: Nein, das bedeutet die Zeit von der Himmelfahrt bis zur Wiederkunft des Herrn. Ist das eine kleine Weile? Für uns Menschen schon, aber nicht für Gott. Er rechnet mit ganz anderen Zeiträumen. Für ihn sind tausend Jahre wie ein Tag. Ich halte diese Erklärung des hl. Augustinus deswegen nicht für abwegig. Aber wir wollen an erster Stelle fragen: was bedeutet die kleine Weile für uns? Ich werde versuchen, darauf eine vierfache Antwort zu geben. Die kleine Weile ist

1. eine ernste Warnung.
2. eine eindringliche Mahnung,
3. ein beglückender Trost und
4. eine selige Hoffnung.

Die kleine Weile ist einmal eine ernste Wahrheit. In der Epistel des heutigen Tages wird diese Wahrheit begründet. „Ihr seid Fremdlinge und Pilger auf Erden.“ Also, ihr habt hier keine bleibende Stätte. Das ist ein Durchgang, das ist ein Übergang. Ihr müsst euch vorbereiten auf jenen Zustand, der ewig bleibt. Wir vergessen manchmal, dass wir nur kurze Zeit auf dieser Erde wandeln.

„Wir sind nur arme Gäste,
Und bauen doch so feste,
Und wo wir sollen ewig sein,
Da bauen wir so wenig ein.“

Wir richten uns zu häuslich auf dieser Erde ein und vergessen, dass wir nur eine kleine Weile hier sind, dass die Jahre so schnell vergehen. Und wenn es achtzig, fünfundachtzig Jahre sind, sie sind wie ein Traum vergangen, wie ein Rauch, der in den Himmel flieht. Das ist im kleinen so, das ist im großen so. Auch die Völker gehen dahin; wo sind die Hethiter, die Sumerer? Wo sind die Westgoten? Die Ostgoten? Sie sind alle von der Bildfläche verschwunden. In meiner Jugend sprachen vermessene Männer vom tausendjährigen Reich. Sie meinten damit die Herrschaft Adolf Hitlers. Das tausendjährige Reich hat zwölf Jahre gedauert. Der Bolschewismus hat es immerhin auf siebzig Jahre gebracht. Aber dann war auch er zu Ende. Im Jahre 361 versuchte Kaiser Julian der Abtrünnige, das Christentum noch einmal zu unterdrücken und das Heidentum wieder herzustellen. Die Tempel wurden wieder geöffnet. Der Sonnenkult wieder eingeführt. Die Christen wurden aus ihren Stellungen verdrängt. Es brach eine neue Christenverfolgung herein, aber die Christen verzagten nicht. Sie waren überzeugt, dass die Reaktion nicht anhalten werde. Und siehe da: nach zwei Jahren starb der Kaiser auf einem Feldzug in Persien. Der hl. Athanasius, ein Zeitgenosse, sprach damals davon: „Ein Wölkchen, das schnell vorüberzieht.“ Ein Wölkchen, das schnell vorüberzieht.

Die Gestalt dieser Welt vergeht. Alles wechselt und wandelt sich wie ein Gewand. Aus der Vergänglichkeit des Lebens gilt es, die rechte Folgerung zu ziehen. Sie kann nur darin bestehen, dass wir das Leben als einen Übergang ansehen, als eine Vorbereitung. „Die Welt ist eine Brücke, geh’ hinüber, aber baue nicht dein Haus auf ihr.“ So mahnt ein versprengtes Jesuswort, das nicht in den Evangelien steht. Die Welt ist eine Brücke, geh’ hinüber, aber baue nicht dein Haus auf ihr. Und unser großer katholischer Dichter Joseph von Eichendorff hat es wunderbar mit seinen Worten ausgedrückt:

„Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, froh bereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übert’n Strom der Zeit!“

Die Vergänglichkeit des Lebens mahnt uns, das Ende ins Auge zu fassen. Und niemand mahnt uns besser als der Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi: „Sterblicher, denk ans Sterben! Alles, was du denkst und tust, soll so gedacht und getan sein, als wenn du heute noch sterben müsstest. Wenn du heute nicht bereit bist, wie wirst du es morgen sein? Der morgige Tag ist ein ungewisser Tag. Und wer hat es dir verbürgt, dass du ihn erleben wirst? Sei immer bereit und lebe so, dass der Tod dich nicht unvorbereitet findet. Wie glücklich ist der Mensch, der keine andere Sorge kennt, als so zu leben, wie er im Tode wünschen wird, gelebt zu haben.“ Von einem römischen Kardinal wird berichtet, dass er nach dem Grundsatz lebte: Als einer, der sterben wird, lebte er so, der weiß, dass er sterben muss.

Eine kleine Weile ist unser Leben und dann ist es vorbei. Und das ist eine ernste Warnung. Es ist aber auch eine eindringliche Mahnung. Wir wissen, dass vom irdischen Leben unser ewiges Schicksal abhängt. Wir dürfen deswegen nicht träge sein, nicht bequem, sondern müssen die Zeit benutzen. Wir müssen die Zeit „auskaufen“, wie uns der Apostel Paulus auffordert. „Kaufet die Zeit aus, denn die Tage sind böse!“ Der Glaube an Tod und Ewigkeit macht nicht arbeitsscheu, sondern arbeitswillig, denn wir wissen: am Ende des Lebens wird Abrechnung gehalten. „Verwalter, gib Rechnung von deiner Verwaltung! Du kannst nicht länger Verwalter sein.“ Da wird gefragt: was hast du mit deiner Zeit, mit deinem Geld, mit deinen Kräften gemacht? Hast du deine Talente benutzt oder hast du sie in Bequemlichkeit vergraben?

„Das Leben ist ein leerer Krug, du hast ihn anzufüllen,
Und was du dir gesammelt hast, wird dich im Jenseits stillen.“

Die kleine Weile hält uns an, vor Anstrengung, Beschwerlichkeit und vor Schinderei nicht zu fliehen. In jedem Mensch, auch in uns, ist ja die Neigung, Lästiges zu meiden, ihm aus dem Wege zu gehen. Wir stehen so manchmal vor der Frage: soll ich diese Last, diese Mühe auf mich nehmen, oder soll ich es mir bequem machen? Da ist der Gedanke hilfreich: Gott erwartet unseren Dienst in Anstrengung. Gott hilft dem Schiffer, aber er muss rudern.

Zwei Gefahren bedrohen unsere Aussaat. Die Unterlassung und der Aufschub. Es gibt Unterlassungssünden. Man ist nicht nur verantwortlich für das, was man tut, sondern auch für das, was man nicht tut. „Wer das Rechte zu tun versteht, und es nicht tut, begeht Sünde“, schreibt der Apostel Jakobus in seinem Briefe. Und der Apostel Paulus mahnt, „lasst uns Gutes tun, solange wir Zeit haben.“ Der Herr hat es ja zu allererst gesagt: „Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann!“ Ich glaube, es ist kein einziger unter uns, der nicht schmerzlich bekennen muss, ich habe den Meinigen, die mir im Tode vorausgegangen sind, nicht das gegeben, was ich ihnen hätte geben sollen. Ich bin ihnen viel, allzu viel schuldig geblieben. Deswegen erinnern wir uns rechtzeitig an das Wort:

„Ach lieb, solange du lieben kannst,
Ach lieb, solange du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.“

Denken wir immer an das Ende und dass die verlorene Zeit nicht wiederkehrt. Der Augenblick wird kommen, wo du einen einzigen Tag oder eine Stunde dir wünschen würdest, um dich zu bessern. Aber ich weiß nicht, ob du sie erlangen wirst. Der hl. Pfarrer von Ars hat einmal gepredigt: „Hätten die Verdammten die Zeit, die wir manchmal so unnützlich vertun, welchen heilsamen Gebrauch würden sie davon machen. Hätten sie nur eine halbe Stunde Zeit, diese halbe Stunde würde die Hölle entvölkern.“

Neben der Unterlassung ist auch der Aufschub zu vermeiden. Es ist gefährlich, meine Freunde, Dinge aufzuschieben, die nun einmal getan werden müssen. Selten ist das, was heute zu tun ist, morgen leichter zu bewältigen. Häufig ist es morgen schwerer, das zu erledigen, was heute vollendet werden sollte. Vor allem ist es gefährlich, die Bekehrung aufzuschieben. Die Gnadenstunden Gottes kommen und gehen. Es kann sein, dass sie nicht wiederkehren. Nutzen wir sie. Der hl. Augustinus hat einmal geschrieben: „Du sagst, von morgen an will ich gut leben. Höre: Gott hat dir die Verzeihung versprochen, den morgigen Tag hat er dir nicht versprochen.“ Gott will, dass wir uns ganzes Leben ihm weihen, nicht nur einen Abschnitt, etwa in der Zukunft. Seine Bekehrung auf das Alter verschieben, heißt: laufen wollen, wenn man keinen Atem mehr hat.

In der französischen Revolution gab es in Paris einen Bischof namens Gobel, eigentlich auf Deutsch: Göbel. Er war ja auch ein deutscher Einwohner aus dem Elsass. Also: Gobel wurde Bischof von Paris, weil man den rechtmäßigen Bischof vertrieben hatte. Gobel hatte den Bischofssitz usurpiert, sich angemaßt. Er kannte sein Vergehen; er bereute es. Er fand aber nicht die Kraft, seinen Platz zu räumen. Bekannte, Freunde mahnten ihn. Er vertröstete sie auf später. Als er am 13. April 1794 hingerichtet wurde, da war es zu spät, da hatte er sein Vorhaben noch nicht ausgeführt, sein Vergehen noch nicht endgültig gebüßt. Jetzt war es zu spät für die Reue. Die Bekehrung aufzuschieben ist gefährlich.

Eine kleine Weile, eine ernste Warnung, eine eindringliche Mahnung, aber auch ein beglückender Trost. Wir wissen es, das Leid ist mit unserem Leben, mit jedem Leben, untrennbar verknüpft. Es gibt keinen Menschen, der nicht Leid zu tragen hätte. Gottes weise Vorsehung hat es so eingerichtet, dass Leid jedes Menschenleben begleitet. Das Leid hat eine unersetzbare Aufgabe in unserem Leben. Jedes Leid, das uns trifft, ist ein Bote Gottes. Es hat uns etwas auszurichten.

„Triffst dich ein Schmerz, so halte still,
Und frag dich, was er von dir will,
Der liebe Gott, der schickt dir keinen,
Nur darum, dass du solltest weinen.“

Durch das Leid will Gott uns gestalten, will er uns formen, will er uns nach seinem Bilde meisteln. Wir sollen Tugenden lernen. Das Leid ist der große Lehrer der Menschen. Unter seinem Hauch entfalten sich die Seelen.

Der König Wenzeslaus von Böhmen, ein Heiliger, wurde im Felde besiegt, gefangengenommen. Man fragte ihn, wie ihm nach diesem Schicksal zumute sei. Da antwortete er: „Niemand besser als jetzt! Als ich noch im Besitz meiner ganzen Macht war, fand ich fast keine Zeit, an Gott zu denken. Jetzt aber, von allem entblößt und von allen verlassen, denk ich nur noch an Gott und setze auf ihn alle meine Hoffnung!“ Im allgemeinen gilt die Regel: Je mehr der Mensch bei Gott ist, umso mehr muss er sich auf Leiden gefasst machen. Gott führt jene, die er lieb hat, auf den Weg der Leiden. Und je größer seine Liebe ist, umso härter sind die Leiden. Warum? – Es muss so sein. Meine Freunde, die Frömmigkeit darf kein Rechenexempel, keine Versicherung gegen Leid, kein Geschäft mit Gott sein. Wir dürfen Gott nicht dienen, damit es uns gut geht. Wir dürfen nicht erwarten, dass uns das Gebet, die Heilige Messe, die Kommunion vor Kummer und Not bewahrt. Nicht Gott ist unser Diener, sondern wir sind seine Diener. Wir sind ihm zum Dienste verpflichtet und dieser Dienst muss lauter geleistet werden. Lauter, d.h. ohne Berechnung des Lohnes. Wir dürfen keinen Lohn für unseren Dienst erwarten. Um der Lauterkeit der Gottesliebe willen, schickt uns Gott – schickt Gott auch dem Frommen – Ungemach, Trübsal, Leid. Er sucht ihn heim mit Widerwärtigkeiten und Missgeschick. Gott prüft die Echtheit unserer Gottesliebe. Er will sehen, ob wir ihn nur lieben, wenn er gibt, oder auch,

wenn er nimmt. Gott misst das Leid für einen jeden ab nach seiner unergründlichen Weisheit. Aber es gibt einen Trost, nämlich häufig dauert das Leid nur eine kurze Weile. Es geht vorüber, es kommen auch wieder andere Tage. Die Sonne geht unter, aber sie geht auch wieder auf. Oft spricht Gott zu uns: Noch eine kleine Weile musst du das Kreuz tragen, das dir auferlegt wurde, das ich dir auferlegt habe – noch eine kleine Weile, aber dann wird es dir abgenommen. Allerdings kommt das Leid nicht immer nur für eine kleine Weile. Für viele Menschen ist das Leid von langer Dauer. Eine verkorkste Jugend; eine unglückliche Ehe; eine ungeliebter Beruf; eine nicht behebbare Behinderung; ein unnachgiebiger Feind. Für manche dauert dieses Leid ein ganzes Leben lang. Aber verglichen mit der Ewigkeit ist auch die längste Leidenszeit kurz, ist sie tatsächlich eine kleine Weile. Und einmal ist auch das lange währende Leid zu Ende. Es kommt der Tag, an dem Gott spricht: es ist genug. Du hast genug gearbeitet. Lass den Spaten stehen. Du hast genug gelitten. Der Tag des Todes, die dreizehnte Station im Kreuzweg, wird auch einmal für uns schlagen. Und dann wird das Kreuz abgenommen. Der Tod ist auch eine Befreiungsstunde.

Eine kleine Weile, eine ernste Warnung, eine eindringliche Mahnung, ein beglückender Trost, aber auch eine selige Hoffnung. Denn wir haben die Verheißungen des Herrn, die nicht trügen. „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen.“ „Ich gehe hin, euch eine Wohnstätte zu bereiten.“ „Das ist der Wille meines Vaters: Jeder, der den Sohn sieht und an ihn glaubt, soll das ewige Leben haben.“ „Wenn einer mein Wort hört, wird er in Ewigkeit den Tod nicht schauen.“ „Wenn ich erhöht bin, werde ich alle an mich ziehen!“ Wir haben hier keine bleibende Stätte. Unsere Heimat ist im Himmel. Bei Gott sind wir zuhause, und dahin sind wir unterwegs. Nach dieser Heimat sehnen wir uns.

Mein alter Lehrer, Friedrich Wilhelm Maier, der uns so viel gegeben hat im Studium, musste vor seinem Tode viel und lange leiden. Da kam es aus seiner gedrückten Seele heraus: Ach wenn ich doch sterben könnte! – Er wusste, das Sterben ist ein Heimgang, Das Sterben bringt uns in die Heimat. Deswegen: Ohne Heimweh dürfte keine christliche Seele sein. Wir sehnen uns nach der Heimat in der Ewigkeit.

Wir brauchen, meine lieben Freunde, nicht an den Verheißungen des Herrn zu zweifeln. Seine Worte haben die höchste Garantie. Er spricht nicht nur die Wahrheit, er ist die Wahrheit. Unser Herr betrügt uns nicht. Er verspricht nicht, was er nicht halten kann. Er hat die Macht, es zu verwirklichen. Er redet aus göttlichem Wissen. Er spricht aus eigener Erfahrung. Er hat den Tod überwunden. Er ist aus dem Grabe erstanden. Er hat sich als lebend erwiesen. Seine Verheißungen sind in Erfüllung gegangen – an ihm. Sie werden auch an uns in Erfüllung gehen. Der ewige unveränderliche Gott steht wie eine leuchtende Sonne über der kleinen Weile unseres Lebens. Wie oft haben wir diesem Leben gebetet: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes.“ Wenn die kleine Weile unseres irdischen Daseins zu Ende geht, wollen wir uns noch einmal an sie wenden und ihr mit Joseph von Eichendorff sagen:

„Wenn die Menschen mich verlassen
In der stillen letzten Stund',
Lass mich fest das Kreuz umfassen.
Aus dem dunklen Erdengrund
Leite liebevoll mich hinaus,
Mutter, in des Vaters Haus!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Geist überführt die Welt

06.05.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Bei seinem Abschied von der Erde verheißt Jesus seinen Jüngern den Tröster. Und er schildert die Aufgabe, die dieser Tröster auf sich nehmen wird. „Wenn derselbe kommt, wird er die Welt überführen von der Sünde, von der Gerechtigkeit und vom Gerichte.“ Diese Worte sind nicht aus sich selbst verständlich. Sie bedürfen der Erklärung. Wir wollen versuchen, sie zu verstehen. Wir wollen bei jedem der drei Punkte zwei Fragen stellen, nämlich

1. Was ist unter Sünde, was ist unter Gerechtigkeit, was ist unter Gericht zu verstehen?
2. Wie macht das der Heilige Geist, dass er die Welt von der Sünde, von der Gerechtigkeit und vom Gericht überführt?

An erster Stelle wird dem Geist zugeschrieben, dass er die Welt überführt von der Sünde, „weil sie nicht an mich geglaubt haben“. Das ist nicht allzu schwer zu verstehen. Der Unglaube, die Leugnung Jesu als des gottgesandten Messias, die Abweisung der Offenbarung, das ist die Sünde der Welt. Dass die Menschen den Gottessohn nicht aufgenommen haben, dass sie den Heiland verworfen haben, das ist ihre Sünde. Die Verharmlosung des menschengewordenen Gottes, wie sie üblich geworden ist, seine Verwandlung in einen bloßen Menschen: Das ist die Sünde der Welt. Dass die Menschen sich der Verkündigung Jesu verschlossen haben, dass sie sich der christlichen Predigt auch heute verschließen, das ist die eigentliche Sünde. Jesus hat es eindeutig ausgesprochen: „Wäre ich nicht gekommen, und hätte ich nicht zu ihnen geredet, so hätten sie keine Sünde. Aber jetzt haben sie keine Ausrede für ihre Sünde.“

Die Ungläubigen sind unentschuldigbar. Der Unglaube ist eine der schwersten, vielleicht die schwerste Sünde. Denn er ist die Abwendung von der Wahrheit und verletzt die Autorität Gottes. Aber wie macht das der Heilige Geist, dass er die Welt von der Sünde überführt? Er überführt die Welt von der Sünde, indem er Menschen zum Anschluss an den Sohn Gottes, zum Gehorsam gegen die Offenbarung und zur Übernahme des Glaubens führt. Das ist keine Selbstverständlichkeit, dass Menschen zum Glauben finden, dass sie den vollständigen und wahren Glauben an Christus und sein Werk festhalten. Das ist aus natürlichen Motiven nicht zu erklären, denn die Reize der Welt, die Reize des Unglaubens, die Reize des Halbgläubens, sind zu stark. Wenn da nicht eine übernatürliche Kraft zu Hilfe kommt, ist der Mensch unfähig, den Glauben anzunehmen und zu bewahren. Das war schon in der Alten Welt so. Die Götterreligionen waren viel aufwendiger, viel gleißender, viel anziehender als die christliche Religion. Der Kult der Sonne wurde in vielen Ländern betrieben: in Indien, in Babylonien. In Ägypten der Sonnenkönig Re. In Griechenland der Helios; in Rom der Sol invictus. Die Sonne ist ja nun tatsächlich ein Leben spendendes Element. Man kann ein gewisses Begreifen dafür haben, dass Menschen die Sonne als Gott verehrten. Andere betrieben den Kult des Mithras. Im indo-iranischen Raum war der Mithraskult weit verbreitet. Mithras wurde als Lebensspender verehrt. Die römischen Legionäre verehrten ihn als Erlösergott. Im Mittelpunkt seines Kultes stand die Opferung eines Stieres. Der Stier als Symbol der Kraft, wurde ihm geopfert, und durch Mysterien suchte man Anteil an der Gottheit zu gewinnen. Diese Religion zog die Menschen an, weil sie ihre Sehnsucht nach dem Geheimnis befriedigte. In fast allen Ländern der Alten Welt waren Fruchtbarkeitskulte üblich. Sie sollten die Vermehrung von Menschen, Tieren und Pflanzen fördern. Sie wurden ausgeübt bei der Hochzeit, bei der Aussaat, beim Austreiben des Viehs. Ihre enge Verknüpfung mit dem menschlichen Leben gab den Fruchtbarkeitskulten eine beträchtliche Anziehung. Und es muss als ein Wunder der

Gnade bezeichnet werden, meine Freunde, dass das Christentum sich gegen diese Kulte durchsetzen konnte. Sie waren viel glänzender, sie waren viel berauschender als die stille und schlichte und nüchterne Form der christlichen Religion. In der Gegenwart sind es andere, falsche Religionen, die um die Menschen werben. Der Islam, der Buddhismus, die Pfingstler, die Mormonen, sie versuchen die Menschen für sich zu gewinnen. In Brasilien haben sie Millionen Anhänger gewonnen.

Wie kommt es, dass die Religionen eine solche Anziehungskraft ausüben? Nun, in der Hauptsache deswegen, weil sie eine gewisse numinose Sehnsucht des Menschen befriedigen. Sie geben vor, den Menschen Anteil zu geben an der Gottheit. Gleichzeitig aber suchen sie den Menschen die Anstrengung des sittlichen Kampfes zu ersparen. Sie reden den Menschen die Sünde aus. Alle falschen Religionen lockern die Zügel der Geschlechtlichkeit. Alle! Und das macht einen großen Teil ihrer Anziehung aus. Man braucht kein schlechtes Gewissen zu haben, wenn man Unzucht treibt. Die falschen Religionen entfalten deswegen eine beträchtliche verführerische Kraft. Aber dass sich eben Christen sträuben, sie anzunehmen, dass Christen dem Glauben treu bleiben, das ist nicht ohne das Wirken des Heiligen Geistes zu verstehen. Er zeigt den Christen die Sünde dieser falschen Religionen. Er zeigt ihnen die Folgen des Abfalls. Der Abfall von Gott ist immer auch die Zerstörung des Menschen in dieser Welt. Der Heilige Geist offenbart, dass die falschen Religionen keine Alternative zum Christentum sind. Sie sind ein unaufhebbarer Gegensatz. Der Mensch hat nicht die Wahl zwischen Christentum und Islam. Er hat die Pflicht, sich Christus anzuschließen. Das ist die Wirkung der überführenden Tätigkeit des Heiligen Geistes. Er überführt die Welt von der Sünde.

Er überführt sie auch von der Gerechtigkeit: „Weil ich zum Vater gehe.“ – Gerechtigkeit ist die Rechtfertigung oder die Schuldloserklärung vor Gericht, also der Sieg im Prozess. Unser Herr wurde zwei Verfahren unterworfen. Dem Religionsprozess vor dem Hohen Rat und dem politischen Prozess vor Pilatus. Die prozessualen Erfordernisse wurden in beiden Verfahren nicht eingehalten. Der Angeklagte bekam keinen Verteidiger gestellt, Entlastungszeugen wurden nicht zugelassen. Zweimal wurde unser Herr verurteilt. Er, der Schuldlose. Die Ungerechtigkeit triumphierte. Aber dabei blieb es nicht. Der Heilige Geist geht in die Revision. Er rollte den Prozess noch einmal auf. Er verschafft dem ungerecht Verurteilten Gerechtigkeit. Wodurch? Wie macht das der Heilige Geist? Indem er zeigt, dass der himmlische Vater die Urteilsprüche der Menschen verworfen hat. Er hat seinem Sohne Gerechtigkeit verschafft, indem er ihn in seine Herrlichkeit aufgenommen hat. Der Vater im Himmel zeigt durch die Auferweckung seines Sohnes, dass Jesus nicht ein Gescheiterter, sondern ein Erhöhter ist. Er ist nicht ein im Tot Erledigter, sondern er ist ein zur Unsterblichkeit Erstandener. Die Auferweckung Jesu, seine Erhöhung zur Rechten des Vaters, das ist die Wiederaufnahme des Prozesses Jesu. Gott hat den zum Herren und Messias gemacht, den die Juden haben kreuzigen lassen. Er hat den, den die Juden getötet haben, zum Anführer des Lebens gemacht. Er hat ihn, den die Juden ans Kreuz gehängt haben, als Führer und Heiland zur seinen Rechten erhöht. „Wir aber“, sagt Petrus vor den Hohen Rat, „wir sind Zeugen dieser Dinge und der Heilige Geist, den Gott denen gegeben hat, die ihm gehorchen.“

Der Heilige Geist überführt die Welt von der Gerechtigkeit, indem er auch heute die Herolde Jesu, die Boten des Evangeliums, aussendet und ihnen Gehör verschafft. Jesus ist kein Vergessener. Sein Leben und sein Wirken werden heute genau so verkündet wie vor zweitausend Jahren. Dass diese Verkündigung Jesu, die Verkündigung von Jesus, nicht verstummt ist, das ist das Werk der überführenden Tätigkeit des Heiligen Geistes. Aber Sie wissen alle, dass die Boten des Evangeliums bedrängt, verdächtigt, geringgeschätzt, ausgegrenzt, verfolgt werden. Noch immer stürmen die Massen der Ungläubigen gegen die Reste des Christentums im Nahen Osten an. In Nigeria brennen die Kirchen. Und in Deutschland? Wie sieht es da aus? In Freiburg im Breisgau existiert eine autonome „Antifa“. Diese autonome Antifa hat eine Homepage. Auf dieser Homepage steht geschrieben: „Wir beklagen uns, dass in Deutschland höchstens Gebetbücher brennen, nicht aber Kathedralen.“ Und jetzt kommt ein wörtliches Zitat: „Wir geben die Hoffnung nicht auf, dass wir uns nächstes Jahr an der Glut niedergebrannter Gotteshäuser erwärmen können.“ Ich wiederhole: Wir geben die Hoffnung nicht auf, dass wir uns nächstes Jahr an der Glut niedergebrannter Gotteshäuser erwärmen können – das schreibt die autonome Antifa Freiburg. Die Feinde Christi dürfen das ungestört verbreiten. Der Arm der irdischen Gerechtigkeit erreicht sie nicht. Aber – es wird nicht immer so bleiben. Es gibt eine göttliche Gerech-

tigkeit. „Und Gott hat einen Tag festgesetzt, an dem er den Erdkreis in Gerechtigkeit richten wird. Durch einen Mann, den er bestimmt und durch die Auferstehung von den Toten für alle beglaubigt hat“, so predigt Paulus in Athen. Gott hat einen Tag festgesetzt, an dem er den Erdkreis in Gerechtigkeit richten wird, durch einen Mann, den er bestimmt und durch die Auferstehung von den Toten für alle beglaubigt hat. Der, gerade *der*, den Menschen in ihrem Gericht verurteilt haben, ist zum Richter des Alls, zum Endrichter eingesetzt.

Wir brauchen nicht zu verzagen, ob der Ungerechtigkeit in dieser Welt. Es wird nicht immer so bleiben, meine lieben Freunde. Es kommt ein Tag, an dem die Gerechtigkeit endgültig und unanfechtbar aufgerichtet wird. Es gibt eine Entschädigung für die Trübsale, die wir um Gottes Willen auf uns genommen haben. Es gibt einen Ausgleich für die Ungerechtigkeit dieser Erde. Gott wird die Gerichte, die Urteile dieser Welt revidieren. Er wird die Wahrheit ans Licht bringen. Der Apokalyptiker Johannes schreibt in seinem Buche: „Jedes Auge wird ihn sehen, auch die, die ihn durchbohrt haben.“ Der Heilige Geist überführt die Welt von der Sünde. Er überführt sie von der Gerechtigkeit. Er überführt sie auch vom Gerichte. Denn der Herr dieser Welt, der Fürst dieser Welt, ist schon gerichtet. Gericht ist hier gemeint als Verurteilung des Unrechts und der Unrechtäter. Es ist eben nicht gleichgültig, ob man Gott dient oder dem Satan.

In Berlin, meine lieben Freunde, haben Satansanhänger den Vorschlag geäußert, auf dem Teufelsberg dem Teufel ein Denkmal zu setzen. Es ist nicht wahr, dass es auf den Glauben an Gott nicht ankommt. Es ist nicht egal, was der Mensch glaubt und wie er lebt. Der Heilige Geist sorgt dafür, dass der Unterschied zwischen Gut und Böse erhalten bleibt. Wie macht das der Heilige Geist, daß er die Welt überführt vom Gericht? Nun, zunächst einmal, indem er Jesus von Nazareth befähigt hat, dem Satan zu widerstehen und ihn zu besiegen. Der Herr ist ja in die Welt gekommen, um die Bollwerke des Teufels zu zerstören. Die Bollwerke des Teufels, das sind seine sichtbaren und unsichtbaren Anhänger: die Dämonen, aber auch die Verlockungen und Verführungen dieser Welt; Augenlust, Fleischeshlust, Hoffart des Lebens; die Laster, die so anziehend sind. Der Satan hat gewusst, wozu der Herr gekommen ist. Als unheilige Geister ihn erkannten, da riefen sie: „Du bist der Sohn Gottes!“ In der Synagoge von Karphanaum war ein Besessener und der schrie auf: „Lass uns, was haben wir mit dir zu tun, Jesus von Nazareth? Du bist gekommen, um uns zu vernichten. Ich weiß, wer du bist – der Heilige Gottes!“

Christus hat die bösen Geister überwunden. Er hat die Besessenen von ihnen befreit. Den Mann in der Synagoge zu Karphanaum bedrohte Jesus. „Verstumme und fahre von ihm aus!“ Der unreine Geist schüttelte den Mann und fuhr dann mit lautem Geschrei aus ihm aus. Da staunten alle Anwesenden und sagten: „Was ist das? Eine neue Lehre voll Macht. Sogar den unreinen Geistern befiehlt er, und sie gehorchen ihm!“ Jesus aber sagt ihnen, in wessen Macht er die Geister austreibt. „Wenn ich im Geiste Gottes die Dämonen austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Im Geiste Gottes treibt er die Dämonen aus. Durch seine exorzistische Tätigkeit überführt der Geist die Menschen vom Gericht, vom Gericht über den Satan. Der Satan gibt freilich keine Ruhe. Er versucht auch die Christen. Doch seine Versuchungen sind nicht unüberwindlich. Der Satan macht die Tugend lächerlich, aber der Heilige Geist stellt ihre Herrlichkeit ans Licht. Der Satan lädt zum Ausleben ein. Aber noch immer gibt es Menschen, die sprechen: „Ich weihe mein Werk dem König!“ Dass sich Menschen aus dem Schlamm herausarbeiten, das ist das Gericht über den Satan. Ein Mädchen, das den Verlockungen des Fleisches widersteht – das ist der Triumph des Heiligen Geistes. Ein junger Mann, der zum Priestertum strebt – das ist das Gericht über den Satan. Ein Ehepaar, das einer Schar von Kindern das Leben schenkt – das ist das Gericht über den Teufel.

Der Heilige Geist, meine lieben Freunde, sucht Mitarbeiter. Er will, dass wir an seiner überführenden Tätigkeit teilnehmen. Er braucht Menschen, die mit ihm und durch ihn die Welt überzeugen, dass es eine Sünde, eine Gerechtigkeit und ein Gericht gibt. Gliedern wir uns in die Schar der Bekenner und Zeugen ein. Zeigen wir durch unser Wort und unser Leben, was Sünde, was Gerechtigkeit und was Gericht ist. Lassen wir uns nicht irre machen durch den Fürsten dieser Welt. Wir sind auf der richtigen Seite. Denn das ist der Sieg, der die Welt überwindet: Unser Glaube!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Fürchte dich nicht, du kleine Herde

13.05.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Abschiedsstimmung liegt über der Rede, die wir soeben im Evangelium dieses Sonntags gehört haben. Der Herr kehrt zurück zum Vater. Aber er gibt ihnen einen Trost: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es hat eurem Vater gefallen, euch das Reich zu geben.“ Dieses Wort wendet sich an die Jünger. Sie werden inmitten einer feindlichen Welt eine kleine, unansehnliche, geschmähte und verfolgte Gemeinschaft bilden. Die Kleinheit ihrer Zahl könnte sie unsicher und bange machen. Aber sie sollen wissen, dass sie diejenigen sind, die Gott für den dereinstigen Besitz des Reiches erwählt hat. Die Gewissheit des Heils, das ihnen eine feindliche Welt nicht rauben kann, soll ihnen das Gefühl des Geborgenseins verleihen.

Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es hat eurem Vater gefallen, euch das Reich zu geben. Er geht von dannen. Aber in einer anderen, in einer erhabeneren Weise bleibt er bei ihnen. „Ich bin bei euch alle Tage, bis ans Ende der Welt.“ Und er verheißt ihnen die Kraft aus der Höhe: „Ihr werdet ausgerüstet werden mit der Kraft aus der Höhe.“ Der Geist wird bei ihnen sein.

Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es hat eurem Vater gefallen, euch das Reich zu geben – dieses Wort ist auch uns gesagt. Und wir wollen versuchen, es zu deuten. Was meint der Herr, wenn er von der kleinen Herde spricht? Nun, gewiss zunächst, dass die Zahl der Anhänger Jesu gering sein wird. Eine Minderheit innerhalb einer anders denkenden Mehrheit. Eine kleine Herde sind unsere Glaubensbrüder in der Diaspora, in Brandenburg, in Sachsen, in Mecklenburg, nur wenige Prozent katholische Christen inmitten einer Überzahl von Andersgläubigen und Ungläubigen. Nur eine winzige Zahl findet sich am Sonntag zum Gottesdienst zusammen. Ich habe in der Niederlausitz, meine lieben Freunde, die Messe vor sechs und vier Leuten gelesen. Die Sonntagsmesse vor sechs und vier Personen. In China leben 1 300 000 000 Menschen. Aber nur jeder Hundertste ist ein Katholik. Dreizehn Millionen Katholiken unter einer übergroßen Zahl Andersgläubiger oder Ungläubiger. Im Maßstab der Erde sind wir katholische Christen eine kleine Schar. Die Anhängerschaft des Islam wächst in rasender Geschwindigkeit in Asien, in Afrika. Mit den Erdölmilliarden werden überallhin Prediger ausgesandt, Moscheen gebaut, Koranschulen errichtet. Der Islam ist reich. Er kann seine Anhänger beschenken. Seine Religion ist leicht. Er hat eine eingängige Dogmatik, eine populäre Moral, selbstverständlich mit Mehrehe und Ehescheidung. Unsere Kirche hat es schwer, aus der kleinen Herde zu einer großen Gemeinschaft zu werden. Ihr Glaube ist anspruchsvoll. Ihre Sittenlehre ist erhaben. Denn unsere Religion stammt nicht von Menschen; sie ist von Gott gegeben. Und Gott ist ein anspruchsvoller Herr. Seine Gedanken sind den Menschengedanken überlegen. Dennoch: die Kirche soll wachsen. Die Herde Christi soll nicht klein bleiben. Sie soll groß werden; sie soll die gesamte Menschheit umfassen – nicht weniger, aber auch nicht mehr. Gott ist nicht ein Mensch geworden, damit Millionen und Abermillionen ihn nicht kennen, seine Stimme nicht hören, ihm fremd bleiben. Nein, der auferstandene Herr befiehlt: „Geht hin und unterweist alle Völker – ohne Ausnahme.“

Bei Markus heißt der Sendebefehl: „Gehet hin in alle Welt und kündet das Evangelium allen Geschöpfen – ohne Ausnahme.“ Wir achten die Menschen anderer Religionen, aber wir wollen ihnen das hohe Gut der wahren Religion vermitteln. Sie sollen zu Christus finden, denn in ihm ist alles Wertvolle geborgen, was in ihren Religionen vorhanden ist. Dazu aber gewinnen sie unendlich viel mehr, wenn sie zu uns stoßen. Immerhin macht die Mission Fortschritte: In China wurden zu Ostern zweiundzwanzigtausend Erwachsene getauft. Zweiundzwanzigtausend Erwachsene, in dieser doch relativ kleinen Kirche. Die Kirche wächst. Aber nicht überall. Es ist schmerzlich feststellen zu müssen: Die Kirche in Europa schrumpft. Sie schrumpft in unserer Heimat, in unserer Diözese. Eine kleine Herde,

die immer kleiner wird. Was sind die Ursachen? Die Christenheit ist müde geworden. Die christlichen Familien sind klein. Kinderreiche Familien sind selten. Die Zahl der Särge in unseren Gemeinden ist größer als die der Wiegen. Hundertausende geben die religiöse Praxis auf, verlassen ihre Gemeinde, trennen sich von unserer Kirche. Eine kleine Herde, die immer kleiner wird. Das ist die Wirklichkeit. Meine lieben Freunde, die Gründe für die Trennung von Glauben und Kirche sind nicht stichhaltig. Die uns den Rücken kehren, berufen sich zumeist auf Schwächen und Versagen von Kirchengliedern, von Priestern und Bischöfen. Ich bin der Letzte, der die Pflichtvergessenheit und Verfehlung vertuschen will. Aber ich sage auch in aller Klarheit: Man kann nicht an Gott rächen wollen, was einem Menschen antun. Man darf nicht Christus entgelten lassen, was seine Jünger zu verantworten haben. Die Flucht aus der Kirche bringt nichts hervor. Und es bleibt das Wort des heiligen Cyprian richtig: „Das Übel der Trennung von der Kirche ist immer schlimmer als die Übel, denen man durch die Trennung entgehen will.“ Das Übel der Trennung von der Kirche ist immer schlimmer als die Übel, denen man durch die Trennung entgehen will.

„Fürchte dich nicht, du kleine Herde“, sagt unser Herr. Klein ist die Herde an Zahl, aber sie ist auch klein, weil unter denen, die den Namen Christen tragen, zu wenige wahrhaft christliche Menschen sind. Die wahren Jünger sind nicht zahlreich. Getauft und gefirmt sind alle. In die Nachfolge Christi berufen sind alle. Aber nicht alle folgen dem Herrn nach. In dem Buch von der ‚Nachfolge Christi‘ schreibt der Verfasser vor sechshundert Jahren, was auch heute gültig ist: „Jesus hat jetzt viele Jünger, die im himmlischen Reich mit ihm herrschen möchten, aber zu wenige, die sein Kreuz auf Erden tragen wollen. Viele, die seinen Trost begehren, aber wenige, die seine Trübsal teilen mögen. Viele, die mit ihm essen und trinken möchten, aber wenige, die mit ihm fasten wollen. Viele möchten mit ihm Freude haben, aber wenige wollen für ihn leiden. Viele folgen Christus bis zum Brotbrechen im Abendmahlssaal, aber wenige bis zum Trinken aus dem Leidenskelche.“

Die Zahl der wahren Nachfolger Christi ist nicht hoch. Wir erleben das Phänomen der Halb- oder Viertelgläubigkeit. Menschen, die sich als Christen, die sich als Katholiken bezeichnen, bekennen sich nicht zum vollen und ganzen Glauben, sondern lediglich zu einer Auswahl, zu einem verkürzten, verdünnten, ausgehöhlten Glauben. Wir erleben das Phänomen, dass Menschen ein Auswahlchristentum leben. Sie suchen sich aus den Lehren und Einrichtungen des Christentums aus, was ihnen passt. Wir erleben das Phänomen einer Teilidentifikation mit der Kirche, das heißt, viele stehen nicht lückenlos und restlos hinter der Kirche, sondern distanzieren sich von ihr, wenn sie angefochten wird. Meine lieben Freunde: Man kann nicht – etwa wie Carl Zuckmayer – einzelne Dogmen der Kirche fallen lassen. „An die Hölle glaube ich nicht“, sagte Carl Zuckmayer, „höchstens für den Hitler“. Nein, so geht es ja wohl nicht. Man kann sich nicht aussuchen aus den Glaubenssätzen, was einem gefällt und was einem nicht gefällt. Die Glaubenssätze der Kirche sind alle auf dem Amboss gelegen, sie sind alle unter den Hammerschlägen der Verfolgung geschmiedet worden. Unser Glaube ist gesalbt mit dem Blut der Märtyrer, geweiht mit dem Zeugnis der Jahrhunderte.

Der katholische Glaube ist von solcher Art, dass man nichts hinzufügen, aber auch nichts von ihm wegnehmen kann, ohne das Ganze zu zerstören. Wer auch nur ein Dogma leugnet, wendet sich gegen die Autorität, welche die Dogmen geschaffen hat: also Gott und die Kirche. Wenn man dieser Autorität auch nur an einer Stelle widerspricht, widersetzt man sich ihrem Ganzen. Nein, der katholische Glaube ist und muss bleiben: Dogmenglaube. Dass wir ihn bekennen dürfen, macht uns demütig und dankbar. Heinrich Heine, der jüdische Dichter, der ja zum Christentum übergetreten ist, stand einmal bewundernd vor der Domkirche in Antwerpen. Er betrachtete sie nachdenklich, und dann sagte er: „Die Menschen, die diesen Dom geschaffen haben, hatten Dogmen. Wir haben nur Meinungen. Mit Meinungen baut man keine Dome.“

Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es hat dem Vater gefallen, euch das Reich zu geben. Klein ist die Herde Christi auch wegen ihrer Schwäche. Sie hat etwas Hilflöses und etwas Armseliges an sich. Sie ist vom Menschlichen, all zu Menschlichen, bedrückt und erfüllt. Sie verbirgt die Herrlichkeit und Schönheit des großen Gottes. Diese kleine Herde wirft lange Schatten über das Licht, das von Christus ausgeht. Der Herr hat die Christen gesammelt; er hat sie zu seinen Brüdern und Schwestern gemacht. Er lebt und wirkt in ihrer Mitte. Aber er wird auch von seinen Brüdern und Schwestern verdeckt. Er ist wie unter einer schweren Hülle verborgen, durch uns. Alles in dieser Kirche wird

nunmehr seit der Himmelfahrt von Menschenhänden vollbracht, mit Menschenworten gelehrt, in Menschentaten vollzogen. Einstens kam er in Menschengestalt auf die Erde, aber an ihm war etwas Leuchtendes, Strahlendes. Johannes schreibt in seinem Prolog: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater voll der Gnade und Wahrheit.“ Nun aber, jetzt, wandelt er weiter durch die Welt in der Gestalt der Menschen, in der Gestalt der Mühseligen und Beladenen, sogar der sündigen und fehlenden Menschen, der erbärmlichen und kleinlichen Menschen, denn wir alle sind sein Volk, die Schafe seiner Weide. In dieser kleinen Herde lebt er fort, bis zum Ende der Zeiten. Oft ist ihre Weisheit, die Weisheit ihrer Lehre von viel Menschlichem beim Verstehen und bei der Auslegung umschattet. Der Fernsehpfarrer Wolfgang Beck forderte beim ‚Wort zum Sonntag‘ die Zuhörer auf, sich dem Relativismus zu verschreiben. Relativismus, das heißt: alles ist gleichgültig, es gibt keine Wahrheit. Oft ist auch die Frömmigkeit der Kirchenglieder von mancher menschlichen Kleinheit und Torheit umnebelt. In der vergangenen Woche schickte mir ein Herr aus München einen Beitrag zu, auf dem war folgendes zu lesen: „Sowjetische Wissenschaftler haben eine Tiefbohrung vorgenommen und sie haben einen Hohlraum erreicht. Aus diesem Hohlraum haben sie das Geschrei unzähliger menschlicher Stimmen vernommen.“ – Meine lieben Freunde, diese Erzählung gibt unseren Glauben der Lächerlichkeit preis. Wir können noch so tief in die Erde graben, aber wir werden zur Hölle nicht vorstoßen. Die Hölle ist uns verborgen. Das Glauben, das Beten, das Lieben und das Hoffen der kleinen Herde hat noch so viel von Bruchstücken an sich, so viel von Kindlichem und Kindischem. Wir pilgern durch dunkle Täler und über Tränenwege. Es ist eben das Göttliche mit vielem Menschlichem vermischt und in allem Menschlichen wird das Göttliche verdunkelt.

Wir wollen der Wahrheit die Ehre geben: Es gibt unter den Gliedern der Kirche wahre Nachfolger Christi, tapfere Mütter, treue Väter, eifrige Kinder. Die Gnade Gottes ist eine Macht. Und diese Macht bezeugt sich auch heute in den Menschen, die in die Fußstapfen des Herrn treten. Wir haben vorbildliche Laien, heiligmäßige Priester, fromme Ordensschwestern. Aber deren Zahl ist zu gering. Wir haben heilige Menschen, auch heute; aber es sind zu wenige. Wir haben Kämpfer für die Sache Gottes. Aber es müssten mehr sein. Zu viele scheuen sich, um Christi willen Auseinandersetzungen auf sich zu nehmen, Konflikte auszuhalten. Zu viele wollen Ruhe haben, wollen es sich bequem machen. Nein, wir wollen, meine lieben Freunde, wir wollen ganze Christen sein. Des Katholiken charakteristisches Zeichen soll sein, dass er die Religion lebt, nicht, dass er von ihr redet.

Eine kleine Herde ist die Kirche auch, weil sie oft kleine und kleinliche Menschen in sich birgt, Menschen mit ihrer Schwäche, mit ihrer Sünde, mit ihrer Lauheit, mit ihrer Kälte, mit ihrer Gleichgültigkeit, mit ihrer Schuld. So viel Bosheit ungeratener Söhne, so viel Verrat seitens der eigenen Jünger, so viel Treulosigkeit und Abfall der Seinen. Ich bin keineswegs der Meinung, dass alles das stimmt, was man in der Zeitung liest oder anderen Medien entnimmt an Anklagen und Beschuldigungen gegen die Kirche und Kirchenangehörige. Ich bin überzeugt, dass vieles erfunden, an der Haaren herbeigezogen, vergrößert, übertrieben und unzulässig verallgemeinert wird. Aber es bleibt ein Rest an Beschwerden und Bezeichnungen, die Kirche und Kirchenglieder trifft; und dieser Rest ist zu viel für eine Gemeinschaft der Erlösten.

Der Kirche wird es nie an Verfolgung fehlen. Aber das ist das Siegel ihrer Treue zum Heiland. Gerade dann ist die katholische Kirche erkennbar, wenn sie verfolgt wird. Dann ist sie erkennbar als der geheimnisvolle Leib Christi, der auf dem ganzen Weg durch die Geschichte die Wundmale des Herrn trägt. Der Teufel hält sich an die Profis, nicht an die Amateure. Die Feinde der heiligen Religion, die von außen gegen sie anstürmen sind jedoch weniger zu fürchten, als die Widersacher, die im Innern gegen sie wühlen. Also diejenigen, die den wahren Glauben aushöhlen, die die katholische Sittenlehre verfälschen, die dem Heiligen Vater den Gehorsam aufkündigen. Ich habe hier vor mir, meine lieben Freunde, einen Leserbrief einer Dame, der vor kurzem in der Presse erschien. Diese Dame schreibt folgendes: „Vor fast sechs Jahren bin ich zur katholischen Kirche konvertiert. Nicht aus eigener Überlegung, sondern durch die Führung Gottes. Ich liebe diese Kirche über alles. Ich habe es aber noch nie erlebt, dass man über den Papst und den Vatikan etwas Positives berichtet hat. In den meisten Fällen gehört zur Berichterstattung Arroganz und Überheblichkeit. Was die Kirche wirklich braucht“, schreibt diese Dame, „ist eine Reform von innen, die radikale Hinwendung zum Herrn und seinem

Evangelium.“ – O wie Recht hat diese Konvertitin! Eine kleine Herde, welcher der Herr das Reich versprochen hat.

Die kleine Herde wird einmal vor dem Richterstuhl Christi stehen. Wird sie vor ihm bestehen? Zur Gänze oder nur in Teilen? Wie steht es mit der Zahl der Erlösten? Der Geretteten, der zum Heil Gekommenen? Ist das auch eine kleine Herde, nur eine kleine Herde? Unser Herr warnt vor leichtfertigen Heilsoptimismus. Einmal fragte jemand Jesus: „Herr, sind es wenige, die gerettet werden?“ Er antwortete: „Ringet darum, durch die enge Pforte einzugehen, denn viele, sage ich euch, werden versuchen einzugehen, aber sie vermögen es nicht.“ Ein andermal mahnte der Herr: „Gehet ein durch die enge Pforte, denn weit ist die Pforte und breit ist die Straße, die ins Verderben führt. Und viele sind es, die darauf wandeln. Wie eng ist die Pforte und wie schmal ist der Pfad, der ins Leben führt. Und wenige sind es, die ihn finden.“

Wir danken dem Heiligen Vater, dass er in jüngster Zeit die in den deutschen Messbüchern seit einigen Jahrzehnten gebräuchliche Formel „für alle“ bei der Heiligen Wandlung durch die biblischen Worte – durch die biblischen Worte – „für viele“ ersetzt hat. Wir danken ihm. Denn Christus hat gewiss sein Erlösungswerk für alle vollbracht. Aber es ist ungewiss, ob es alle sich aneignen. Sein Sühnewerk reicht für alle, aber es steht zu fürchten, dass es nicht in allen wirksam wird. Man muss also unterscheiden zwischen dem Genügen des Opfers Christi und dem Wirksamwerden des Opfers Christi. Die Worte „für alle“ sind keine Übersetzung, sondern eine Erläuterung. Und diese Erläuterung hat der Heilige Vater jetzt durch die Übersetzung ersetzt, mit Recht ersetzt.

Grundlegend für das Heil, also für die Ewigkeit in der Schau Gottes sind Glaube und Taufe. Die letzten Worte des Herrn vor seiner Himmelfahrt lauten: „Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet werden.“ Wir haben also Aussicht, zu denen zu gehören, die im Gericht Gottes bestehen können. Wir tragen das Siegel des lebendigen Gottes an unserer Stirn. Wir sind die Schafe seiner Weide. Freilich besteht kein Automatismus zwischen Glaube und Taufe und im Erlangen des Heils. „Willst du zum Leben eingehen“, sagt der Herr zu dem Jüngling, der ihn fragt, wie er den Himmel gewinnen könne, „willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“ Die Gebote sind also grundlegend, damit wir unsere Anwartschaft auf das Heil sicher machen. – Den Geboten entgegengesetzt sind die Sünden. „Wisst ihr nicht“, schreibt der Apostel Paulus an die Gemeinde in Korinth, „wisst ihr nicht, dass Ungerechte das Reich Gottes nicht erben werden?“ Und dann nennt er die Werke der Ungerechtigkeit: Unzucht, Unreinheit, Schwelgerei, Götzendienst, Zauberei, Feindschaft, Streit, Eifersucht, Zorn, Zank, Spaltung, Parteiung, Neid, Mord, Trunkenheit und was dergleichen Ähnliches. Die derlei Dinge tun, werden das Reich Gottes nicht erben. Die Gebote wollen nach Wortlaut und Sinn erfüllt werden, also im Hinblick zu Gott, in der Liebe zum himmlischen Vater, nicht bloß äußerlich. „Wenn eure Gerechtigkeit nicht die der Pharisäer übertrifft, werdet ihr in das Himmelreich nicht hineinkommen“, sagt der Herr. Um des Reiches Gottes willen muss man manchmal harte Entscheidungen treffen, scharfe Schnitte vornehmen, denn „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt gebrauchen, reißen es an sich.“ Und dann dieses furchtbare Wort: „Wenn deine Hand oder dein Fuß dir zum Ärgernis wird, dann hau’ sie ab und wirf sie von dir. Es ist besser, du gehst verstümmelt in das Leben ein als mit zwei Händen und mit zwei Füßen in das ewige Feuer.“

Unser Herr ist im Begriffe, zum himmlischen Vater zurückzukehren. Aber er hat uns einen Trost gegeben. Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es hat eurem Vater gefallen, euch das Reich zu geben. Wir wollen uns deswegen an unseren Heiland wenden und ihm sagen: „Du auffahrender Herr, bleibe du bei deiner Kirche, bleibe bei deiner kleinen Herde, denn sonst müssten wir uns gar zu sehr fürchten, vor allem vor uns selbst. Vor der eigenen Schwäche müssten wir uns fürchten, dass wir immer wieder dich verleugnen und verraten. Bleibe du bei uns und stärke uns, denn wir wissen ja zu gut: Würde jeder Gläubige ganz treu sein, dann würde er sein Leben zu einem Abglanz deines Lebens machen, dann würde er mit seiner Person die Kirche schmücken, ehren und groß machen.“ Jeder Heilige, jeder Bekenner, jeder Märtyrer, jede Jungfrau, jeder fromme Beter hat sie in aller Wahrheit geschmückt und geehrt und erhoben und ist damit Zeuge der Göttlichkeit unseres Heilandes geworden. Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es hat eurem Vater gefallen, euch das Reich zu geben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Aufgefahren in den Himmel

17.05.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Gedächtnis der Himmelfahrt unseres Herrn Versammeltel!

Manche Menschen haben Schwierigkeiten mit dem Fest Christi Himmelfahrt. Sie wissen nicht recht, was sie damit anfangen sollen. Es gibt evangelische Theologen, die sagen, das Fest ist erledigt, denn was da früher geglaubt wurde, das ist Mythos. Und einen Mythos muss man vermeiden. „Aufgefahren in den Himmel“, heißt es im Evangelium und im Glaubensbekenntnis. Was ist das, was hat das zu bedeuten?

Zunächst ist grundlegend der Unterschied zwischen der religiösen Vorstellung und dem religiösen Wahrheitsgehalt. Die religiöse Vorstellung ist sinnhaft; die religiöse Wahrheit ist übersinnlich. Die Vorstellung ist anschaulich, die Wahrheit ist unanschaulich. Dieser Unterschied zwischen Vorstellung und Wahrheit leitet sich her aus der Wesenverschiedenheit von Gott und Mensch. Gott und Mensch, der Schöpfer und das Geschöpf, stehen sich in einem unendlichen Abstand gegenüber. Gott ist unendlich, der Mensch ist endlich. Gott ist der Urgrund alles Seienden, der Mensch ist von Gott durch Zwischenursachen hervorgebracht. Gott ist unsterblich, der Mensch ist sterblich. Gott wohnt in einem unzugänglichen Lichte, der Mensch ist sichtbar. Die Ferne Gottes von uns liegt aber nicht in einem räumlichen Abstand, sie beruht auf seiner absoluten Andersartigkeit. Gott ist uns wegen seiner Wesenverschiedenheit fern. Und dennoch – wie sagt der Apostel Paulus in Athen: „Wir leben in ihm, wir bewegen uns in ihm, wir sind in ihm!“ Wir stehen also zu Gott in Beziehung. Und wir können von dieser Beziehung nicht schweigen. Wir müssen von Gott reden, er hat es uns selbst aufgetragen. Wir können aber von Gott und zu Gott nur mit Begriffen reden, die aus unserer Welt stammen. Bessere haben wir nicht. Wenn wir nicht mit den uns zu Verfügung stehenden Begriffen von Gott reden wollen, dann müssen wir überhaupt aufhören, von ihm zu reden. Wir wissen, dass diese Begriffe unzulänglich sind, dass sie Gottes Wesen und Wirken auch nicht annähernd erschöpfen. Aber wir wissen auch, dass Gott will, dass wir von ihm reden und zu ihm sprechen. Gefangen in Raum und Zeit gebrauchen wir raumzeitliche Kategorien, um Gott und das Göttliche zu bezeichnen. Wir dürfen so reden. Dabei müssen wir uns nur bewusst bleiben: Die gemeinte Wirklichkeit bleibt hinter unserem Reden weit, weit, unendlich weit zurück.

Die Notwendigkeit, von Gott mit Begriffen unserer irdischen Wirklichkeit zu sprechen, zeigt sich schon und auch bei der Menschwerdung Gottes. Wir bekennen: Christus, der LOGOS, ist vom Himmel herabgestiegen. Damit verwenden wir einen raumhaften Begriff, um die neue unerhörte Gegenwart Gottes auf dieser Welt, auf dieser Erde zu beschreiben, die eben darin liegt, dass der LOGOS eine menschliche Natur angenommen hat. Die Menschwerdung des LOGOS hat nichts mit einer räumlichen Bewegung zu tun. Der LOGOS hat nicht eine Strecke zurückgelegt, als er sich eine menschliche Natur aneignete. Er ist nicht aus einer messbaren Höhe in eine Tiefe herabgestiegen. Wenn wir sagen, „für uns Menschen und um unseres Heiles Willen ist er vom Himmel herabgestiegen“, dann wollen wir damit ausdrücken: Der Unsichtbare ist sichtbar geworden. Der Unendliche hat die Endlichkeit angenommen. Der Ewige ist in die Zeit eingetreten. Paulus beschreibt diesen Vorgang so: „Er, der in Gotteshgestalt sich befand, hat nicht geglaubt, an seiner Gottgleichheit festhalten zu sollen, er hat sich vielmehr entäußert, hat Knechtsgestalt angenommen, ist den Menschen gleich geworden. Und während er in seinem Äußeren wie ein Mensch erfunden wurde, hat er sich erniedrigt und ist gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze.“ So beschreibt Paulus die Menschwerdung des LOGOS. Er versucht, unter der räumlichen Ausdrucksweise die Wirklichkeit, die wahre Wirklichkeit, nämlich die Verbindung der Zweiten Person Gottes mit einer Menschennatur aufzudecken.

Die eben gemachten Ausführungen müssen wir nun anwenden auf das Festgeheimnis des heutigen Tages. Wir bekennen mit den Augen- und Ohrenzeugen: Christus ist in den Himmel aufgefahren. Dazu muss man erst verstehen, was mit „Himmel“ gemeint ist. Grundlegend ist die Unterscheidung zwischen dem „Wolkenhimmel“ und dem „Gotteshimmel“. Die Engländer haben dafür zwei Worte. Den Wolkenhimmel nennen sie „Sky“, den Gotteshimmel bezeichnen sie mit „Heaven“. Der Wolkenhimmel ist sichtbar – der Gotteshimmel ist unsichtbar. Der Wolkenhimmel ist zugänglich – der Gotteshimmel ist unzugänglich. Am Wolkenhimmel kreisen die Flugzeuge und fahren die Raumschiffe. Der Gotteshimmel ist die Gott vorbehaltene Wirklichkeit, in die weder ein Flugzeug noch ein Raumschiff je eindringen kann. Der Wolkenhimmel ist eben immanent, er gehört zu der geschaffenen Wirklichkeit. Der Gotteshimmel ist transzendent, er übersteigt die geschaffene Wirklichkeit. Wir können auch so sagen: Der Wolkenhimmel ist weltlich – der Gotteshimmel ist überweltlich. Den Wolkenhimmel kennen wir, wenn wir nach oben schauen. Da sehen wir über dem Horizont das sichtbare Gewölbe. Da fliegen die Vögel, da ziehen die Wolken, von dort fällt Regen und Tau. Für den Gotteshimmel können wir keinen Ort und keine Region im Weltall angeben. Er ist jedem Ort und jeder Region transzendent, sie übersteigend. Er ist jenseits jeder menschlichen Erfahrung. Es ist daher unmöglich, dass die Raumfahrt jemals den Gotteshimmel erreichen könnte. Soweit die Kosmonauten auch in den Weltraum vordringen mögen, ein Eindringen in die Himmel Gottes ist kraft dessen Wesens ausgeschlossen, denn dieser Gotteshimmel ist nicht zugänglich wie der Wolkenhimmel. In diesen Gotteshimmel aber ist Christus eingegangen – vierzig Tage nach seiner leibhaftigen Auferstehung. Vierzig Tage lang hat er die Jünger besucht und belehrt. Er benötigte diese Zeit, um den Glauben an seine wirkliche Auferstehung in ihnen zu befestigen und um ihnen Weisungen, abschließende Weisungen für die Zukunft zu erteilen. Aber diese vierzig Tage mussten genügen. Danach hat er sich verabschiedet und ist endgültig und für immer in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen; er ist in den Himmel aufgefahren.

Diese Himmelfahrt, die wir heute begehen, ist nicht die erste und nicht die einzige, sie ist vielmehr die letzte, welche die Jünger erlebt haben. Während der vierzig Tage, in denen Jesus sich den Jüngern als der Auferstandene zeigte, ist er bei jeder Erscheinung vom Himmel her gekommen und nach jeder Erscheinung in den Himmel zurückgekehrt. Die Erscheinungen erfolgten vom Himmel her. Jesus hat also in diesen vierzig Tagen nach seiner Auferstehung nicht auf Erden gelebt. Erstens gibt es in den Evangelien kein Anzeichen dafür, dass er in dieser Zeit irgendwo ein Quartier bezogen hätte. Zweitens passt seine Seinsweise, seine erklärte Seinsweise, die er durch die Auferstehung gewonnen hat, nicht mehr in diese Welt. Deswegen sagt er zu Maria Magdalena: „Rühr mich nicht an, denn ich bin noch nicht zu meinem Vater aufgefahren!“ Die Auffahrt Christi in den Himmel, die wir heute begehen, ist die letzte, der Abschluss der Erscheinungen.

Diese Himmelfahrt des Herrn liegt nicht nur zeitlich, sie liegt auch örtlich fest. Sie geschah vom Ölberg, denn von dort kehrten die Apostel nach der Himmelfahrt des Herrn nach Jerusalem zurück. Der Ölberg, ist uns bekannt ist, er ist der Ort des Kampfes Jesu, des Todeskampfes Jesu, der Ort seiner Todesangst, der Ort seiner Verhaftung; er sollte jetzt auch Zeuge seiner Verherrlichung durch die Aufnahme in den Himmel werden.

Warum, meine Freunde, warum vollzog sich die letzte Himmelfahrt Christi nach oben, in den Wolkenhimmel? Warum ist er nicht in die Erde verschwunden? Aus Anpassung an die Vorstellungen der Menschen! Diese Vorstellungen sehen oben das Helle, Lichte, Erhabene. Unten das Dunkle, das Finstere, das Niedere. Diesen Vorstellungen hat sich der Herr angepasst. Er wollte nämlich damit klarmachen: Ich bin nicht erniedrigt, sondern erhöht. Ich gehe nicht in das Land der Vergessenheit, sondern in die Gefilde der Seligkeit. Der Wolkenhimmel ist ein Hinweis, ein Symbol, ein Gleichnis des Gotteshimmels, in den der Herr eingegangen ist. Deswegen fasst der Apostel Paulus Auferstehung und Himmelfahrt unter dem Begriff „Erhöhung“ zusammen. Gott hat ihn erhöht – damit soll nicht eine räumliche Bewegung ausgedrückt werden nach oben, sondern die dem Herrn gewordene Auszeichnung, die Belohnung, die ihm der Vater verliehen hat: der neue Name, der über alle Namen erhaben ist. So sprechen wir ja auch sonst, wenn wir sagen, dass jemand einen hohen Posten hat, dass jemand erhöht wird. Damit meinen wir nicht eine räumliche Veränderung, sondern das Einrücken in eine besondere Stellung. Unser lieber Herr Bastian, der hier in der ersten Reihe sitzt, hat begonnen als

Maler und Anstreicher; aber er hat sich hochgearbeitet zum Personalchef von mehreren hundert Leuten. „Hochgearbeitet“, nicht räumlich, sondern durch eine emporgehobene Stellung.

Mit der Auffahrt Christi in den Himmel ist das Heilsgeheimnis des heutigen Tages nicht erschöpft. Er fuhr auf und setzte sich zur Rechten des Vaters. Das wird viele Male in der Heiligen Schrift hervorgehoben. Markus schreibt: Jesus, der Herr, wurde in den Himmel aufgenommen und setzte sich zur Rechten Gottes!“ Jesus hat ja selbst bei seinem Prozess gesagt: „Ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Macht Gottes sitzen und in den Wolken des Himmels kommen sehen!“ Und Stephanus, der erste Martyrer, sah Jesus zur Rechten Gottes stehen. Paulus spricht häufig davon, dass Jesus gestorben ist, aber noch mehr: „Er ist auferweckt worden und sitzt zur Rechten Gottes und tritt für uns ein.“ In seinem Brief an die Kolosser schreibt er: „Ihr seid mit Christus auferweckt, darum strebt nach dem, was im Himmel ist, wo Christus zur Rechten Gottes sitzt.“

Wiederum sprechen wir von einer göttlichen Wirklichkeit mit menschlichen Begriffen, ja mit Ausdrücken aus Raum und Zeit. Aber wir wissen, dass diese Redeweise bildlich zu verstehen ist. Gott ist Geist, absoluter Geist. Gott hat keinen Körper wie ein Mensch. Er hat deswegen auch keine rechte und keine linke Seite. Gott übersteigt jede Räumlichkeit. Das „Sitzen zur Rechten Gottes“ ist ein Bild, das gedeutet und erklärt werden muss. Was bedeutet es? Es besagt: Christus nimmt teil an der Würde, an der Ehre, an der Erhabenheit, an der Königsherrschaft Gottes. Rechts ist immer der Ehrenplatz nach unseren irdischen Vorstellungen. Und diesen Ehrenplatz sieht man jetzt Christ eingeräumt nach seiner Himmelfahrt. Das ist die Erfüllung einer Verheißung im Alten Bunde, wo es beim Propheten Daniel heißt: „Dem Menschensohn wurde Herrschaft, Würde und Königtum gegeben. Alle Völker, Nationen müssen sich seiner Herrschaft unterwerfen.“

Seit seiner Auferstehung und Himmelfahrt lebt Jesus von Nazareth, der Sohn der Jungfrau Maria, der Christus, der Messias, in der Welt Gottes im Himmel. Als der Sohn Gottes nimmt er teil am göttlichen, am innertrinitarischen Leben. Er ist nicht untätig für uns Menschen! Er lenkt und leitet seine Kirche durch den Heiligen Geist. Ihn hatte er ja bei seinem Abschied von dieser Welt den Jüngern verheißt. Ihn hat er auch nach seinem Eintritt in die Herrlichkeit des Vaters gesandt. „Nachdem er“, so predigt Petrus, „nachdem er durch die Rechte Hand Gottes erhöht worden ist, hat er den vom Vater verheißenen Heiligen Geist gesandt.“

Wir werden in wenigen Tagen das Fest der Geistausgießung feiern, uns daran erinnern, dass Christus diesen Geist uns gesandt hat. Und damit nicht genug: Er wartet auf den Zeitpunkt, den der Vater für seine Wiederkunft auf diese Erde festgesetzt hat. Der Tag der Wiederkunft wird das Gericht über die Welt und den Anbruch des Reiches Gottes in Herrlichkeit bringen. Wann wird das sein? Wir wissen es nicht! Aber wir können Vermutungen anstellen: Der Herr wird wiederkommen, wenn die Zeit erfüllt ist. Wenn die Menschheit eine genügende Frist gehabt hat, um zu zeigen, dass sie weiß, was Gott von ihr will. Der Herr wird wiederkommen, wenn die Zahl der Blutzengen voll ist. Sie steigt von Tag zu Tag. Der Herr wird wiederkommen, wenn die Hilflosigkeit und die Ratlosigkeit der Seinen aufs höchste gestiegen ist, wenn sie keinen Ausweg mehr wissen, wenn alles verloren scheint, dann wird er kommen und richten die Lebendigen und die Toten, und seines Reiches wird kein Ende sein.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Time Jesum transeuntem

20.05.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Sie sehen, ich habe hier in der Hand ein kleines Büchlein. Dieses Büchlein fand ich am Freitag in den Räumen der katholisch-theologischen Fakultät der Johannes-Gutenberg-Universität zu Mainz. Auf der einen Seite steht: Was spricht gegen Homosexualität? Auf der anderen Seite: Was spricht gegen Homophobie? Die ersten Seiten „Was spricht gegen Homosexualität?“ sind leer. Offenbar, weil nach der Meinung der Verfasser nichts gegen Homosexualität spricht. Die Seiten „Was spricht gegen Homophobie?“ sind voll, und da werden Gründe gegen die Ablehnung der Homosexualität vorgeführt.

Meine lieben Freunde! Dieser Vorgang ist ein Symptom des Zerfalls unserer Gesellschaft, der Dekadenz in unserem Lande und vor allem des Rückzugs des Staates aus der sittlichen Aufgabe, die ihm gestellt ist. In der Wissenschaft vom Strafrecht hat sich die Auffassung durchgesetzt: Nur solche Taten, nur solche Handlungen sollen strafbar sein, die der Gesellschaft schaden. Das Strafrecht habe nicht die Aufgabe, einen bestimmten sittlichen Standard im Volke aufrecht zu erhalten. Welche Handlungen der Gesellschaft schaden, das legt der Gesetzgeber fest. Und er hat festgelegt, dass homosexuelle Handlungen der Gesellschaft nicht schaden. Auf diese Weise hat sich der Strafrechtsgesetzgeber fast des gesamten Sexualstrafrechts entledigt. Man könnte auf diese bedauerliche Entwicklung mit dem Hinweis reagieren, dass in vielen Ländern Homosexualität, homosexuelle Betätigung, strafbar ist. In Russland, im kommunistischen Kuba ist die gleichgeschlechtliche Unzucht verboten, in manchen islamischen Ländern wird homosexuelle Betätigung mit der Todesstrafe geahndet. Diese Länder sind also sehr wohl der Ansicht, dass homosexuelle Betätigung sozialschädlich ist.

Unsere Kirche ist weise. Ihr ist bewusst, dass jede Sünde, auch die geheime Sünde, auch die Sünde, die der Mensch allein begeht, auch die Sünde, aus der keine bestimmten Auswirkungen auf die Gesellschaft hervorgehen, dass auch diese Sünde der Gemeinschaft, der Kirche und damit auch der Gesellschaft Schaden bringt. Denn jede Sünde mindert das Leben der Gnade. Sie vermindert damit auch das Gnadenpotential in der Kirche. Jede Sünde beeinträchtigt die Heiligkeit der Kirche. Nun sind aber alle Glieder der Kirche auch Angehörige des Volkes, der Gesellschaft. Der sündige Mensch ist daher für die Volksgemeinschaft weniger wertvoll, weniger nützlich. Durch die Sünde büßt er einen Teil seines Wertes auch für die Volksgemeinschaft ein. Das Volk ist aber auf den Beitrag eines jeden seiner Glieder angewiesen. Wenn ein Glied sich versagt, dann leidet das Ganze. Die Beeinträchtigung ist umso größer, je schwerwiegender das Versagen ist.

1994 wurde in Deutschland homosexuelle Betätigung straffrei gemacht. Zu behaupten, ein solches Verhalten sei sozial nicht schädlich, ist falsch. Homosexuelle bestreiten durch ihr Handeln das Gesetz, dass der einzig legitime Ort sexueller Betätigung die verschiedengeschlechtliche Ehe ist. Sie erniedrigen die Geschlechtskraft zu bloßem Lustgewinn und das auf widernatürliche Weise. Homosexuelle verdunkeln die Wahrheit, die Gott zum Urheber hat, dass Mann und Frau füreinander bestimmt sind, nicht Mann für Mann und nicht Frau für Frau. Homosexuelle sind unfähig und unwillig, eine Familie zu gründen, die dem Volk neue Glieder zuführt. Sie beeinträchtigen die Erhaltung des Volkes. Homosexuelle neigen dazu, andere zu diesem Laster zu verführen. Sie suchen Kumpane. Damit fügen sie der Volksgemeinschaft neuen Schaden zu. Jede Sünde ist sozialschädlich. Jede Sünde verdunkelt die Heiligkeit der Kirche. Jede Sünde schwächt die Sittlichkeit und die Lebenskraft des Volkes. Nicht jede Sünde muss bestraft werden, aber jede Sünde, die Kreise zieht, und das tut die homosexuelle Betätigung, jede solche Sünde sollte unter Strafe gestellt werden. Der Staat, der sich der Aufgabe entzieht, die Gesellschaft zu versittlichen, vergeht sich gegen seinen gottgewollten Auftrag.

Täglich atmet der Mensch mit der Luft eine große Zahl fast unsichtbarer weicher Staubteile ein, ohne dass dadurch die Tätigkeit der Lunge behindert wird. Anders ist es bei manchen Berufen, etwa bei den Steinmetzen oder bei den Männern an den Schleifmaschinen und erst recht im Bergwerk. Dort entwickelt sich viel Staub, Staube, der kein Abzug findet; und so muss ihn der Bergmann einatmen. Mit der Zeit füllt sich die Lunge mit winzigen Staubteilchen, es entsteht die Staublunge oder Steinlunge. Der Mensch muss sterben. So ähnlich verhält es sich mit der Sünde. Einzelne Sünden, die der Mensch aus Schwachheit begeht, können das Herz nicht verhärten. Es gibt ja die Reue, es gibt den Weg zurück zu Gott. Aber wenn die Sünde zur ausgesprochenen Gewohnheit wird, wenn der Mensch sich keine Mühe gibt, dem Laster zu entfliehen, wenn die himmelschreiende Sünde homosexueller Betätigung als zulässig und erlaubt ausgegeben wird, auch von der evangelischen Kirche, wenn stets von neuem der Gnade, die sich in tausend Gestalten dem Menschen, nähert, die Tür gewiesen wird, dann kann der Zeitpunkt eintreten, wo das Dämonische in der Seele eines Menschen die Oberhand gewinnt. Die Gewöhnung an die Sünde, meine Freunde, macht den Menschen unempfänglich für die Gnadeneinwirkungen Gottes. Das ist das schrecklichste Unglück. Wenn jemand sündigen kann, ohne dass sich das Gewissen rührt. Das Laster wird zum fast alltäglichen Bedürfnis. Der Verstand erblindet, der Wille verkeilt sich im Bösen, das Herz wird unempfänglich für das Übernatürliche und versteinert. Namlos schwer ist die Bekehrung eines solchen Menschen. Es ist leichter, einen Menschen aus dem Wasser zu retten als aus dem Sumpf. Wir müssen versuchen, den Menschen zu erklären, dass sie sich durch die Sünde, durch das fortdauernde Sündigen, durch die Gewöhnung an die Sünde, den größten Schaden selbst zufügen. Die Sünde ist eine Fessel, die den Sünder gefangen hält. Die Sünde ist ein Dieb, die dem Sünder die Freude raubt. Die Sünde ist eine Droge, die den Sünder betäubt. Die Sünde macht den Sünder friedlos. Es ist unmöglich, in der Sünde zu leben und im Frieden zu bleiben. „Du hast es befohlen, o Gott, und so ist es, dass seine Strafe sich selbst ist jeder ungeordnete Geist.“ So lautet ein berühmtes Wort des hl. Augustinus. Du hast es befohlen, o Gott, und so ist es, dass seine Strafe sich selbst ist, jeder ungeordnete Geist. Der Sünder vereinsamt. Die Gefährten seiner Sünde entfernen sich früher oder später und sind mit sich selbst beschäftigt, ziehen sich zurück. Aus der Sünde, aus der gemeinsamen Sünde, entsteht keine echte Verbundenheit, keine dauerhafte Freundschaft. Heinrich Heine erzählt einmal, wie er nach seiner ersten Erkrankung in den Louvre, also das große Museum in Paris, kam. Und da stand er vor einem Torso der Venus, also vor einem zertrümmerten Standbild der Liebesgöttin, ohne Gliedmaßen. Er kniete nieder und sagte: Dir habe ich mein Leben lang gedient, nun rette mich. Die Göttin aber habe ihm kaltlächelnd geantwortet: Siehst du nicht, dass ich keine Arme habe? Im Sünder bereitet sich der Zustand der Trostlosigkeit vor. Der englische Dichter Oscar Wilde, der wegen homosexueller Betätigung zwei Jahre im Gefängnis zugebracht hat, der englische Dichter Oscar Wilde schrieb einmal eine Vision nieder, die das Gericht Gottes über die Menschenseele spiegeln sollte. Da erscheint die Seele vor dem Richterstuhl des Herrn und der Herr spricht: Ich muss dich verurteilen: du hast die anderen ausgebeutet, hast deine Mitmenschen verachtet, hast die Eltern gekränkt, hast dir fremde Habe angeeignet. Die Seele antwortet: Ja, Herr, das alles habe ich getan. Der Richter fährt fort: Du hast deine Sinne und deine Triebe herrschen lassen, du bist blind deinen Leidenschaften gefolgt und hast dir alle Lust der Erde gegönnt. Die Seele antwortet: Ja, Herr, das alles habe ich getan. Der Richter setzt noch einmal an: Ich muss dich verstoßen in die Hölle. Da schreit die Seele auf: Herr, das ist nicht möglich, nein Herr, das kannst du nicht – in der Hölle bin ich alle Zeit schon gewesen. Die Hölle, von der die Seele hier spricht, ist der Zustand der schweren Sünde, der Gewohnheitssünde, der Zustand der Verhärtung in der Sünde. Die Verdammnis ist da nur noch die Auswirkung eines solchen verlorenen Lebens.

Es ist gefährlich, in der Sünde zu verharren, denn niemand weiß, wann er vor Gottes Richterstuhl gerufen wird. Dort aber wollen wir doch als Menschen erscheinen, die mit der Sünde gebrochen haben. Ein Priester traf einmal einen Schulkollegen. Er wusste, dass er mit der Religion nicht viel „am Hute“ hat – wie man heute sagt. Im Laufe des Gespräches bat der Priester, er möge doch sein Gewissen in Ordnung bringen, er möge doch einmal zur Beichte gehen. Der andere schlug es ab. Er drang in ihn, sprach weiter auf ihn ein. Dann sagte ihm der Schulkamerad – es war Januar – zu: ja, er werde zur Osterbeichte gehen. Einige Wochen später bekam der Priester eine Todesanzeige. Es war die Todesanzeige seines Freundes. Er starb plötzlich und unversehens infolge eines Unglücksfalles. Gott

lässt keinen Menschen fallen, außer – er stößt die Hand Gottes zurück. Dieser Schulfreund hatte noch einmal eine Chance gehabt, er hat sie nicht genutzt.

In einem großen Krankenhaus in einer Großstadt war Volksmission und die Missionare gingen auch in dieses Krankenhaus. Viele der Kranken, soweit sie katholisch waren, waren bereit, zu beichten und die heilige Kommunion zu empfangen. Aber in einem Saale weigerten sich fast alle, und die Schwester unterrichtete den Priester: Da ist ein unversöhnlicher Gegner der Religion, der hetzt die anderen auf, dass sie sich nicht zur Beichte bekehren sollen. Der Priester ging trotzdem auch in dieses Zimmer und näherte sich dem Spötter: „Hol’ Sie der Teufel“, sagte der, „hol’ Sie der Teufel!“ Der Priester erwiderte laut genug, so dass andere es hören könnten: Junger Mann, ich habe es gut mit Ihnen gemeint. Ich gehe schon, denn ich möchte nicht sehen, wie der Teufel Sie holt. Der Priester begab sich zum nächsten Bett. Und während er dem Nachbarn des Spötters die Beichte abnahm, hörte er hinter sich einen lauten Aufschrei und einen schweren Fluch. Die Stationschwester stürzte herein – es war zu spät. Der junge Mann war tot. Mit verzerrten Zügen lag er auf seinem Bett. „Time Deum, time Jesum transeuntem.“ Fürchte Jesus, dass er vorübergeht. „Time Jesum transeuntem.“ Die Gnadenstunden kommen und gehen. Wenn wir sie nicht nutzen, gehen sie vorüber. Wehe dem, der sie ungenutzt vorübergehen lässt. „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, heute verhärtet eure Herzen nicht.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Wirksamkeit des Heiligen Geistes

27.05.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Pfingstfreude Versammelte!

Der Heilige Geist ist die Dritte Person in Gott. Von ihm gilt das Gleiche wie von der Zweiten Person: Er ist Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott, eines Wesens mit dem Vater. Verschieden ist nur die innergöttliche Beziehung. Während der Sohn vom Vater stammt durch Zeugung, geistliche Zeugung, so geht der Geist vom Vater und vom Sohne aus durch Hauchung, geistliche Hauchung. Den Sohn Gottes haben wir gesehen, denn er hat sich eine menschliche Natur angeeignet. Den Vater können wir nicht sehen, und den Heiligen Geist können wir auch nicht sehen. Gott ist unsichtbar. Die Heilige Schrift hebt an mehreren Stellen die Unsichtbarkeit als ein Wesensmerkmal Gottes hervor. Niemand hat Gott je gesehen. Der Eingeborene, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat uns Kunde gebracht. „Niemand hat Gott je geschaut“, schreibt der Apostel Johannes. Und der Apostel Paulus fügt hinzu: „Niemand von den Menschen hat ihn je gesehen und niemand kann ihn sehen.“ Warum nicht? Weil die Unsichtbarkeit Gottes ein Ausdruck seiner Wesensverschiedenheit von allem Geschöpflichen ist. Gott muss unsichtbar sein, wenn er Gott bleiben will. Darin drückt sich seine Überlegenheit über alles Geschöpfliche und seine Unverfügbarkeit für den Menschen aus. Was man sehen kann, das ist geschöpflich. Könnte Gott gesehen werden, wäre er ein Bestandteil der Schöpfung, dann hörte er auf, Gott zu sein. Nein, die Unsichtbarkeit ist ein Wesensmerkmal Gottes. Aber Unsichtbarkeit besagt nicht Unwirksamkeit. Die Ferne Gottes hat nichts mit Ohnmacht zu tun. Gott ist lebendig. Wir wissen, er ist der Schöpfer des Himmels und der Erde. Gott wirkt. Er macht sich bemerkbar durch seine Wirksamkeit.

Gilt das auch vom Heiligen Geist? Ich will versuchen, meine lieben Freunde, Ihnen zu zeigen, welche Wirksamkeit der Heilige Geist entfaltet. Ich meine, es ist eine vierfache. Wo ist der Geist? Er ist da, wo die Wahrheit ist. Denn der Geist ist der Geist der Wahrheit. So nennt ihn unser Herr. Er spricht von dem Beistand, den der Vater senden wird und der ewig bei den Menschen bleiben soll: den Geist der Wahrheit. Warum heißt er Geist der Wahrheit? Aus zwei Gründen: weil er die Wahrheit liebt und weil er die Wahrheit schenkt. Der Heilige Geist liebt die Wahrheit. Er liebt sie in der Gestalt Jesu Christi; denn da ist die Wahrheit personal geworden, da ist die Wahrheit unter uns erschienen in einer menschlichen Gestalt. Und diese menschliche Gestalt war erfüllt vom Heiligen Geiste. Auf ihm ruhte die Fülle des Geistes, nicht teilweise, wie bei uns Menschen. Von ihm erklärt die Himmelsstimme: „Er ist mein geliebter Sohn, ihn sollt ihr hören. Es ist also nicht egal, auf wen der Mensch hört, es ist nicht egal, was einer glaubt, es ist nicht egal, zu welchem Gott er betet, es ist nicht egal, welchem Verhaltenskodex er folgt. Ihn sollt ihr hören, IHN, nicht einen anderen. Der Mensch soll den wahren Gott anbeten. Er soll den im Fleische erschienenen Gott anbeten. Der Mensch soll Gott so verehren, wie Gott es selber will. Damit das geschieht, legt der Heilige Geist Zeugnis von Gott ab. Er ist der Geist der Wahrheit, er liebt die Wahrheit und legt für diese Wahrheit Zeugnis ab. Wo sein Zeugnis angenommen wird, dort ist der Heilige Geist. Wo Christus als der fleischgewordene Gott erkannt wird, dort ist der Heilige Geist. „Daran erkennt ihr den Heiligen Geist“, sagt der Apostel Johannes. „Jeder Geist, der bekennt, dass Jesus Christus im Fleische gekommen ist, ist aus Gott.“ Und jeder Geist, der nicht bekennt, dass Jesus der gottgesandte Erlöser ist, ist nicht aus Gott. An der Christologie, an der Lehre von Christus, entscheidet sich der Besitz oder das Fehlen des Geistes. Es ist nicht egal, was jeder von Christus hält. Man muss das richtige Verständnis von Christus haben. Der Geist Gottes ist nicht dort, wo sein Leben und sein Wirken und seine Persönlichkeit missverstanden werden, wo sie verzeichnet werden, wo Jesus verharmlost wird: ein großer Prophet, ein Religionsstifter, ein Heiliger mit außergewöhnlichen Gaben. Nein, da gilt das Wort des Apostels Johannes: „Es sind

viele Irrlehrer in die Welt ausgegangen, die nicht bekennen, dass Jesus Christus im Fleische gekommen ist.“ Und der Apostel Paulus drückt es noch drastischer aus: „Keiner, der im Geiste Gottes redet, sagt ‚verflucht sei Jesus‘ und keiner kann sagen, ‚Jesus ist der Herr‘, außer im Heiligen Geist.“

Der Heilige Geist liebt die Wahrheit. Er schenkt sie aber auch. In der Offenbarung, da gibt er uns Wissen von Gott und von göttlichen Dingen. Er belehrt uns in den Herzen, was die Wahrheit ist und was sie von uns fordert. Die Geschenke Gottes sind freilich von besonderer Art: Sie setzen die Tätigkeit des Beschenkten voraus. So sehr die Wahrheit Gottes ein Geschenk ist, so sehr ist sie auch die Frucht des Arbeitens, Denkens und Betens des Menschen. In jahrhundertlangem Bemühen haben das christliche Volk und die Gottesgelehrten, hat die christliche Kirche ihren Scharfsinn und ihre Frömmigkeit auf die Offenbarung Gottes in Christus Jesus gerichtet, um zu erkennen, wie Gott ist und wie er handelt. Die Kirche war dabei nicht auf den Verstand der Menschen bloß angewiesen. Sie hatte einen Lehrer, und dieser Lehrer ist der Heilige Geist. Die katholische Kirche ist die Kirche des Geistes. In unaufhörlichem Ringen hat sich auch die Wahrheit durchgesetzt, ist die Fülle dessen, was in der Wahrheit beschlossen ist, herausentwickelt worden. So hat sich die Verheißung erfüllt: „Der Beistand wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.“ Katholische Kirche, jetzt sehe ich dein Geheimnis! Jetzt begreife ich deine Dogmen! Jetzt verstehe ich die Entwicklung dieser Dogmen, die Dogmengeschichte. Der Impuls, der Garant dieser Dogmen und dieser Dogmengeschichte ist der Heilige Geist. Nicht menschliche Erfindung, nicht hellenistische Geistigkeit, nicht philosophische Begriffe haben das Dogma erzeugt, sondern der Heilige Geist hat sie gebildet in der Kraft des menschlichen Nachdenkens und durch dieses Denken hindurch.

Der Geist Gottes ist da, wo die Wahrheit ist. Wo ist der Geist Gottes noch? Er ist da, wo seine Gebote gehalten werden. Die christliche Religion ist eine sittliche Religion, das heißt, die Gottesverehrung ist nicht zu haben, ohne dass man sich den Geboten beugt. Die christliche Religion lehrt nicht nur die Wirklichkeit Gottes, sondern sie macht auch den Willen Gottes über den Menschen kund. Die Verbindung mit Gott wird durch Glaube und Gehorsam hergestellt. „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote“, sagt Jesus dem reichen Jüngling. Das Halten der Gebote schließt zwei Bestandteile in sich. Erstens das Festhalten und zweitens das Befolgen. Die Gebote Gottes sind universal nach Ort und Zeit. Sie gelten für alle Zonen und für alle Epochen. Die Gebote Gottes veralten nicht und fallen nicht dahin. Den Menschen ist es vielmehr aufgegeben, sie zu bewahren und festzuhalten, und nicht, sie zu ändern oder anzupassen. Das Festhalten der Gebote Gottes ist noch nie selbstverständlich gewesen. Es sind zu allen Zeiten Irrlehrer aufgestanden, die es den Menschen bequem und leicht machen wollten. Und zu diesem Zweck haben sie die Gebote Gottes abgeschwächt. Die sittlichen Erleichterungen machen den Erfolg aller Irrlehren der Geschichte aus. Als Meister der Abschwächung, ja, der Verkehrung der Gebote Gottes hat sich der Protestantismus erwiesen. So schon im sechzehnten Jahrhundert. Die Menschen fasten nicht gern: also fort mit den Fastengeboten! Die Menschen opfern nicht gern: also fort mit dem Messopfer! Die Menschen beichten nicht gern: also fort mit der Beichte! Das war die Botschaft Martin Luthers. Aber dabei ist der Protestantismus nicht stehen geblieben. Er bedient auch heute eine zügellose Welt mit seiner Zustimmung. Die Männer wollen mit den Frauen abwechseln, also her mit der Ehescheidung und Wiederverheiratung! Die Frauen wollen keinen dicken Bauch haben, also her mit Empfängnisverhütung und Abtreibung! Männer wollen mit Männern, Frauen wollen mit Frauen verkehren, also her mit homosexueller Betätigung. Evangelische Pfarrer wollen mit Männern im Pfarrhaus zusammenleben, also freier Zugang in das Pfarrhaus für homosexuelle Partnerschaften! Das ist der Protestantismus! Ich vermag nicht zu erkennen, dass hier der Heilige Geist am Werke ist. Man kann mit allen Artikeln handeln, aber nicht mit dem Christentum.

Der Geist ist da, wo die Gebote Gottes festgehalten werden. Das Befolgen muss dann die logische Folge des Festhaltens sein. Gebote dürfen nicht nur zur Kenntnis genommen werden, sie müssen auch beobachtet werden. Der Herr hat ja die Liebe seiner Jünger zu ihm vom Befolgen der Gebote abhängig gemacht. „Wenn ihr mich liebt, so haltet meine Gebote!“ „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt. Meine Freunde seid ihr, wenn ihr tut, was ich euch gebiete.“ Wir alle wissen um unsere eigene Versuchlichkeit und Schwäche. Wir sind keine Pharisäer. Aber wir wissen auch um unser Bemühen, den Willen Gottes zu erfüllen. Wir kennen den sittlichen Kampf, wir sind

geübt in Überwindung und Verzicht. Wir wissen, dass unser Glaube sich im täglichen Leben bewähren muss. Wenn wir Jünger Jesu sein und bleiben wollen, müssen wir seine Gebote gewissenhaft beobachten, auch unter Verzichten und Opfern. Gebote hören nicht auf zu gelten, wenn sie beschwerlich werden. Gerade dann sind sie unentbehrlich. Der Heilige Geist wirkt in uns, dass wir die Gebote Gottes festhalten und sie befolgen.

Wo ist der Geist Gottes? Dort, wo seine Früchte sind. Früchte sind das Ergebnis von Bemühungen. Der Landmann, der Gärtner, die beiden wissen, wie das ist. Der Landmann, der Gärtner, der den Acker pflegt und den Samen ausstreut und die Pflanzen in die Erde bringt, der darf auf die Ernte hoffen. Ähnlich ist es mit den sittlichen Anstrengungen. Wir sollen in unserem sittlichen Kampf Frucht bringen. Der Herr hat uns wiederholt aufgefordert, Frucht zu bringen. „Ich habe euch erwählt und bestellt, dass ihr hingehet und Frucht bringt. Dadurch wird mein Vater verherrlicht, dass ihr viele Frucht bringt.“ Die Früchte, die der Herr fordert sind unsere guten Werke, unser täglicher Dienst, im Aufstehen und Arbeiten, im Tragen und Ertragen. Die Gewissenhaftigkeit im täglichen Leben ist die Frucht, die Gott von uns erwartet. Wenn wir unsere Arbeit sauber, pünktlich, zuverlässig verrichten im Hinblick zu Gott, dann bringen wir Frucht. „Alles, was ihr tut in Wort oder Werk, tut alles im Namen des Herrn Jesus und saget durch ihn Gott, dem Vater, Dank“, so fordert der Apostel Paulus im Kolosserbrief auf. Das ist die Frucht des Heiligen Geistes.

Eine Frucht des Heiligen Geistes sind auch die Tugenden, die wir erwerben. Was sind Tugenden? Tugenden sind Fertigkeiten im Guten. Wenn wir unablässig an uns arbeiten, um Fehler abzulegen, um Schwächen zu überwinden, dann erwerben wir Tugenden. Wir werden rein, wir werden keusch, wir werden tapfer, wir werden mutig, wir werden fromm. Die unermüdliche Arbeit an uns ist eine Frucht des Heiligen Geistes, denn wir arbeiten nicht allein. Es gilt das Wort des Apostels, dass Gott in uns das Wollen und das Vollbringen wirkt, nicht ohne uns, aber auch nicht ohne den Heiligen Geist. Unsere Tugenden sind Früchte unserer eigenen Arbeit und Früchte des Wirkens des Heiligen Geistes. „Wenn deine Macht mir nicht beisteht und dein Licht mich nicht erleuchtet, dann werde ich ganz lau und zuchtlos“, habe ich im Buch von der ‚Nachfolge Christi‘ gelesen. Wenn deine Macht mir nicht beisteht und dein Licht mich nicht erleuchtet, dann werde ich ganz lau und zuchtlos.

Der Apostel Paulus zählt die Früchte, die wunderbaren Früchte des Heiligen Geistes auf: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Milde, Keuschheit. Das sind die Früchte des Heiligen Geistes. Da ist der Geist, wo diese Früchte erblühen.

Und schließlich endlich: wo ist der Geist noch? Er ist da, wo seine Zeugen leiden. Der Herr hat seinen Jüngern das Zeugnis aufgetragen: „Wenn der Beistand kommt, den ich euch vom Vater senden werde, wird er Zeugnis über mich ablegen, aber auch ihr werdet Zeugnis ablegen.“ Zeuge sein heißt, für die Wahrheit eintreten, sich nicht einschüchtern lassen, nicht aus Furcht verstummen. Zeugen müssen zeigen, wofür sie stehen. Zeuge sein heißt bekennen. Das Bekennen wird den Zeugen nicht leicht gemacht. Die Welt erträgt die Wahrheit nicht. Sie ist ihr zu anspruchsvoll, zu fordernd, zu un bequem. Sie sucht die Wahrheit zu hindern, zu unterdrücken, zu verschweigen. Und dabei hält sie sich an die Zeugen der Wahrheit. Sie legt Hand an sie, sie sucht sie zum Verstummen zu bringen.

Der Herr hat es ihnen vorausgesagt: „Sie werden euch den Gerichten überliefern und euch in den Synagogen geißeln; ihr werdet vor Statthalter und Könige geführt werden.“ Wenige Vorhersagen des Herrn, meine lieben Freunde, haben sich in solchem Maße erfüllt wie diese. Der Feind, der Hass der Welt, die Feindschaft der Welt begleitet die Kirche durch ihre Geschichte. Wenn Sie noch ein Merkmal der Kirche ausmachen wollen, außer den vieren, die wir im Katechismus gelernt haben, dann ist es dieses: die Kirche ist immer eine leidende Kirche. Ihre Botschaft reizt die Ungläubigen. Sie wollen keinen Herrn über sich haben, sie wollen die Knie nicht beugen vor Gott, sie wollen die sittlichen Normen nicht erfüllen, die Gott ihnen gegeben hat. In Deutschland, meine lieben Freunde, in Deutschland hat der bekennende katholische Christ stets mit Misstrauen, Geringschätzung, Zurücksetzung und Ablehnung zu rechnen. In unserem Lande ist das antikatholische Ressentiment unausrottbar. Die Bekenner Christi, der treue Sohn und die treue Tochter der Kirche, die zuverlässigen Gefolgsleute des Papstes, müssen stets gewärtig sein, benachteiligt, zurückgesetzt, verdächtigt und beschimpft zu werden. In der Theologie ist es so weit gekommen, dass ein Gelehrter, der an der ganzen und unverfälschten Lehre der Kirche festhält, als unwissenschaftlich betrachtet wird.

Die Bekenner Christi, die Zeugen Christi sind freilich nicht allein. Der Heilige Geist ermutigt und stärkt sie. Er erhebt sie über Menschenfurcht und Verzagttheit. Er geht mit ihnen in die Versammlungen der Feinde und vor die Gerichte. „Wenn sie euch ausliefern“, sagt der Herr, „so macht euch keine Sorge, wie oder was ihr reden sollt. Es wird euch in jener Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt; denn nicht ihr seid es, die da reden, sondern der Geist eures Vaters redet durch euch!“ Dieses Wort ist tausendfach in Erfüllung gegangen. Als Stephanus, der erste Märtyrer, in Jerusalem mit den Juden stritt, da konnten sie der Weisheit und dem Geist, der aus ihm sprach, nicht widerstehen. Der Geist war immer mit seinen Zeugen, die vor Gericht gestellt wurden. Lesen Sie einmal, meine lieben Freunde, lesen Sie einmal die Akten der Prozesse gegen die heilige Jungfrau Jeanne d’Arc und gegen den heiligen Thomas Morus. Da werden Sie staunen, welche Geschicklichkeit und Weisheit sie vor den ungerechten Richtern bewiesen. Aus ihnen sprach der Heilige Geist. Auch im alltäglichen Verkehr ist immer wieder erstaunlich, wie sich einfache Gläubige gegen Anwürfe und Vorwürfe erwehren. Ein Verwandter von mir, ein Lokomotivheizer, wurde in der Nazizeit wegen seines Glaubens angepöbelt. Was entgegnete er? „Ich habe denselben Glauben wie mein Führer.“ Nanu, nanu, Hitler glaubte zwar nicht, aber er war von Hause aus katholisch. Dass einfache, schlichte Christen ihren Feinden treffsichere Antworten zu geben wissen, das zeigt die Lebendigkeit des Geistes. Der Heilige Geist, meine lieben Freunde, ist nicht tot. Er zeigt seine Lebendigkeit im Wirken. Er wirkt in den Menschen, die sich ihm öffnen. Er wirkt in Bekennender Wahrheit, er wirkt in der treuen Befolgung der Gebote Gottes, er wirkt in den Christen, die Frucht bringen. Er ertüchtigt die Verfolgten zum Ertragen aller Leiden. Wahrhaftig, das sind Kinder Gottes, die sich vom Geiste treiben lassen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Bis an die Grenzen der Erde

28.05.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Mission ist Aussendung zur Verbreitung des Glaubens. Mission wendet sich zuerst und zuoberst an die Menschen, die den Glauben nicht kennen, an die Ungetauften. Noch immer, zweitausend Jahre nach dem Kommen des Herrn, gibt es Millionen und Abermillionen von Menschen, die von Christus nichts gehört haben. Es ist uns aufgegeben, sie zu Christus zu führen. Mission wird heute auch in einem übertragenen Sinne gebraucht, nämlich als Zuwendung den Menschen, die Christus vergessen haben. Im Jahre 1948 fand in Mainz ein Katholikentag statt. Damals gab der Pater Ivo Zeiger die Parole aus: „Deutschland ist Missionsland.“ Das heißt: Wir müssen in Deutschland eine neue Mission, eine neue Evangelisierung, wie man es heute nennt, durchführen. Davon soll heute nicht die Rede sein. Wir wollen von der Heidenmission sprechen, also von jener Verbreitung des Glaubens, die sich an die Nichtchristen, an die Ungetauften wendet. Und wir wollen drei Fragen stellen, nämlich

1. Warum sollen wir Mission treiben?
2. Wie können wir die Mission unterstützen und warum sollen wir sie unterstützen?
3. Sind die Einwände, die gegen die Mission gemacht werden, stichhaltig?

Erstens: warum soll Mission betrieben werden? Nun, die Antwort lautet an erster Stelle: weil unser Herr und Heiland es geboten hat. Schon als er auf Erden wandelte mit den Jüngern, erklärte er, „Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus dieser Herde sind. Auch sie muss ich führen. Sie werden auf meine Stimme hören, und es wird eine Herde und ein Hirte werden.“ Erst recht hat der Auferstandene den Missionsbefehl gegeben: „Gehet hin in alle Welt und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen.“ Vor seiner Himmelfahrt befahl der Herr den Jüngern: „Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem, in ganz Judäa, in Samaria und bis an die Grenzen der Erde.“ Wie soll es anders sein, wenn er der Heiland der Welt ist, nicht bloß der Erlöser Israels? Der Missionsbefehl Christi ist und bleibt gültig. Er veraltet nicht. Er wird nicht hinfällig durch veränderte Verhältnisse. Der Missionsbefehl ist heute so aktuell wie gestern. Wir müssen ihm gehorchen und dürfen ihm nicht untreu werden. Wir müssen die Gnade und die Wahrheit hinausbringen zu den Menschen. Wir haben die heilige Pflicht, sie einzuladen zum Anschluss an Jesus Christus und seine Kirche. Es müssen Missionare ausgesandt werden, in alle Länder, in alle Erdteile, in die Tropen genauso wie in die Arktis. Wer den Auftrag hat: „Gehet hin in alle Welt“, der kann nicht warten, bis die Welt zu ihm kommt.

Warum müssen wir Mission treiben? Weil Gott ein Mensch geworden ist. Die Pflicht zur Mission ergibt sich auch aus der Menschwerdung Gottes. Wenn Gott nämlich selbst sich aufmacht, um die Menschen zu lehren und zu erlösen, dann müssen alle Menschen auf ihn hören. Die Menschwerdung begründet die Missionspflicht. Im Christentum ruft nicht ein Religionsstifter zum Anschluss, im Christentum sammelt Gott selber seine Gemeinde. Die christliche Religion ist nicht eine neben vielen anderen. Sie ist die einzige von Gott gestiftete Religion. Alle anderen Religionen haben menschliche Urheber. Das Christentum ist auch nicht eine partikuläre, auf einen Teilbereich beschränkte Religion. Es ist eine universale Religion, für alle Menschen aller Zeiten. Das Christentum will die gesamte Menschheit in sich vereinigen.

Warum Mission? Weil die Kirche die Sendung Christi fortsetzt. Die Kirche hat das Reich Christi auf Erden zu erhalten und zu verbreiten. Sie ist ihrem Wesen nach universal. Ihr Aufgabenbereich umspannt die ganze Erde. Dazu hat der Herr die Kirche gestiftet, dass sie seine Sendung weitertragen soll. Es ist ihre Bestimmung, alle Menschen in sich zu vereinigen. Die Kirche ist ihrem Wesen nach

missionarisch. Sie will sich ausbreiten und sie muss sich ausbreiten, wenn sie sich selbst treu bleiben will. Sie ist der Leib Christi und der Leib Christi soll die gesamte Menschheit umfassen, soll der Bestimmung nach alle Menschen in sich vereinigen. Alle Gerechten, von Anbeginn an, haben Christus zum Haupte. Die einen glaubten an ihn als den Kommenden und wir glauben an ihn als den Gekommenen. Alle Menschen sollen seinen Leibe eingegliedert werden.

Warum sollen wir die Mission unterstützen? Nun ja, meine lieben Freunde, es besteht ein schreiendes Missverhältnis zwischen Auftrag und Erfüllung. Ist – die Frage müssen wir stellen – ist in zweitausend Jahren Christentum wirklich genug geschehen, um die Menschheit für Christus zu gewinnen? Ist die Missionspflicht von allen Gliedern der Kirche ernst genommen worden? Entwicklungshilfe ist notwendig. Aber die wichtigste Entwicklungshilfe ist die Eingliederung in den Leib Christi. Es sind nicht sehr viele, die sich am Missionswerk der Kirche beteiligen. Die Zahl der ausgesandten Missionare ist beschämend gering. Es darf auch nicht verschwiegen werden, dass die nachkonziliare Krise der Kirche auch das Missionspersonal betroffen hat. Brüder, Schwestern und Priester sind irre geworden an ihrer Missionssendung. Man hat ihnen eingeredet, sie sollten die Anhänger anderer Religionen nicht zum Christentum führen, sondern dafür sorgen, dass ein Buddhist ein besserer Buddhist wird und ein Muslim ein besserer Muslim. Auf solche Weise unsicher gemacht, haben Hunderte von Missionaren die Missionsfelder der Kirche verlassen.

Warum sollen wir die Mission unterstützen? Weil die Not der Missionen groß ist. Es fehlt den Missionen an Menschen und Mitteln. Von missionarischem Geist, von missionarischer Begeisterung ist in unseren jungen Menschen kaum noch etwas zu spüren. Den missionarischen Orden fehlt es an Nachwuchs. Die ausscheidenden Missionare können nicht mehr ersetzt werden. Der Grund für diesen Mangel ist die Erschütterung des Glaubens. Wer nicht mehr an die Menschwerdung Christi glaubt, wer nicht mehr an die Universalität des Christentums glaubt, wem das Evangelium ein Propagandamärchen geworden ist, der spürt keinen Drang, den Glauben hinauszutragen; er kann ja nicht weitergeben, was er selbst nicht hat. Ein Skeptiker kann nicht missionieren. Die Missionen benötigen auch Mittel, Geldmittel, Sachmittel. Noch immer spenden die am wenigsten bemittelten katholischen Christen am meisten. Die Spenden für die Mission kommen in der Mehrzahl von Menschen, die ein geringes Einkommen haben. Aber trotz aller Opferwilligkeit reichen die Beiträge nicht, um die Missionen genug zu unterstützen. Wie schmerzlich ist es, dass der Islam mit den Erdölmilliarden überall Moscheen errichtet, seine Schleppnetze auswirft und zahllose Menschen einfängt. Unsere Missionare benötigen Mittel, um ihre Mission erfüllen zu können.

Warum sollen wir die Mission unterstützen? Weil die Heidenwelt ruft und ihr Glück nur in Christus finden kann. Es gibt durchaus eine Erwartungshaltung der Ungetauften, auch heute noch, in der Welt der Nichtchristen. Warum bekehren sich Tausende, Zehntausende in China zum Christentum? Weil ihre alte Religion nicht ausreicht, weil sie ihr Ungenügen spüren. Die unerlöste Menschheit trägt eine unaufhebbare Sehnsucht nach Erlösung in sich. Die anderen Religionen können sie nicht erfüllen, denn sie sind keine Erlösungsreligion. Nur der christliche Glaube und das Geschenk der Taufe, also der Eintritt in die Gemeinschaft der Christen, kann sie erfüllen und kann sie beglücken.

Warum sollen wir die Mission unterstützen? Weil das Missionswerk erhaben ist. Es ist etwas Großes, etwas Gewaltiges, Mitarbeiter Gottes zu sein bei der Heimholung der Menschen in sein Reich. Es ist etwas Großes, Menschen zum Glauben zu führen, den wahren Glauben zu verbreiten, es ist etwas Großes, Seelen zu retten, sie zur Anbetung Christi zu führen. Warum sollen wir Mission betreiben und die Missionare unterstützen? Weil das Heldentum der Missionare uns beschämt und anspornt. Welche Anstrengungen, Mühsale, Leiden und Verfolgungen haben die Missionare vergangener Zeiten auf sich genommen?! Sie sind in die malariaverseuchten Gebiete Afrikas gegangen, sie haben die trostlosen Steppen Asiens aufgesucht, sie sind bis zum Polarkreis vorgestoßen – immer das Wort des Herrn im Herzen: Die Liebe Christi drängt uns. Die Missionare haben ihr Leben aufs Spiel gesetzt. Viele wurden in Amerika, in Japan, in China umgebracht. Andere traten an ihre Stelle. Ihr Opfermut beschämt uns. Auch heute noch wagen unsere Missionare einen solchen hohen Einsatz, verlassen die lieblichen Gefilde Europas und ziehen hinaus in die afrikanische Savanne, in den amazonischen Urwald, in die Unwirtlichkeit des Nordens Kanadas. Ich habe Ihnen mehrfach gesprochen von meinem Schulfreund Longinus Schmidt. Er gehört den Steyler Missionaren an und wirkt jetzt noch, mit sechs-

undachtzig Jahren, mit sechsundachtzig Jahren, in Ecuador. Er hat mehrfach die Ruhr gehabt, die ihn an den Rand des Todes gebracht hatte. Er könnte nach Europa zurückkehren, er könnte sich hier ausruhen. Er bleibt dort, um Mission zu betreiben.

Es werden gegen die Mission Einwände erhoben. Wir wollen versuchen, sie zu widerlegen. Die einen sagen, wir haben Not genug im eigenen Land, wir wollen nicht wertvolle Kräfte über das Meer schicken. Es ist eine allgemeine Regel, meine Freunde, dass die Armen bereitwilliger sind, zu geben, als die Reichen. Gewiss haben wir Mangel an Priestern, an Ordensschwestern, an Ordensbrüdern. Aber dieser Mangel darf uns nicht abhalten, geistliches Personal in die Missionen zu schicken. In Blindenmarkt, in Österreich, ist der Hauptstützpunkt der Gemeinschaft der ‚Diener Jesu und Mariens‘, die der Pater Hönisch gegründet hat. Ihre Zahl ist gering, aber diese geringe Zahl hat einen missionarischen Geist. Sie senden Missionare aus nach Rumänien, nach Russland. Sie hocken nicht in Mitteleuropa. Wer trotz eigenen Mangels gibt, dem füllt Gott die Hände. Die Priester, die eifrig in der Mission sind, bilden nicht nur Laienchristen heran, sondern wecken auch Priesterberufe. Schon jetzt wirken in Deutschland Dutzende von indischen Priestern. Nigeria besitzt einen Überschuss an Priestern. Bald werden wir Schwarze bei uns haben. Auch in dieser Hinsicht gilt: Gott lässt sich an Großmut nicht übertreffen.

Ein anderer Einwand lautet: Man soll die Angehörigen anderer Religionen bei ihrer Religion lassen. Man soll ihnen das Christentum nicht aufdrängen. Nun, meine lieben Freunde, Gott will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. So steht es in der Heiligen Schrift. Es ist nur ein Gott und nur ein Mittler zwischen Gott und den Menschen: Jesus Christus, der sich als Lösegeld für alle hingegeben hat. Und zu ihm sollen alle geführt werden. Die heidnischen Religionen sind falsche Religionen. Es ist unsere Pflicht, sie zu der einzigen wahren Religion zu führen. Gewiss sind auch in den anderen Religionen Wahrheitssplitter, Wahrheitselemente vorhanden. Sie stammen aus der Uroffenbarung, aus der eigenen Naturanlage, aus dem Nachdenken. Sie stammen vielleicht auch aus Wirkungen der vorbereitenden Gnade. Aber diese Wahrheitselemente sind nichts anderes als ein Ausdruck der Sehnsucht nach der Fülle der Wahrheit, nach der Offenbarung. Sie sind eine Ahnung der Wahrheit. Die anderen Religionen sind, ohne Ausnahme, Verirrungen. Der Polytheismus, also der Vielgottglaube, nimmt eine Mehrheit von Göttern an. Der Animismus spricht von einer Allbelebung, einer Allbeseelung. Der Totemismus glaubt an eine Verwandtschaft des Einzelnen mit bestimmten Tieren oder Pflanzen oder Steinen. Der Fetischismus verehrt Geister, die an sinnlich wahrnehmbare Gegenstände gebunden sind. Der Schamanismus verehrt freiwaltende Zaubergeister. Das Wesen des Heidentums besteht darin, dass die Begriffe von Gott und Welt vermischt werden. Das Wesen des Heidentums ist die Abkehr von dem überweltlichen, persönlichen Gott zur Vergöttlichung der Geschöpfe. Wir dürfen die Heiden nicht bei ihrer Religion lassen, weil wir sie lieben und ihr Glück wollen.

Dann wird gesagt, die christliche Religion verdirbt die Naturkinder. Sind die Menschen ohne Christus Naturkinder? Sind sie unschuldige Naturkinder? Es kann sein, dass sie sich durch lange Gewöhnung und durch dauernde Übung des Bösen an das Böse gewöhnt haben und deswegen trotz der Verstöße gegen Gottes Gesetz relativ ruhig und zufrieden sind. Das ist aber kein Grund, sie in ihrem gottfernen Zustand zu belassen. Um Gottes willen und um ihretwillen müssen wir ihnen die Augen für ihren gottwidrigen Zustand öffnen. Tatsächlich kommen bei den Menschen ohne Christus die schlimmsten Verirrungen vor. Wir wissen von Kannibalismus, also von Menschenfresserei. Wir wissen von Menschenopfern bei vielen Völkern, also von der sakralen Tötung von Menschen. Die Azteken im alten Mexiko kannten das Herzopfer, das Brandopfer, das Kampfpfer und das Pfeilopfer, sie kannten das Abziehen der Haut von lebenden Menschen. Sie kannten das Ertränken von Kindern. Sie haben Menschen geopfert an den Regengott, bei Dürre. Wir wissen auch von Totenbegleitopfern, etwa bei den Gefolgebestattungen in Ägypten. Wir wissen von der Witwenverbrennung in Indien. Viele dieser Verirrungen halten bis heute an. Sie entziehen dem wahren Gott die gebührende Ehre und verleiten die Menschen zu zerstörerischem Götzendienst. Wir hören beispielsweise von grausamen Genitalverstümmelungen. Der Tierfilmer Grzimek sprach einmal von dem herrlichen freien Leben der Massai in Ostafrika, also in Kenia. Von dem herrlichen freien Leben. Was meinte er? Er mein-

te das ungehemmte geschlechtliche Ausleben der jungen Menschen. Das ist für ihn das herrliche freie Leben. Aber er war ja selber ein Atheist. Und ein Unzüchtiger dazu.

In Detmold wurde ein Muslim jetzt zum lebenslänglichen Gefängnis verurteilt, weil er seine Schwester mit zwei Schüssen ermordet hatte. Warum? Weil sie einen deutschen Bäckergehilfen liebte. Die Salafisten sind in das Visier unserer Polizei geraten. Sie lassen Videos los, auf denen steht: „Tötet sie alle, die den Propheten Mohamed beleidigen. Tötet sie alle. Möge Allah eure Taten segnen.“ Muslime töten massenweise Nichtmuslime durch Selbstmordattentate. Das Entscheidende bei diesen Verbrechen ist nicht, dass sie vorkommen, sondern dass sie unter Berufung auf die Religion geschehen. Der Christ, der sich verfehlt, weiß, dass die Religion gegen ihn ist. Aber der Muslim, der eine Bombe zündet, die Dutzende in den Tod reißt, glaubt, Allah einen Dienst zu tun. Das ist die Religion des Muslim.

Ein weiterer Einwand gegen die Mission lautet: Es ist undankbar, wertvolle Kräfte zu verschleifen in den Steppen Asiens oder in den Wüsten Afrikas. Nun, gewiss, wer das behagliche Leben in Deutschland aufgibt, um sich den Gefahren und Entbehrungen Lateinamerikas oder Afrikas auszusetzen, das kann nur ein großzügiger und wertvoller Mensch sein. Missionare sind immer aus ihrem Entschluss heraus großzügige und wertvolle Menschen. In dieser Bereitschaft liegt eine eindrucksvolle Verehrung Gottes, die jedem Menschen Respekt abnötigt. Jedem Menschen, der sich ein Gefühl, ein Gespür für Edelmut bewahrt hat. Und wir geben zu: Der Erfolg des Einsatzes ist oft geringfügig oder bleibt ganz aus. Noch unter Papst Pius XI. wurden Missionare in die Mongolei ausgesandt. Sie blieben dort ein Jahr, zehn Jahre, zwanzig Jahre – ohne Erfolg. Sie baten den Papst, heimkehren zu dürfen. Der Papst sagte: „Nein! Bleibt zum Zeugnis für Christus!“ Und wir erleben jetzt, dass in der Mongolei, jawohl in der Mongolei, das christliche Leben aufblüht. Gott belohnt den selbstlosen Dienst.

Ein letzter Einwand lautet: „Die Christen sind auch nicht besser.“ Diesen Einwand weise ich zurück. Es trifft nicht zu, dass DIE Christen, also alle Christen, nicht nach der Wahrheit leben. Nein, viele Christen bemühen sich ehrlich und ernst, Jünger, gläubige Jünger Christi zu sein, bemühen sich, ihren Willen dem Willen Christi anzupassen. Es gibt auch heute eifrige und treue Glieder der Kirche. Es ist nicht wahr zu sagen: die Christen sind auch nicht besser. Freilich gibt es Christen, die sich nicht an Gottes Weisungen halten. Aber es ist ein erheblicher Unterschied, ob die Normen des gottgefälligen Wandels nicht bekannt sind oder ob sich jemand, dem sie bekannt sind, nicht daran hält. Dass Christen sich nicht an die Offenbarung halten, dass sie Gott nicht die Ehre geben und den Geboten Christi nicht folgen, das ist eine Schande und eines der größten Hindernisse für die Verbreitung des Glaubens. Aber eine Lehre wird nicht dadurch falsch, dass ihre Anhänger sich nicht daran halten.

Nicht jeder von uns, meine lieben Freunde, kann in die Mission gehen. Aber jeder von uns kann für die Mission glühen. Jeder von uns kann für die Mission beten. Jeder von uns kann für die Mission opfern. Namhafte Beträge, die man sich abspart, auf die man verzichtet um größerer Ziele willen. Werden wir Apostel Jesu Christi, der gesagt hat: „Predigt das Evangelium allen Geschöpfen bis an die Grenzen der Erde.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der dreieinige Gott

03.06.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Glaube der Kirche übersteigt die Vernunft. Er muss sie übersteigen, wenn er Kunde von Geheimnissen sein will, die die Vernunft weder entdecken noch durchdringen kann. Zum Kern dieses Glaubens gehört die Gottheit, der Dreieinige Gott. Ein Glaube an Gott, der seinen Geheimnischarakter verliert, ist kein Glaube an Gott mehr, muss falsch sein, denn wenn Gott aufhört, ein Geheimnis zu sein, wird er ein Geschöpf, das man begreifen, durchschauen, womöglich nachbauen kann. Der unendliche Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf zwingt uns dazu, von Gott lediglich stammelnd in Bildern und Gleichnissen zu reden. Die Aussagen, die der Glaube von Gott macht, sind richtig, sie treffen den Gegenstand. Aber sie erschöpfen ihn nicht. Die Unähnlichkeit zwischen Aussage und Wirklichkeit Gottes ist größer als die Ähnlichkeit. Das muss am Anfang gesagt werden, wenn wir über das Geheimnis des Dreieinigen Gottes Gedanken uns machen wollen.

Wenige Gegenstände des christlichen Glaubens haben so oft Widerspruch gefunden und sind so oft von der Kirche verteidigt worden wie die Wirklichkeit Jesu Christi und die Wirklichkeit des Dreieinigen Gottes. Ich habe in diesen Tagen das Buch „Credo“ des Schweizer Theologen Hans Küng gelesen. In diesem Buche, das also den katholischen Glauben darstellen will, wird dieser Glaube konsequent umgedeutet, verkehrt und verfälscht. Küng ist nicht nur ein Häretiker, er ist ein Apostat, denn er gibt den Glauben an Christus und an den Dreifaltigen Gott preis!

Dass Jesus Christus der Gottmensch ist, wird uns in den Evangelien und in den übrigen Schriften des Neuen Testaments in aller Deutlichkeit gelehrt. Niemand aber spricht eindeutiger als der Apostel Johannes in seinem Evangelium. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ So beginnt das Evangelium nach Johannes. Darin sind drei entscheidende Aussagen erhalten. Im Anfang war das Wort. Das ist der Anfang vor allem Anfang, das ist der Ur-Anfang. Der LOGOS das Wort besitzt Vorzeitlichkeit, Präexistenz, Präexistenz, Vorzeitlichkeit. Das heißt, er hat eine Existenz vor seinem geschichtlichen Dasein, vor seinem Auftreten in Galiläa und Judäa. Er existierte bereits vor Erschaffung der Welt. Die zweite Aussage, der LOGOS ist bei Gott, das heißt, es ist nicht das Wort mit dem Vater identisch, sondern es ist von ihm verschieden. Der LOGOS ist auch nicht ein Attribut, also eine Eigenschaft Gottes, sondern er ist eine selbständige Person, er ist bei Gott, weil er eine Persönlichkeit ist. Und der LOGOS ist Gott! Das Wort, der LOGOS, ist von Ewigkeit her Mitteilhaber und Mitbesitzer der einen göttlichen Natur. Er besitzt Göttlichkeit. Das sind die drei wesentlichen Aussagen des Johannes: Vorzeitlichkeit Christi, Persönlichkeit Christi, Göttlichkeit Christi. Das Wort, das Gott war, war schon im Anfang, bevor die Welt erschaffen wurde, d. h. von Ur-Anfang bei Gott. Es ist also ewig und unerschaffen wie Gott.

Gegen diese Wahrheit sind Irrlehrer aufgetreten. Der bekannteste ist der alexandrinische Presbyter Arius. Er starb im Jahre 330. Arius lehrte Folgendes: Der LOGOS, das Wort, die zweite Person in Gott, ist nicht von Ewigkeit her. Er ist nicht aus dem Vater gezeugt, sondern ein Geschöpf des Vaters, also geschaffen. Er ist seinem Wesen nach dem Vater ungleich, veränderlich und unfähig und deswegen auch nicht Gott im eigentlichen Sinne, sondern im uneigentlichen Sinne, insofern er von Gott, dem Vater, in Voraussicht seiner Verdienste zum Sohn angenommen wurde. Gegen diese Verzeichnung der Gestalt Jesu hat sich das Konzil von Nicäa im Jahre 325 gewandt. Arius ist dort aufgetreten und durfte seine Lehre vortragen. Er ist also nicht ungehört verurteilt worden. Aber das Konzil hat seine Lehre verworfen. Es formulierte das nicänische Glaubensbekenntnis: „Ich glaube an den Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes, den einzigen aus dem Vater gezeugten.“ Das heißt, aus dem Wesen des Vaters. „Gott aus Gott, Licht aus Licht, wahrer Gott aus wahren Gott, gezeugt nicht

erschaffen, gleichen Wesens mit dem Vater.“ An diesem Bekenntnis hat die Kirche bis heute unerschütterlich und unbeirrt festgehalten. Sie hat, als neue Irrlehrer erschienen, das Bekenntnis erweitert. Das ist vor allem auf dem Konzil von Chalzedon geschehen, im Jahre 451. Da traten nämlich Männer auf, die den Monophysitismus oder den Nestorianismus begründeten. Der Monophysitismus lehrte, in Christus ist nur eine Natur. Es waren anfangs bei ihm zwei Naturen, aber sie sind aufgesogen worden von der göttlichen Natur. Der Nestorianismus umgekehrt sagte: In Jesus sind zwei Personen, eine menschliche und eine göttliche Person. In Jesus wohnt Gott so wie in uns den Begnadeten der Heilige Geist wohnt. Gegen diese Irrlehren hat das Konzil von Chalzedon erklärt: Derselbe ist vollkommen in der Gottheit und vollkommen in der Menschheit. Derselbe ist wahrhaft Gott und wahrer Mensch aus vernunftbegabter Seele und einem Leib. Derselbe ist der Gottheit nach dem Vater wesensgleich, der Menschheit nach uns wesensgleich. Derselbe wurde aus der Gottheit vor aller Zeit gezeugt, der Menschheit nach in den letzten Tagen aus Maria, der Jungfrau und Gottesgebälerin geboren. Ein und derselbe ist Christus. Er ist der einzig geborene Sohn, der in zwei Naturen unvermischt und unverwandelt, unzerteilt und ungetrennt existiert. Das ist die Lehre des Konzils von Chalzedon. Nicht zwei Personen in Christus, sondern eine Person, wohl aber zwei Naturen: eine menschliche und eine göttliche. Der LOGOS, der menschengewordene Gott hat sich eine menschliche Natur angeeignet. Er blieb, was er war, aber er nahm an, was er noch nicht hatte. Die Lehre von den zwei Naturen entspricht den Aussagen der Heiligen Schrift. Der Apostel Paulus spricht im Brief an die Philipper von der doppelten Gestalt Jesu. Er war in Gottesgestalt, hielt sie aber nicht fest, sondern nahm eine Knechtsgestalt an. Da haben wir die zwei Naturen von Chalzedon. Gottesgestalt – Knechtsgestalt: Gott gleich sein und den Menschen gleich sein.

Ich würde von diesen Dogmen nicht sprechen, meine lieben Freunde, wenn sie nicht heute auf Widerstand stießen, wenn zum Beispiel Küng sie nicht vollkommen übergeht und sie leugnet und ihm folgen viele andere. Der Glaube in unserer Kirche ist gefährdet wie er noch nie gefährdet war. Es wird die Präexistenz Jesu geleugnet. Es wird seine göttliche Personalität geleugnet. Es wird seine Gottgleichheit geleugnet. Und selbstverständlich, wenn man falsch über Jesus denkt, muss man auch falsch über die Trinität denken. Was bleibt von der Trinität übrig, wenn Jesus nicht wahrhafter Gottessohn ist? Ich will es Ihnen sagen: Die ungläubige Theologie sieht in den drei Personen lediglich Personifikationen göttlicher Eigenschaften. Personifikationen göttlicher Eigenschaften wie Macht, Weisheit und Güte. Jesus ist nach den Irrlehrern selbstverständlich ein Mensch wie wir alle auch, nur besonders begnadet. Und er Geist ist die Kraft, die Kraft der Verkündigung. Dass hier der christliche Glaube in der Wurzel zerstört wird, muss jedem klar sein, der ihn einmal mit Bewusstsein angenommen hat. Der Dreieinige Gott, nach katholischem Verständnis, ist kein Gemächte der griechischen Philosophie, wie Küng und andere behaupten, sondern der Dreieinige Gott ist in der Heiligen Schrift geoffenbart. Der hl. Paulus beispielsweise schreibt in seinem zweiten Brief an die Korinther: „Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.“ Das ist Trinität! Das ist Dreifaltigkeit: Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Und wir haben ja soeben im Evangelium dieses Sonntags den Taufbefehl Christi gehört: „Taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Die drei Personen werden nebeneinander gestellt in völliger Gleichheit des Wesens. Das Wort UND drückt aus, dass sie in der Gemeinsamkeit des Wesens gleichberechtigt sind. Und so haben alle Konzilien der Kirche diese Wahrheit ausgesprochen, etwa das Glaubensbekenntnis, das wir in jeder Heiligen Messe beten: das nicänokonstantinopolitanische Glaubensbekenntnis, dass der wahre Gott in drei Personen existiert: Vater, Sohn und Heiliger Geist, eine Wesenheit, aber drei Personen. Freilich muss man bemüht sein, die Einheit des Wesens festzuhalten, aber ebenso wie die Dreipersonalität. Es geht also hier um eine schwere gedankliche Operation.

In der jüngsten Zeit hat man gern eine ökonomische von einer immanenten Dreifaltigkeit unterschieden. Eine ökonomische und eine immanente Dreifaltigkeit. Also eine Dreifaltigkeit, die nach außen handelt, und eine Dreifaltigkeit, wie sie in sich selbst ist. Die ökonomische Dreifaltigkeit ist ihnen bekannt, meine lieben Freunde. Wir beten ja in jeder Heiligen Messe: Herr Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, dem Willen des Vaters gehorsam, hast Du unter Mitwirkung des Heiligen Geistes der Welt durch Deinen Tod das Leben geschenkt. Da haben wir die ökonomische Trinität: Herr Jesus

Christus, Sohn des lebendigen Gottes, dem Willen des Vaters gehorsam, hast Du unter Mitwirkung des Heiligen Geistes der Welt durch Deinen Tod das Leben geschenkt. Das ist die ökonomische Trinität! Aber wenn sie missbraucht würde, bräuchte man nicht viel darüber zu sagen. Sie wird aber missbraucht. Sie wird dahin erklärt, dass eben nur der Vater Gott ist, der Sohn sein Gesandter und der Heilige Geist eine unpersönliche Kraft.

Deswegen muss man auch von der immanenten Trinität sprechen, also wie Gott in sich selbst ist. Die immanente Trinität bedenkt die Ursprungs- und Beziehungsverhältnisse von Vater, Sohn und Heiligem Geist zueinander als der einzigen göttlichen Wirklichkeit. Vater, Sohn und Heiligem Geist treten also nicht nur in der Heilsveranstaltung, in der Offenbarung Jesu Christi auf, sie existieren vor jedem Eintreten Gottes in die Welt der Menschen. Die immanente Trinität richtet sich vor allem gegen den Subordinationismus, d. h., gegen die Lehre, die den Sohn dem Vater unterordnet. Diese Irrlehre konnte Sohn und Geist nicht wirklich als Mitsubjekte göttlichen Heilshandelns denken und stellte damit das von ihnen gewirkte beziehungsweise mitgeteilte Heil als Göttliches infrage. Man hat die Drei Personen als drei Erscheinungsweisen Gottes erklärt. Einmal erscheint Gott als Vater, einmal erscheint er als Sohn, einmal erscheint er als Heiliger Geist. Drei Rollen Gottes statt drei Personen. Da sehen Sie den Irrtum. Nein, der eine Gott nimmt nicht nacheinander drei Erscheinungsweisen an. Er ist immer schon und für immer drei Wirklichkeiten, drei Personen in unüberbietbarer göttlicher Zugehörigkeit. Geist und Christus sind nicht Erlöste, Geschaffene und Geheiligte, sie sind selber Erlöser und Heilige. Sie sind Mitsubjekte des heilschaffenden Vaters. Die drei göttlichen Personen unterscheiden sich nur in ihrer Beziehung zueinander. Sie besitzen das gleiche und eine göttliche Wesen in unterschiedlicher Weise. Der Vater ungeschaffen, der Sohn gezeugt, der Geist gehaucht. Nicht drei Götter, sondern drei Personen, die vollkommen eins sind in dem, was sie sind. Sie besitzen das eine göttliche Wesen in unterschiedlicher Weise. Der ungezeugte Vater, der anfanglos gezeugte Sohn und der aus Vater und Sohn hervorgehende Geist, eins in der göttlichen Substanz.

Es sind schwierige Gedankengänge, meine lieben Freunde, die wir hier uns vor Augen führen. Sie müssen schwierig sein, denn wer das Geheimnis der Dreifaltigkeit durchdringen möchte, den würde sie zermalmen, den würde die Dreifaltigkeit zermalmen. Nein – wir müssen versuchen, sie zu verstehen, weil sie für unseren Lebensvollzug notwendig ist. Wir leben ja im Vater, im Sohn und im Heiligen Geiste. Wir beten zum Vater, zum Sohn und zum Heiligen Geist. Wir taufen im Dreifaltigen Gotte. Alle Sakramente werden im Namen des Dreifaltigen Gottes gespendet. Oft beten wir: Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste. Also müssen wir auch wissen, was Dreifaltigkeit ist, was ökonomische und was immanente Trinität ist. Diese beiden Begriffe „ökonomische“ und „immanente“ Trinität sind kein Gegensatz, sie gehören zusammen. Der Gott, der sich in der Heilsordnung den Menschen zuwendet ist derselbe, der er in sich selbst ist. Der christliche Gott ist der Dreieinige und einen anderen Gott gibt es nicht. Gott ist so, wie Christus, der Sohn Gottes ihn lebte. Gott ist so, wie der Heilige Geist ihn vergegenwärtigt. Der biblische Eingottglaube wird durch die Dreifaltigkeit nicht relativiert, sondern konstituiert. Gott besteht nur als der Dreifaltige Gott.

Warum hat sich die Kirche mit den biblischen Aussagen nicht begnügt? Sehr einfach, meine Freunde. Die Kirche konnte sich mit dem biblischen Befund nicht begnügen, weil sich die Irrlehrer damit nicht begnügt haben. Die Kirche konnte das Nebeneinander, Miteinander und Ineinander und Auseinander von Vater, Sohn und Geist, wie es in der Bibel bezeugt ist, nicht bloß wiederholen. Dann wäre es unmöglich gewesen, die Ansichten der Irrlehrer zurückweisen. Die Kirche musste, geleitet vom Heiligen Geist, neue Begriffe suchen und finden, die geeignet waren, das Wirken und Wesen von Vater, Sohn und Geist aufzuschließen und widerspruchsfrei zu erklären. Sie bediente sich dabei der Kategorien, welche die griechische Philosophie erarbeitet hat. Diese Kategorien sind gewiss ungenügend, aber sie sind hilfreich und unentbehrlich. Sie sind in das Dogma, das heißt in den unveränderlichen Glauben der Kirche aufgenommen. Man kann sie nicht wegwerfen, wie es Küng tut und seine Nachfolger. Sie bedeuten keine Verfremdung, sondern eine Erhellung der Heiligen Schrift. Das biblische Zeugnis des dreieinigen Gottes wird durch die Begriffe der hellenistischen Ontologie eingeholt und verdeutlicht, aber nicht verfälscht oder verehrt. Der dreieinige Gott ist kein Pfropf hellenistischer Geistigkeit, sondern genuiner Bestandteil des Evangeliums. Mit ihm steht und fällt der christliche Glaube. Wenn Sie freilich wissen wollen, meine lieben Freunde, wie es um den Glauben in unserer Kirche, in unseren

Gemeinden, um unsere Jugendlichen steht, dann empfehle ich Ihnen das zu lesen, was hier in diesem Gotteshaus auf Plakaten ausgestellt ist. Da können Sie die ungeheuerliche Verwirrung erkennen, die in unseren Firmlingen besteht, die diese Plakate angeklebt haben.

Wir leben, meine lieben Freunde, in letzten Zeiten. Wenn Gott nicht eingreift, wird unsere Kirche zu einer Sekte schrumpfen, wird ein Großteil der katholischen Christen den Glauben an den dreifaltigen Gott verlieren, wird dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geiste nicht die Ehre erwiesen, die ihnen zusteht.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die siegreiche Gnade Gottes

10.06.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Evangelium des heutigen Sonntags wird uns der Ruf Gottes und die Antwort der Menschen vor Augen geführt. Jesus gebraucht ein Bild: Ein König hält ein großes Gastmahl. Er lädt Viele dazu ein. Aber die Eingeladenen wollen nicht kommen. Alle, das ist das Merkwürdige, alle – wollen nicht kommen. Jeder tut, als könne er nicht kommen. Als wäre er ja bereit, mit bestem Willen, die Einladung anzunehmen, aber – er ist verhindert. Der Herr durchschaut sie. Er weiß, wer seine Einladung bejaht und wer sie ablehnt. Ohne Bild gesprochen: Gott weiß von Ewigkeit her, wer selig werden und wer verloren gehen wird. Es ist eine allgemeine Erscheinung, die wir an den Menschen, aber auch an uns, beobachten können, wenn eine Leistung verlangt, eine Aufgabe gestellt, eine Anforderung ergeht, dann sagen die Menschen: ich kann nicht. In Wirklichkeit müssten sie sagen: ich will nicht! Diese Beobachtung gilt allgemein. Die Menschen reden sich heraus, als ob sie nicht können, während sie in Wirklichkeit das Nichtwollen zugeben müssten. Die Gebote Gottes sind eine solche Beanspruchung. Sie stellen an uns große Anforderungen, aber es ist nicht unmöglich zu erfüllen. Es ist falsch, wenn Menschen sagen: Gott verlangt zu viel. Mir sagte einmal ein Priesterkandidat, die Kirche überfordere die Priester. Da bin ich ganz anderer Meinung. Die Kirche fordert viel von den Priestern gewiß, aber sie vermittelt auch die Kraft, diesen Forderungen nachzukommen. Und so ist es auch bei den Anforderungen Gottes. Sie stellen an uns hohe Ansprüche, aber es ist möglich, sie mit der Kraft Gottes, mit der Gnade Gottes, zu erfüllen. Es ist ein Dogma des katholischen Glaubens: Gott gibt jedem Menschen hinreichende Gnaden, das ewige Ziel zu erreichen. Gott gibt jedem Menschen hinreichende Gnaden, das ewige Ziel zu erreichen. Es gilt also das Wort: Du kannst, wenn Du willst, Du kannst, weil Du musst.

Die Gnadenführungen Gottes können wir im Leben der Menschen – auch in unserem eigenen Leben – immer wieder beobachten. Manchmal ist die Gnade von einer dramatischen Wucht. Es gibt Bekehrungserlebnisse, die nicht anders erklärt werden können als durch das sieghafte Eingreifen der Gnade Gottes.

Sie kennen alle den polnischen Komponisten Chopin. Er hat sein Leben in liederlicher Weise geführt. In Salons, in den besten Salons, war er zu Hause, verwöhnt von seinen Verehrern, aber ohne Gottesglauben und ohne Gehorsam gegen seine Gebote. Er zog sich früh eine tödliche Krankheit zu: Tuberkulose. Damals unheilbar. Wenige Tage vor seinem Tode besuchte ihn ein geistlicher Freund und erinnerte ihn daran, dass dies der Namenstag seines verstorbenen Bruders sei, der auch Chopin gut bekannt war. Er merkte, wie Chopin davon berührt war und fragte ihn: willst Du mir nicht ein Geschenk machen zum Namenstag meines Bruders? Chopin antwortete: ich gebe Dir, was Du willst. Dann gib mir Deine Seele. Ich gebe sie Dir. Nimm sie. Der Freund drückte ihm ein Kreuz in die Hand und fragte ihn: glaubst Du? „Ich glaube!“ „Wie Deine Mutter Dich es gelehrt hat?“ – „Wie die Mutter mich gelehrt hat!“ Chopin beichtete unter heißen Tränen, verlangte nach der heiligen Wegzehrung und nach der Letzten Ölung. Herzensfriede zog in seine verwundete Seele, in seine ausgezehrete Seele. „Ich bin an der Quelle des Glückes, auf Wiedersehen im Himmel.“ Und so starb er.

Ich kann Ihnen noch ein anderes Beispiel, ebenfalls ein wahres Beispiel der Bekehrung, erzählen von dem deutschen Komponisten Max Reder. Reder war ja ein gebürtiger Niederbayer, also auch katholisch erzogen. Aber er hatte seine gläubige Seele ins Böse getaucht. Es war in Amsterdam. Da saßen in einem Hotel drei Herren zusammen. Noch spät bis in die Nacht hinein. Auf einmal stürmte, mitten in der Nacht, Max Reder in das Hotel. Er fragte den einen, ob er katholischer Priester sei. Dieser bejahte. Dann bat er ihn an einen Nebentisch und da enthüllte er ihm seine Todesahnungen, die

mit furchtbarer Wucht auf ihm lägen. Er müsse noch in dieser Nacht mit dem Himmel abrechnen und er bat, eine Lebensbeichte ablegen zu dürfen. Auf dem Zimmer des Priesters fiel er ihm zu Füßen und sagte: Ich fühle den Tod in meinen Adern und will mich mit meinem Schöpfer aussöhnen. Er möge ihm eine Lebensbeichte abnehmen, denn er habe seit seiner Jugend nicht mehr gebeichtet. Es geschah und Reger machte seine Rechnung mit Gott. Am nächsten Morgen traf er den Priester. „Hochwürden – ach nein,“ sagte er, „ich nenne Sie fortan meinen besten Freund, denn Sie haben mich gerettet! Ich sterbe bald, aber ich bin glücklich und ruhig. Ich habe nichts mehr auf dem Gewissen.“ Das war am 23. März. Am 11. Mai 1916 starb Reger. Das sind Erlebnisse, welche die siegreiche Gnade im Leben der Menschen zeigen. Ich könnte noch manche Beispiele anführen, zum Beispiel von Manzoni. Manzoni war ein radikaler italienischer Dichter. Als er einmal in Paris an der Kirche St. Rochus vorbeikam, hörte er Orgelspiel. Er trat ein in die Kirche und da überfiel ihn ein unerklärliches Gefühl und er sprach die Worte: „!Gott, wenn du bist, so offenbare dich mir.“ Von dieser Stunde an fand er den Glauben wieder. Im letzten Kriege war ein Soldat zerschossen und wimmerte seinem Ende entgegen. Er bat den Feldgeistlichen, er möge seinen Eltern einen Zettel übergeben. Da, auf diesem Zettel stand geschrieben: „Ich habe hier draußen im Feld meinen Herrn und Erlöser wiedergefunden.“

Solche Gnadenstunden, meine lieben Freunde, können sich auch in unserem Leben ereignen. Wir alle wissen, dass der Strahl der Gnade bei bestimmten Gelegenheiten treffen kann, vor allem in Stunden der Niederlage. Niederlagen können einen Menschen mehr belehren als Siege. Beschämungen sind häufig der Anlass, dass wir zu Gott finden, dass wir zu Gott zurückfinden. Es gibt Gnadenstunden. Und diese Gnadenstunden müssen wir nutzen. „Time Jesum Transeuntum“. Fürchte Jesus, wenn er vorübergeht. Fürchte dich, dass du ihn vorübergehen lässt, ohne dich an ihn zu klammern. „Wir sind alle Bettler Gottes“, schreibt einmal der hl. Augustinus, und deswegen braucht sich niemand zu scheuen, Gott um Kraft zu bitten. Er ist reich für alle, die ihn anrufen. Die Gnade ist mächtig, sie kann im Nu einen Menschen bekehren, aber sie verlangt das treue Mitwirken. „Der dich ohne dich erschaffen hat, will dich ohne dich nicht erlösen“, schreibt der hl. Augustinus. Der dich ohne dich erschaffen hat, will dich nicht erlösen ohne dich. Niemand erreicht das ewige Ziel ohne seinen guten Willen. Umgekehrt: niemand wird verdammt ohne seinen bösen Willen. Die Liebe Gottes zu uns schwachen Menschen ist sichtbar geworden in dem Heiland, dem Heiland der Sünder. Beim letzten Gericht wird jeder, der Gerettete wie der Verlorene, erkennen, dass nicht der Wille Gottes, sondern das Nichtwollen der Menschen die Hölle bevölkert. „Wie oft habe ich gewollt, du aber hast nicht gewollt.“

In der jüngsten Zeit, meine lieben Freunde, wird von katholischen Theologen, katholischen Theologen, gesagt: Diese Worte des Herren, die dutzendfach im Evangelium stehen, seien so gemeint, dass er die Mensch nur erschrecken will. Verdammt wird niemand. Ja, meine lieben Freunde, wie kann denn der Herr schrecken, wenn niemand verdammt wird? Wenn man diese Absicht Jesu durchschaut, dann ist ja der Schrecken aufgelöst, dann ist ja der Schrecken verschwunden. Schrecken kann doch die Hölle nur, wenn sie wirklich ist, d. h. wenn es Verdammte gibt. Wie kann man einen solchen Unsinn reden als katholischer Theologe.

Der große Zuchthausseelsorger Arthofer, der ein ergreifendes Buch geschrieben hat mit dem Titel „Zuchthaus“, berichtet einmal, wie in seinem Zuchthaus ein Mann starb, der drei Morde begangen hatte. Lange Jahre hatte er gebüßt. Fast immer schwieg er. Keinem schenkte er Vertrauen. Die Religion schien er zu hassen. Seine Augen waren Mörderaugen. Aber als er drei Tage lang mit dem Tode rang, da drang der Gnadenblick Gottes auch in diese Seele. Er bat um die Sterbesakramente und entschlief im Frieden. Die Beamten des Zuchthauses machten den Seelsorger darauf aufmerksam, dass der Verstorbene seinen unheimlichen Blick von dem Augenblick verloren hatte, wo er die Sakramente empfangen hatte. Sie sahen ihn zum ersten Mal freundlich lächeln. Ein verfehltes, ein verunglücktes Leben, leere Hände vor dem Richterstuhl Gottes und dennoch Barmherzigkeit in den Händen aus dem unendlichen Erlöservedienst Jesu Christi.

Es gibt Menschen, die darüber nachgrübeln, ob sie gerettet werden oder ob sie verloren gehen. Diesen Menschen kann man helfen. Man braucht sie nur auf das Kennzeichen zu verweisen, das der barmherzige Gott gegeben hat, um die Auserwählung beurteilen zu können, nämlich: Wo ein guter, wo ein ehrlicher, wo ein aufrichtiger, wo ein bester Wille ist, da ist auch begründete Hoffnung auf das

Heil. Wo Früchte, Früchte des Lebens sind, Friede, Heil und all die anderen, die Paulus in seinem Galaterbrief aufführt, da können wir gewiss sein: wir werden nicht verloren gehen. Die Früchte des Baumes, die gut sind, werden uns die Rettung bringen, denn wo Früchte sind, da ist auch Lebenskraft. Wo irgend etwas Gutes im Menschen ist, da hat die Gnade ihr Werk getan und wird dieses Werk auch vollenden. Wir beten in diesen Tagen mit der Kirche: „Gott, du Kraft derer, die auf dich hoffen, sei unserem Flehen gnädig. Und weil ohne dich die menschliche Schwäche nichts vermag, gewähre die Hilfe deiner Gnade, damit wir in der Befolgung deiner Gebote dir durch den Willen und durch die Tat gefallen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Herz Jesu

17.06.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Freitag hat die Kirche das Herz-Jesu-Fest gefeiert. Jahrhundertlang haben sich fromme Christen in das Herz des Heilandes einzudringen bemüht. Im Mittelalter waren es fromme Nonnen, wie Gertrud von Helfta, und in der Neuzeit die hl. Margaretha Maria Alacoque, die diese Andacht, nicht begründet, aber gefördert und verbreitet haben. Sie geht zurück auf das Evangelium, denn wir wissen, dass ein Soldat die Lanze in die Seite des Herrn stieß, da – wo das Herz ist und sogleich floß Blut und Wasser heraus. Herz Jesu Verehrer müssten wir eigentlich alle sein, denn es geht ja um das innerste Geheimnis unseres Heilandes, um sein Herz. Und ich möchte versuchen, Ihnen drei Seiten dieses Herzens kund zu machen.

1. Das Herz als Symbol der innersten Gesinnungen
2. Das Herz als Symbol der Kraft und
3. Das Herz als Symbol der Liebe.

Im Herzen Jesu wohnten die Gesinnungen, in denen er sein Leben auf Erden vollzogen hat. Es waren diese Gesinnungen: An erster Stelle die unbedingte Entschlossenheit, dem Willen des Vaters nachzukommen. „Ich bin im Namen meines Vaters gekommen, nicht im eigenen Namen.“ „Mich hat der lebendige Vater gesandt und ich lebe durch den Vater.“ Als Gesandter des Vaters richtet er eine Botschaft aus, die der Vater ihm aufgetragen hat. „Ich rede, was mich der Vater gelehrt hat.“ „Was ich beim Vater geschaut habe, das rede ich.“ „Was ich sage das sage ich so, wie der Vater mir gesagt hat.“ Seine Lehre ist nicht die eigene Lehre, es ist die Lehre des Vaters. Ebenso ist es um seine Taten bestellt. Sie richten sich nach dem Willen des himmlischen Vaters. „Die Werke, die ich tue, verrichte ich im Namen meines Vaters.“ Welche Werke sind es? „Ich bin gekommen, ein Feuer auf die Erde zu werfen und wie wünschte ich, dass es bereits emporflamme.“ „Mit einer Taufe muss ich getauft werden und wie drängt es mich, bis es vollbracht ist.“ Vom Willen des Vaters lebt er geradezu. „Es ist meine Speise, den Willen des Vaters zu tun.“ Er wusste, was der Vater von ihm erwartet, und er hat sich dieser Erwartung gebeugt, nämlich das stellvertretende Sühnopfer zu bringen. „Den Auftrag, mein Leben einzusetzen, habe ich von meinem Vater.“ Gewiss hat auch er als Mensch, der er ja war, vor dem Grauen des Kreuzestodes gebangt, aber er hat die Bangigkeit überwunden. „Mein Vater, wenn es möglich ist, lass diesen Kelch an mir vorübergehen, aber nicht wie ich will, sondern – wie du willst.“ Und weil er sich dem Willen des Vaters gebeugt hat, konnte er am Ende seines Lebens sagen „Ich habe meines Vaters Gebote gehalten.“ Das war der erste Strang seiner Gesinnungen, der Gehorsam gegen den Vater.

Der zweite, der die Gesinnungen seines Herzens zeigt, ist das Heil und die Rettung der Menschen. „Ich bin gekommen, dass sie das Leben haben und es in Fülle haben.“ Der Herr wusste sich gesandt zu den Menschen, zu allen Menschen. Aber in besonderer Weise zu den Verlorenen und Verirrten. Wir haben es eben im Evangelium gehört wie der gute Hirt neunundneunzig Schafe zurücklässt, um das eine verlorene zu suchen. Als der Herr bei dem Zöllner Zachäus, bei dem verachteten, verhassten Zöllner, bei dem Ausbeuter war, da erklärte er: „Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.“ Jesus lag etwas an den Menschen. Als er die gewaltige Menge sah, die ihm zuhörte, da hatte er Mitleid, „denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben“. Aber er war der Hirte. Er war der von Gott gesandte Hirte – er war der gute Hirte. Und wir wissen, wie ein guter Hirt handelt. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Dem Herrn lag etwas an den Men-

schen. Es war ihm schmerzlich, wenn sie sich seinem Ruf verweigerten. Einmal kam er mit seinen Jüngern durch ein samaritanisches Dorf. Das Dorf nahm ihn nicht auf. Da sprachen Jakobus und Johannes: „Herr, willst Du, dass wir Feuer vom Himmel rufen, um dieses Dorf zu verderben?“ Jesus wandte sich um und verwies es ihnen. „Ihr wisst nicht, wessen Geist ihr seid. Der Menschensohn ist nicht gekommen, Menschenleben zu vernichten, sondern zu retten!“ Wie viel ihm an den Menschen lag, sieht man, dass er über die heilige Stadt, über seine Stadt Jerusalem weinte, weil sie ihn nicht aufgenommen hatte. „Ach, wenn du es doch erkennstest, an diesem deinem Tage, was dir zum Heile dient. Aber jetzt ist es verborgen vor deinen Augen.“ Es ist der zweite Strang der Gesinnungen Jesu: die Liebe zu den Menschen.

Der dritte ist seine eigene Selbstlosigkeit, Armut, Entäußerung. Niemand hat es besser ausgedrückt als der Apostel Paulus. „Seid so gesinnt wie Christus Jesus. Er, der in Gottese Gestalt war, hat nicht geglaubt, seine Gottgleichheit festhalten, krampfhaft festhalten zu sollen. Er hat sich vielmehr selbst entäußert. Er nahm Knechtsgestalt an, ward dem Äußeren nach erfunden wie ein Mensch. Ja noch mehr: Er hat sich selbst erniedrigt und ist gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze.“ Weiter kann man die Entäußerung nicht treiben. Der präexistente Gottessohn vertauschte seine Herrlichkeit mit der Armseligkeit des Menschen. Ja – nicht nur das: Er ist den Weg der Selbstentäußerung bis zum schmachvollen Tode am Kreuze gegangen. Freiwillig unterwarf er sich im Gehorsam dem Willen des Vaters. „Er, der reich war“, schreibt Paulus an anderer Stelle, „er, der reich war, ist arm geworden, um uns durch seine Armut reich zu machen.“ Jetzt wissen wir, meine lieben Freunde, wie wir gesinnt sein sollen – wie Jesus. Wir sollen ergeben sein gegen Gottes Willen. Wir sollen gehorsam sein gegen seine Verfügungen. Wir sollen sprechen, wie der Berliner Märtyrer Bernhard Lichtenberg: „Wie Gott will, ich halte still!“

Wir sollen die Andacht des Herzens Jesu aufnehmen und immer wieder das wunderbare Wort wiederholen: „Mach' mein Herz nach deinem Herzen, bilde mein Herz nach deinem Herzen.“ Das Herz Jesu ist Symbol der innersten Gesinnungen. Das Herz Jesu ist auch Symbol der Kraft. Wir wissen ja, wie unser eigenes Herz beansprucht ist. Wenn es sechzigmal in der Minute schlägt, dann sind das sechsundachtzigtausendmal am Tage, Millionen Schläge in einem langen Leben. Was für eine Kraft muss in dem Herzmuskel sein? Solche Kraft war auch in Christus Jesus. In der Heiligen Schrift wird immer wieder hervorgehoben, dass Jesus in einer unerhörten Kraft lebte. Voll des Geistes kehrte er vom Jordan zurück und wurde in der Kraft des Geistes, in der Kraft des Geistes, in die Wüste geführt, um vom Teufel versucht zu werden. Aber seine Kraft reichte aus, die Versuchung abzuwehren. Der Teufel bot ihm viel an. Er bot ihm die Herrschaft über die Welt an, wenn er ihm die Verehrung der Anbetung erweist. Der Herr weist ihn zurück. „Niederfallen sollst du vor dem Herrn und ihn allein anbeten!“ Als Jesus in der Synagoge von Karphanaum lehrte, reichte man ihm die Schriftrolle. Es war das Buch des Propheten Isaias. Er schlug es auf und fand darin die Stelle. „Geist des Herrn liegt auf mir. Er hat mich gesalbt und gesandt, ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen.“ Er rollte die Schriftrolle wieder zusammen und sprach: „Heute ist dieses Wort in Erfüllung gegangen.“ Der Geist des Herrn ward in ihm. In dieser Kraft wanderte er, lehrte er, heilte er. Als er einmal einen Besessenen befreite, da sprachen die Zeugen: „Was ist das für ein Wort? In Macht und Kraft gebietet er den unreinen Geistern und sie fahren aus.“ In Macht und Kraft. In der Kraft Gottes bestand er sein Todesleiden, betete für seine Peiniger: „Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“ Sterbend rief er aus. „Es ist vollbracht. Das Werk, das du mir befohlen hast, der Auftrag, den du mir aufgetragen hast, er ist vollbracht.“ In dem ergreifenden Gebet „Seele Christi heilige mich“, heißt es an einer Stelle: „Leiden Christi stärke mich“. Ja, ist das nicht merkwürdig, dass wir ausgerechnet das Ausgeliefertsein des Herrn anrufen, damit uns Kraft übertragen werde? Tatsächlich hat der Herr in seiner Willigkeit Pein und Qual auf sich genommen und eine übermenschliche Kraft bewiesen, so dass wir heute mit Recht beten können: „Leiden Christi stärke mich!“

Die Jünger Jesu haben diese Kraft gespürt. Petrus predigte in Caesarea: „Gott hat Jesus mit heiligem Geist und Kraft ausgestattet.“ Und Paulus schreibt: „Wir predigen Christus als Gottes Kraft und Gottes Weisheit.“ Die Kraft war in Jesus, und diese Kraft geht von Jesus aus. Einmal hat eine Frau, eine blutflüssige Frau, den Saum seines Gewandes berührt, um gesund zu werden. Das spürte er. „Es ist eine Kraft von mir ausgegangen, denn es hat mich jemand angerührt.“ Immer geht eine Kraft von

ihm aus, wenn wir ihn anrühren, wenn wir um seine Hilfe flehen. Der Apostel Paulus, dessen Leben ja eine einzige Kette von Arbeit und Mühe, von Kampf und Leiden war, schreibt an die Gemeinde in Colossä: „Ich arbeite und kämpfe gemäß seiner Kraft, die machtvoll in mir wirkt.“ Gemäß seiner Kraft, die machtvoll in mir wirkt. Als er gefangen war, als er im Gefängnis war, schreibt er an die Philipper: „Ihn will ich erkennen und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft mit seinem Leiden.“ In demselben Brief ruft er aus: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt!“ Was ein Wort, meine lieben Freunde! „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt!“

Kraft lebt in unserem Glauben. „Ich schäme mich des Evangeliums nicht“, schreibt Paulus an die Römer, „denn es ist eine Kraft Gottes für jeden, der glaubt!“ Der Glaube überwindet eben die Schwäche des Intellekts und die Schwäche des Willens. Der Glaube zeigt uns den Weg, den wir gehen sollen und gehen können, denn er stärkt uns auf diesem Wege, Unser Glaube beruht nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft. Diese Kraft wirkt in jedem, der diesen Glauben annimmt. Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube.

Andere Religionsgemeinschaften versuchen durch Abschwächung und Umdeutung des Glaubens, durch Verharmlosung und Preisgabe der Gebote Gottes ihre Anhängerschaft zu erhalten. Nicht so die Kirche des Heiligen Geistes. In seiner Kraft widersteht sie der Versuchung, die ja auch für sie besteht. Sie widersteht der Versuchung, durch Abbau des Beschwerlichen es den Menschen leicht und bequem zu machen. Kraft lebt auch in den Christuskgläubigen. Es ist Kraft aus der Höhe. Vor seiner Himmelfahrt hat der Herr diese Kraft angekündigt. „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der über euch kommt und in dieser Kraft werdet ihr meine Zeugen sein in Jerusalem, in Judäa, in Galiläa und bis an die Grenzen der Erde.“ Das Christentum ist die Religion der Kraft. Das zeigt sich in den Märtyrern, die mit ihrem Blut für Christus Zeugnis abgelegt haben. Das Christentum ist die Religion der Kraft, das zeigt sich in den Bekennern, die ihr Leben, ihre Taten zu einem Zeugnis für das Christentum gemacht haben. Das Christentum ist die Religion der Kraft, das zeigt sich in den Jugendlichen, die trotz allem Hämmern des Blutes ihrem Heiland die Treue halten.

Die Herz-Jesu-Verehrung ist Kraftübertragung. Christi Kraft kommt über uns, drängt uns und trägt uns, wenn wir dieses Herz in der rechten Weise verehren. Das Herz Jesu, Symbol der innigsten Gesinnungen, Symbol der Kraft, aber auch, drittens, Symbol der Liebe. „Da der Herr die Seinen, die in der Welt waren liebte, liebte er sie bis ans Ende“, heißt es am Anfang des 13. Kapitels des Johannesevangeliums. „Da der Herr die Seinen, die in der Welt waren liebte, liebte er sie bis ans Ende.“ Liebe war der Grund für seine Menschwerdung. Um unseres Heiles willen ist er vom Himmel herabgestiegen. Gott hat sich aufgemacht, die Menschheit heimzuholen aus ihrer Verlorenheit. Er hat das menschliche Leben mit seinen Mühen und Plagen auf sich genommen - aus Liebe.

Liebe war das Motiv der Erlösung. Für uns Menschen und um unseres Heiles willen hat er das stellvertretende Sühneleiden erduldet - aus Liebe. So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn dahingegeben hat, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe. So sehr hat Gott die Welt geliebt. „Darin besteht die Liebe“, schreibt der Apostel Johannes in seinem ersten Brief, „darin besteht die Liebe, nicht - dass wir Gott geliebt hätten, sondern dass er uns geliebt hat und seinen Sohn als Sühne für unsere Sünden gesandt hat.“

Die Herz-Jesu-Andacht ist die Andacht einer unbegrenzten, einer unbeschreiblichen Gottesliebe. Und so können wir ihn anrufen:

„Herz Jesu, du Sühne für unsere Sünden, erbarme dich unser.“

„Herz Jesu, voll Qual ob unserer Missetaten, erbarme dich unser.“

„Herz Jesu, gehorsam geworden bis zum Tode, erbarme dich unser.“

„Herz Jesu, von der Lanze durchbohrt, erbarme dich unser.“

Die Antwort auf diese Christusliebe, meine lieben Freunde, kann nur unsere Liebe sein. Unsere Christusliebe zeigt sich an zwei Stellen. Erstens in unserem Gehorsam. Der Herr hat den Erweis der Liebe in den Gehorsam verlegt. „Wenn ihr mich liebt, so haltet meine Gebote.“ „Wer meine Gebote hat und hält, der ist es, der mich liebt.“ Eindeutiger konnte der Herr nicht sprechen. Liebe ist etwas anderes als Gehorsam, aber sie bewährt sich im Gehorsam. Gehorsam ist der Erweis der Liebe. Die

Liebe zeigt sich dann auch darin, dass wir die Anliegen des Herzens Jesu zu unseren eigenen machen. Er will, dass alle Menschen seine Jünger werden, zum Glauben finden, sich der Kirche anschließen. Es darf uns deswegen keine Ruhe lassen, dass Menschen Christus nicht kennen. Es darf uns keine Ruhe lassen, dass Menschen sich von Christus abwenden. Im Weihegebet an das heiligste Herz Jesu, das wir am Freitag gebetet haben, heißt es: „Sei du, o Herr, König nicht nur der Gläubigen, die nie von dir gewichen sind, sondern auch der verlorenen Söhne, die dich verlassen haben. Gib, dass sie bald ins Vaterhaus zurückkehren. Sei du auch König über die, welche durch Irrtum getäuscht oder durch Spaltung getrennt sind. Rufe sie zum sicheren Hort der Wahrheit und zur Einheit des Glaubens zurück. Sei du König über alle, die im Dunkel des Heidentums oder des Islams befangen sind. Entreiß sie der Finsternis und führe sie ins Lichte deines Reiches.“ So beten wir in diesem Weihegebet zum heiligsten Herzen Jesu.

Meine Freunde! Der Herr hat uns die Verheißung gegeben: „Wenn ich erhöht sein werde, werde ich alles an mich ziehen.“ So wollen wir heute, am Sonntag in der Oktav des Herz-Jesu-Festes um die Erfüllung dieser Verheißung bitten und zu ihm rufen:

„O Herr, ziehe uns an dich.
Ziehe uns zu deinem heiligsten Herzen, damit wir dich finden.
Gib, dass wir dir folgen, dass wir dir dienen, wie du es verdienst.
Geben, ohne zu zählen,
Kämpfen, ohne der Wunden zu achten.
Arbeiten, ohne Ruhe zu suchen.
Uns hingeben, ohne Lohn zu erwarten,
Uns genüge das frohe Wissen, deinen heiligen Willen erfüllt zu haben.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Ruf Gottes, die Last Gottes und die Kraft Gottes

Predigt beim Hochamt zum Silbernen Priesterjubiläum von Pfr. Mathias Köller
am 24. Juni 2012 in der Pfarrkirche St. Philippus und Jakobus, Wolfstein

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Hochwürdiger Herr Jubilar, meine lieben Mitbrüder, Geliebte im Herrn! – Unser lieber Mathias Köller hat uns eingeladen, mit ihm das 25jährige Jubiläum seiner Priesterweihe zu feiern. Ich hatte das Glück, ihm in dieser ganzen Zeit seines priesterlichen Dienstes nahe zu sein. Deswegen stehe ich heute hier, um das Wort Gottes zu verkünden.

Ich will dabei zu drei Punkten sprechen: erstens über den Ruf Gottes, zweitens über die Last Gottes und drittens über die Kraft Gottes.

1. Die Katholische Kirche ist das Werk Gottes. Nicht Menschen haben sie geschaffen, sondern Gott hat sie durch Christus, seinen Gesalbten, ins Leben gerufen. Sie ist das Organ seines Reiches, um seine Wahrheit und seine Gnade zu den Menschen zu bringen. Für diesen Dienst bedarf Gott der Menschen. Als er diese Erde verließ, sagte er: „(...) seht, ich sende die Verheißung meines Vaters auf euch herab; bleibt in der Stadt, bis ihr ausgerüstet seid mit der Kraft aus der Höhe.“ (Lk 24,49) Und ebenso: „(Ihr werdet) Kraft empfangen, wenn der Heilige Geist auf euch herabkommt, und werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an die Grenzen der Erde.“ (Apg 1,8) Und weiter: „Geht (...) hin und macht alle Völker zu Jüngern, indem ihr sie tauft auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und sie lehrt, alles zu halten, was ich euch aufgetragen habe. Seht, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ (Mt 28,19f) – Der Herr beruft auch heute Diener seines Heiligtums, wie er damals seine Apostel bestellt hat. Der Beruf des Priesters ist nicht von Menschen geschaffen; er ist von Gott gegeben. Der Ruf Gottes kann in zweifacher Weise an den Menschen ergehen: einmal durch einen direkten inneren Antrieb, durch eine Einsprechung Gottes, die sagt: „Komm zu mir! Ich brauche dich. Gib mir deine Hände, gib mir deinen Mund, gib mir dein Leben!“. Solche Berufungen hat es gegeben. Johannes Maria Vianney, der heilige Pfarrer von Ars, hat einen solchen Ruf vernommen. – Gewöhnlich vollzieht sich der Ruf Gottes auf andere Weise: Junge Männer, die in Frömmigkeit aufwachsen, die den Ministrantendienst auf sich genommen haben, die das Beispiel vorbildlicher Priester vor Augen hatten, spürten, dass Gott sie beansprucht, spürten, dass Gott Helfer braucht, dass Gott Diener braucht. Und so haben sie sich entschlossen, sich dem Priesterdienst zu widmen. Wo rechte Absicht und Annahme der kirchlichen Autorität zusammentreffen, da ist die priesterliche Berufung perfekt. Viele von uns haben diesen Ruf, wie er eben dargelegt wurde, nach dem Abitur vernommen und sind ins Priesterseminar eingetreten. An andere ist der Ruf erst ergangen, nachdem sie sich im profanen Leben bewährt hatten. Wilhelm Emmanuel von Ketteler, von 1850 bis 1877 Bischof von Mainz, war vor seiner Priesterweihe Jurist im Staatsdienst. Der heilige Klemens Maria Hofbauer war Bäcker, als er den Ruf vernahm, ins Priestertum einzutreten. Wir haben in unseren Reihen Ärzte, Diplomingenieure und Kaufleute. Sie haben den Ruf des Herrn vernommen: „Lasst mich nicht allein am Kreuze hängen! Teilt meine Mühsal, meine Schmach und meine Ängste!“

Der Ruf, den Gott an die Menschen ergehen lässt, fordert die Ausrüstung. Gott lässt den Menschen nicht mit seinen eigenen Kräften den Dienst verrichten. Er rüstet ihn aus, indem er ihn an den Weihealtar führt. Es gibt ein eigenes Sakrament der Weihe, in dem Gott den Menschen ergreift und ihn ausstattet. Empfang der Weihe besagt Einprägung eines unauslöschlichen Siegels: Einmal Priester

– immer Priester. Das Priestertum kann nicht verloren gehen; es kann auch nicht abgeworfen werden. Die Erwählung durch den Herrn besagt eine Verähnlichung mit Christus. Pius XI. hat nicht gezögert, in seiner großen Enzyklika „Ad catholici sacerdotii“ (20.12.1935) über das katholische Priestertum zu sagen: „Der Priester ist ein zweiter Christus.“ Wieso? Weil der Priester Christus ontologisch, seinhaft verähnlicht ist. Christus ist der einzige absolute Priester des Neuen Bundes. Daran gibt es keinen Zweifel. Er hat ein selbständiges Priestertum. Aber der Mensch, der zum Priestertum berufen wird, nimmt teil am Priestertum Christi. Er hat ein relatives, aber dennoch echtes, von Christus abgeleitetes Priestertum.

Die Aufgabe des Priesters ist nicht künstlich gemacht, sondern ist eine wirkliche Notwendigkeit. Sie geht aus der Abkunft des Menschen von Gott und aus der Verwiesenheit des Menschen auf Gott hervor. Weil der Mensch von Gott kommt und zu Gott gerufen ist, muss es Priester geben, die das Wissen um die Gottgehörigkeit des Menschen wachhalten. Der Beruf des Priesters kann auch nie überflüssig werden. Das objektive Bedürfnis nach Priestern wird immer vorhanden sein. Ob die Menschen es wahr haben wollen, ob sie vor dem Priester fliehen, ob sie den Priester verunglimpfen, ändert nichts an dieser Tatsache. Das Priestertum bleibt absolut notwendig. Wir verkündigen auch nichts Überflüssiges. Die Antwort, die wir geben, gibt kein anderer auf dieser Welt. Wir beantworten nicht Fragen, die andere ebenfalls befriedigend beantworten, sondern die nur von Christus her befriedigend beantwortet werden können.

Der Beruf des Priesters hat seine Eigenart. Er ist mit irdischen Berufen nicht zu vergleichen. Alle anderen Berufe sind von Menschen eingesetzt und dienen auch den Menschen. Sie sind notwendig und ehrenhaft. Sie sind auch groß vor Gott. Aber nur *ein* Beruf macht die Berufung von Gott zum Beruf: der Beruf des Priesters. Viele verstehen die Eigenart des priesterlichen Berufes nicht. Ich will Ihnen dazu eine selbst erlebte Geschichte erzählen: Im Jahre 1951 war ich Seelsorger in der sog. „Ostzone“, d.h. in der sowjetischen Besatzungszone. Ich hatte ein Motorrad. Und mit diesem beging ich einen Verstoß gegen die Straßenverkehrsordnung. Ich hatte nämlich auf dem Rücksitz einen Ministranten, obwohl der Sitz dafür nicht zugelassen war. So musste ich also zur Volkspolizei kommen und sollte 20 Mark Strafe bezahlen. Ich sagte dem Polizisten: „Mein Herr, ich bekomme im Monat 49 Mark und 66 Pfennige ausgezahlt. Und davon soll ich jetzt 20 Mark Strafe bezahlen?“ Die Volkspolizei war einsichtig und ermäßigte die Strafe auf 10 Mark. Und dann sagte der Polizist zu mir: „Für das Geld, für das Sie arbeiten, würde ich nicht arbeiten.“ Ich entgegnete ihm: „Ich auch nicht.“ Denn wir Priester arbeiten nicht fürs Geld, wir arbeiten für Gott, denn für uns ist der Beruf nicht Einkommensquelle, sondern Inhalt unseres Lebens. –

2. Der Ruf Gottes ist verbunden mit der Last Gottes. Ich will Ihnen die Last Gottes an zwei Beispielen zeigen: An der Verkündigung und an der Seelsorge.

Wir Priester sind weder Bankleute noch Wirtschaftsfachleute. Wir sprechen auch nicht über Politik, außer wenn die Politik ihre sittlichen Prinzipien zu wissen begehrt oder gegen die Gebote Gottes handelt. Wir verkündigen, was Gott uns aufgetragen hat. Wir verkündigen die Offenbarung Gottes. Diese Offenbarung ist geschehen in Christus Jesus. Er ist die letzte und endgültige Offenbarung Gottes, das letzte und endgültige Wort Gottes für diese ganze Weltzeit. Diese Offenbarung kommt zu uns durch Schrift und Überlieferung. Nicht allein durch die Schrift, sondern ebenso durch Überlieferung. Wir verehren die Schrift. Gerade haben wir es bei der Verkündigung des Evangeliums wieder gesehen, wie feierlich diese geschieht. „Leben möchte ich nicht mehr, wenn ich Ihn nicht mehr reden hörte.“, hat Johann Michael Sailer einmal von der Heiligen Schrift gesagt. Ich sage es auch. Aber vergessen wir nicht: Bevor es eine Schrift gab, gab es eine Überlieferung. Das hat kein geringerer als Gotthold Ephraim Lessing seinen Gegnern entgegen gerufen: Bevor es eine Schrift gab, gab es eine Überlieferung. Und deshalb hat das Konzil von Trient recht, wenn es sagt: Die Offenbarung kommt zu uns durch geschriebene Bücher und durch ungeschriebene Überlieferungen, die mit gleicher Frömmigkeit und Ehrfurcht anzunehmen sind. *Pari pietatis affectu ac reverentia*. Der Inhalt der Offenbarung betrifft die Glaubenslehre und die Sittenlehre. An erster Stelle bekennen wir den dreifaltigen Gott: Ein göttliches Wesen, drei göttliche Personen. Ein Gott in drei Personen. Keine drei Götter, sondern ein Gott in drei Personen, in dreifach verschiedener Beziehung. Wir machen die Islamisierung, wie man-

che katholische Theologen sie heute betreiben, nicht mit. Wir lassen den Trinitätsglauben nicht unter den Tisch fallen. Es gibt nur den dreifaltigen Gott und sonst keinen anderen. Dieser Gott hat seinen Sohn in die Welt gesandt, damit er die Welt rette und erlöse: Jesus Christus, wahrer Gott vom wahren Gott. Gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater. Wir machen die Verharmlosung Jesu nicht mit; Jesus: ein edler Mensch, ein Weisheitslehrer, ein Guru? Nein: Wer von Jesus redet, ohne dessen Gottheit zu bekennen, der hat um ihn herumgeredet. Wir verkündigen den Willen Gottes über der Menschheit, seine Gebote und Verbote. Das ist eine schwierige Aufgabe, denn Gottes Gebote sind erhaben. Der Islam ist eine bequeme Religion. Aber das katholische Christentum ist eine anspruchsvolle Religion, weil es die von Gott kommende Religion ist, die einzige, die von Gott gekommen ist. Andere Religionen haben menschliche Stifter. Unsere Religion hat den Logos, den Sohn Gottes, den der Vater gesandt hat, zum Stifter. Die Sittenlehre, die wir verkünden, ist nicht Menschenwort, ist nicht Menschenweisheit, sondern Gottes heiliger Wille. Wenn wir sagen, die Ehe ist eine Einehe zwischen Mann und Frau, dann ist ausgeschlossen, dass sie eine Liaison sein kann zwischen zwei Männern oder zwei Frauen. Wenn wir nach Gottes Willen sagen, die Ehe ist unauflöslich, dann gibt es keine Tricks, um diese Unauflöslichkeit auszuhebeln. Man behauptet, die Kirche sei unbarmherzig, wenn sie an der Unauflöslichkeit der Ehe festhält. Das Gegenteil ist der Fall: gerade das Festhalten an der Unauflöslichkeit ist Ausdruck der Barmherzigkeit Gottes! Damit will Gott verhindern, dass die Gatten aus ihrer Gemeinschaft ausbrechen, dass sie Ausschau halten nach Abwechslung, dass sie auseinandergehen, wenn es Streit gibt. Wir wissen, dass es Menschen gibt, die unsere Verkündigung nicht mögen; wir wissen, dass Christen sich von Kirche und Glauben trennen wegen der Sittenlehre der Kirche. Wir sehen dies mit Schmerz. Dennoch muss gesagt werden: Wenn die Kirche mit der Wahrheit nicht ankommt, braucht sie überhaupt nicht anzukommen. Wenn man uns Priester verhöhnt, weil wir an der Wahrheit festhalten, dann erwidern wir mit Paulus: „Wenn ich euch ein anderes Evangelium verkündete, dann wäre ich nicht mehr Gottes Herold. Wenn ich den Menschen gefallen wollte, dann wäre ich nicht Christi Diener.“ (vgl. Gal 1,10b) Wenn Menschen unsere Verkündigung nicht annehmen, hört unsere Aufgabe, die Heilsbotschaft auszurichten, nicht auf. Wir machen sie nämlich unentschuldigbar. Auch das ist eine legitime Aufgabe der Verkündigung. Der Herr hat es uns selbst gesagt: „Wenn ihr in eine Stadt kommt, und man nimmt euch nicht auf und hört euch nicht an, dann schüttelt den Staub von euren Füßen. Ich sage euch: Es wird Sodom und Gomorra am Tage des Gerichts erträglicher ergehen, als jener Stadt.“ (vgl. Mt 10,14f)

Die Verkündigung ist ein Teil der Last Gottes. Eine noch größere womöglich ist die Seelsorge. Seelsorge ist die Vermittlung des Heils Christi, also der Wahrheit und der Gnade an die Menschen durch den beauftragten Priester. Der Priester wird bestellt zur Seelsorge. Als ich 1951 zum Priester geweiht wurde, fragte mich der Bischof, was ich für Absichten im Priesterdienst hätte. Ich sagte ihm: „Ich will Pfarrer werden.“ Was sonst, denn der Pfarrer ist der Prototyp des Priesters. Jede andere Tätigkeit eines Priesters muss sich rechtfertigen vor dem Beruf des Pfarrers. Der Seelsorger ist der Prototyp des Priesters. Er muss Eigenschaften besitzen, die ihn für diesen Beruf geeignet machen: zunächst einen tiefen Glauben. Ohne Glauben kann man nicht Seelsorger sein. Den Glauben, den der Priester in sich trägt, muss er den anderen vermitteln. Wie könnte er einen Glauben weitergeben, von dem er nicht durchdrungen ist? Der Glaube muss im Priester zur unerschütterlichen Überzeugung geworden sein. Zum Glauben muss sich die Frömmigkeit gesellen. Wer Gott kennt, der muss ihn auch lieben. Er muss ihm auch dienen, selbstlos und rastlos, er muss ihm gleichsam jeden Wunsch von den Augen ablesen. Der Priester soll gebildet sein, denn er muss ja den Unwissenden Antwort geben können, theologisch geschult, psychologisch gewandt, gebildet unter den Gebildeten dieser Zeit. Der Seelsorger muss die Menschen lieben. Meine lieben Freunde, nach 61 Priesterjahren weiß ich, wie die Menschen sind. Aber irre geworden bin ich an den Menschen noch nie. Man muss doch gerührt sein von dem wenn auch schwachen, so doch guten Willen der Menschen und von ihrer Not. Man muss doch gerührt sein zu sehen, wie sie sich oft die Finger blutig reißen an dem Gefängnis, das sie sich selbst errichtet haben. Ich halte es mit Marie von Ebner-Eschenbach, die einmal das schöne Wort geschrieben hat: „Den Menschen kennen heißt entweder ihn lieben oder ihn bedauern.“ Wem nichts an den Menschen liegt, der soll nicht Seelsorger werden. Die Liebe zu den Menschen zeigt sich in der Geduld, die man mit ihnen hat, in der Sorge, die man für sie trägt, in der Angst, die man für sie

leidet. Die Seelsorge hat viele Aspekte. Sie reicht vom Einzelgespräch bis zum feierlichen Gottesdienst. Ich bin überzeugt, dass keine seelsorgliche Sparte so wichtig ist wie die Individualseelsorge, also die Seelsorge, die sich dem Einzelnen zuwendet. Wenn wir den Einzelnen nicht erreichen, dann können wir auch der Menge nichts abfordern. Wir müssen die Abständigen zurückholen, wir müssen die Wankenden stützen, wir müssen die Schwachen tragen. Das ist unsere Aufgabe als Seelsorger. Seelsorge verlangt unermüdliche Tätigkeit in der harten Arbeit des Weinbergs Christi. Deswegen ist mit der Seelsorge auch das Leiden verbunden. Am Tage der Primiz des heiligen Johannes Bosco sagte seine Mutter zu ihm: „Anfangen die Messe zu lesen, heißt anfangen zu leiden.“ Dem Seelsorger begegnen zahllose Enttäuschungen, Bitterkeiten, Misshelligkeiten. Seelsorge ohne Leiden aber wäre keine Nachfolge Christi. Die zermürbenden Misserfolge, die häufige Abweisung, die Erkenntnis, dass wir gerade diejenigen nicht erreichen, die wir erreichen müssten, kann einen Seelsorger müde machen, kann ihn zur Verzagtheit verleiten. Ich glaube, lieber Mitbruder, dass diese Empfindungen Ihnen nicht fremd sind. Aber Sie haben auf Ihre Einladung geschrieben: „Wir haben nicht einen Geist der Verzagtheit empfangen.“ (2 Tim 1,7) Das ist ein gutes Wort. Sie haben recht. Verzagtheit ist im Dienste Gottes nicht angebracht. In der Seelsorge ist nichts umsonst: Keine Predigt, kein Seelsorgsgespräch, kein Trostwort. Nichts ist umsonst. Gott weiß alles und vergisst nichts. In der Seelsorge ist nichts umsonst: Keine Wartestunde im Beichtstuhl, keine Besuchung des Allerheiligsten, kein Breviergebet, wenn einem vor Müdigkeit die Augen zufallen. Gott weiß alles und vergisst nichts. Noch einmal: in der Seelsorge ist nichts umsonst. Kein priesterlicher Seufzer, keine Klage bei einem Mitbruder, keine nächtliche Träne. Gott weiß alles und vergisst nichts. –

3. Die Last, die Gott uns auferlegt, will getragen sein in der Kraft, die Gott uns vermittelt. Diese Kraft strömt uns Priestern vornehmlich aus zwei Quellen zu: Aus dem Vollzug des Messopfers und aus dem Dienst im Beichtstuhl. Das Messopfer hat mit dem Kreuzesopfer zu tun. Wir wissen ja: das Kreuzesopfer ist die Quelle unserer Erlösung. Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, und benedizieren dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst. Wenn wir Erlösung wollen, müssen wir uns an das Kreuz klammern, müssen wir zum Kreuze kommen. Wie und wodurch? Beispielsweise indem wir die Leidensgeschichte im Evangelium lesen, indem wir den schmerzhaften Rosenkranz beten, indem wir den Kreuzweg gehen. Das alles ist Verbindung mit dem Gekreuzigten. Aber: all das ist nicht das Lebendigwerden seines Opfers. Das geschieht nur an einer Stelle, nämlich da, wo ein katholischer Priester würdig das Messopfer feiert. Das Messopfer ist das im Symbol erscheinende Kreuzesopfer. Die Eucharistie ist das Kreuzesopfer in sakramentaler Gestalt. Das Messopfer ist das im Hier und Jetzt des kirchlichen Lebens gegenwärtig werdende Kreuzesopfer. Wie mein Lehrer Michael Schmaus formulierte: „Das Messopfer ist die sakramentale Epiphonie von Golgotha.“ Im Messopfer hat der Priester eine unersetzliche Funktion, denn sein Vollzug ist ihm aufgetragen. Er steht am Altare als ein zweiter Christus. Das erneuerte Kreuzesopfer vollzieht er in der Gestalt Christi. Deswegen spricht er bei der Wandlung nicht: „Das ist Christi Leib. Das ist Christi Blut.“, sondern: „Das ist mein Leib. Das ist mein Blut.“ In real-mystischer Identität mit Christus vollzieht der Priester das Messopfer, wie Johannes Paul II. es formulierte. Das heißt: in der Einheit mit Christus, im Namen Christi, in der Rolle Christi; ja, so ist es: der Priester schlüpft gleichsam in die Rolle Christi. Wenn der Priester das Messopfer feiert, verherrlicht er Gott, erfreut er die Engel, erbaut er die Kirche, verschafft er den Lebenden Hilfe und den Verstorbenen die ewige Ruhe sowie sich selbst alles Gute. So schreibt der Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi, Thomas von Kempen. In der Feier des Messopfers erleben wir Priester unsere gottgewollte Unentbehrlichkeit und unsere unaufhebbare Verbundenheit mit unserem Heiland. Erhabeneres kann es auf Erden nicht geben. Wer hier sein Glück nicht findet, der findet es überhaupt nicht.

Ähnlich ist es mit dem Bußsakrament. Das Bußsakrament ist, wie Sie alle wissen, ein verlorenes Sakrament. Die Menschen haben das Beichten aufgegeben; der Klerus hat es ihnen abgewöhnt! Welche Verkehrung! Der Kirche ist es aufgetragen, die Bollwerke des Satans zu vernichten. So steht es im ersten Brief des heiligen Johannes. (vgl. 1Joh 3,8b) Die Bollwerke des Satans, das ist die Sünde, das ist das Verharren in der Sünde, das ist das Verführen zur Sünde, das ist das Ableugnen der Sünde. Diese Bollwerke des Satans werden niemals und nirgends stärker vernichtet als im würdigen Empfang des

Bußsakramentes. Hier findet eine wirkliche Erneuerung statt. Hier gilt das Wort: Beicht macht leicht. Hier wird der neue Mensch geschaffen in Gerechtigkeit und Heiligkeit. Und wir Priester dürfen diesen Dienst leisten. Zu uns hat der Herr gesprochen: „Wem ihr die Sünden nachlassen werdet, dem sind sie nachgelassen. Und wem ihr sie behalten werdet, dem sind sie behalten.“ (vgl. Joh 20,23) Wir Priester werden in der Tiefe identifiziert durch die Feier des Messopfers und durch die Verwaltung des Bußsakramentes. Wenn man heute fortwährend herumfummelt am Priesterbild, so sage ich: Das Priesterbild liegt fest. Christus hat es geschaffen. Der Priester ist bevollmächtigter Vollzieher des Messopfers, und er ist Spender der Gnade der Versöhnung im Bußsakrament. Es war kein Freund der Katholischen Kirche, nämlich Friedrich Nietzsche, der einmal gesagt hat: „Es ist die tiefste Nützlichkeit des katholischen Priesters, ein heiliges Ohr, ein verschwiegener Brunnen, ein Grab für Geheimnisse zu sein.“ Ein heiliges Ohr, ein verschwiegener Brunnen, ein Grab für Geheimnisse. – Diese Bedeutung erleben wir Priester, wenn wir das Bußsakrament verwalten. Es ist eine tiefe Befriedigung, wenn wir erleben, wir haben einen Menschen von der Last seiner Schuld befreien können, nach 10, nach 20 Jahren. Ich habe in 61 Priesterjahren niemals aufgehört, das Bußsakrament zu spenden. Und ich bin überzeugt: wenn etwas von meiner Lebensleistung zählt, dann wird Jesus sagen: „Das, was du im Beichtstuhl getan hast, das rechne ich dir am höchsten an.“

Wir Priester wissen, wie schwer unser Dienst heute geworden ist. Wenn ich auf der Straße gehe und als Priester kenntlich bin, dann beobachte ich immer, wie die Menschen mir begegnen. Manche schauen weg, andere grinsen mich frech an; bei wieder anderen spürt man, dass sie denken: „Das sind die, die uns bei unseren Vergnügungen stören wollen. Gibt’s die immer noch?“

Im April 1945 war ich als Soldat einquartiert bei einem Bauern in Thüringen. Wir sprachen über das Dorf, über die Kinder, die Schule. Da sagte der Bauer zu mir: „Wir haben einen Pfarrer am Ort. Ein Arzt wäre uns lieber.“ Ohne Frage: Wir brauchen Ärzte, wir brauchen Apotheker, wir brauchen Diplomingenieure, wir brauchen Facharbeiter. Aber die Welt ist nicht nur Wirtschaft und nicht nur Hygiene. Es gibt Dinge, die sich durch Chemie und durch Rechenmaschinen nicht lösen lassen. Auch wenn wir den Mars erreichen sollten, sind die großen, die letzten Probleme noch nicht gelöst. Da ist der Priester gefordert. Ihm ist aufgegeben, ein Wort zu sagen, wenn alle irdischen Worte schal werden. Ihm ist aufgetragen, einen Brunnen zu öffnen, wenn alle Ströme versiegen. Ihm ist gegeben, den Augen Glanz zu geben, wenn alle Sterne verlöschen. Er ist gesandt zu den Menschen, die im Schatten sind. Dorthin, wovon die Gesättigten fliehen, wo keine weiß gekleidete Jugend Tennis spielt, wo die Augen feucht sind von Trauer und Schmerz, dorthin ist er gesandt, dort stehen seine leichten Zelte, dort wachsen seine Saaten. Wir brauchen Priester, weil die Not, die Unbegriffenheit in tausend Gestalten über die Erde geht. Wir brauchen Priester, und deshalb bitte ich Sie, meine lieben Freunde: beten Sie das schöne Gebet, das mich der unvergessliche Bischof Piontek (1878 – 1963) gelehrt hat:

„Lieber Gott, lass mich so leben, dass aus meiner Familie ein Priester hervorgehen kann.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der gute Mensch

01.07.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wer ist ein guter Mensch? Wann ist ein Christ ein guter Mensch? Kann man sagen: ein guter Mensch kann auch ein Nichtchrist sein? Um diese Fragen zu beantworten, muss man sich dreierlei klarmachen: Erstens: Über das, was gut ist, bestehen unter den Menschen die größten Meinungsverschiedenheiten. Was der eine als gut empfiehlt, das verwirft der andere. Zweitens: Wer Gutes tut, ist noch nicht ohne weiteres ein guter Mensch. Zum guten Menschen gehört, dass man in jeder Hinsicht gut ist. Drittens: Häufig werden Menschen als gut bezeichnet, deren Leben größtenteils unbekannt ist. Man weiß nicht, ob sie nicht eine Leiche im Keller haben, wie man heute sagt. Man tappt im Dunkeln. Ich kenne einen Herrn, einen liebenswerten Herrn, der hundertfünfzigmal Blut gespendet hat – hundertfünfzigmal! Zweifellos eine gute, eine sehr gute Tat. Aber ob er im übrigen Leben auch ein guter Mensch ist, das weiß ich nicht.

Wir wollen fragen, wie ein guter Mensch bei Nichtchristen, bei katholischen Christen und bei evangelischen Christen aussieht. Nehmen wir an, ein Nichtchrist ist Atheist, wie es ja viele gibt. Abgefallen vom Christentum, haben sie sich der Gottlosigkeit überliefert. Atheist ist, wer das Dasein Gottes, als eines von der Welt verschiedenen Wesens leugnet, der Religion und Gottesglaube bewusst ablehnt. Die Hauptstütze des Atheismus ist der Materialismus. Nach dem Materialismus ist die ganze Welt, die ganze Wirklichkeit stofflicher Art. Materie ist alles und das Einzige. Sie ist ewig. Alles ist nur Verwandlung von Energie. Natürlich führt der Materialismus zur Entthronung Gottes. Der Materialismus verachtet und bekämpft die Religion. Der Materialismus entwürdigt auch die menschliche Persönlichkeit, denn er begreift den Einzelnen nur als ein Atom in der Masse. Die pädagogischen Folgerungen des Atheismus liegen auf der Hand: Der Atheist und Materialist verfißt das Naturhafte statt des Geistes dem Kollektivmenschen statt der Persönlichkeit. Der Atheismus drängt auf gänzliche Verweltlichung und Materialisierung des Daseins und der Kultur. Entsprechend sieht auch die Ethik des Atheisten und des Materialisten aus. Wenn es keinen Gott gibt, gibt es auch keinen Gesetzgeber. Was jeder tun oder lassen soll, das bestimmt er selbst. Gewöhnlich folgen Atheisten und Materialisten dem Eudämonismus, dem Utilitarismus oder dem Egoismus. Eudämonismus und Utilitarismus kommen darin zusammen, dass sie nach dem Glück streben. Das Glücksverlangen ist das höchste Ziel des Menschen. Das Glück, natürlich im irdischen Sinne verstanden, als Wohlgefühl auf dieser Welt ohne Rücksicht auf eine jenseitige Wirklichkeit. Genuss der irdischen Güter, vor allen Dingen lustvoller Genuss, das ist das Ziel des Eudämonismus und des Utilitarismus. Der Egoismus ist noch eine Steigerung. Er denkt nur an sich selbst. Er erfährt seine höchste Aufgipfelung im Bolschewismus im gigantischen Ausmaß; im Namen der Weltrevolution ist alles erlaubt.

Atheist und Christ gehen auseinander bei scheinbar alltäglichen Dingen, etwa bei der Beurteilung eines Vorschlags, zum Beispiel des Betreuungsgeldes für Eltern, die ihr Kind nicht in den Kindergarten schicken wollen. Der Atheist wird einfach fragen: macht nicht die Verwirklichung dieses Vorschlags glücklicher? Natürlich, wenn ich die Kinder abschieben kann! Der Christ sagt: Auch, wenn die Mehrheit durch einen Vorschlag glücklicher gemacht wird, können wir es nicht tun, wenn es die Ethik, wenn es das Gesetz Gottes verbietet! Wir können feststellen, ob ein Kind, das im Mutterleib sich befindet, eine Behinderung zur Welt bringen wird. Es gibt die pränatale Diagnostik. Wir können, wenn wir feststellen, dass eine solche Behinderung wahrscheinlich oder sicher ist, wir können das Kind töten, im Mutterleib. Aber wir dürfen es nicht! Frau Andrea Nahles, das sei zu ihrem Ruhme gesagt, Frau Andrea Nahles, die Generalsekretärin der SPD, hat, als sie schwanger wurde, gesagt: „Ich

trage das Kind aus, wie immer es beschaffen sein mag!“ Frau Nahles ist bekennende katholische Christin.

Was dem Nichtchristen fehlt, ist die Kenntnis des christlichen Sittengesetzes in seiner Gesamtheit und Klarheit. Er weiß nichts von Selbstaufopferung im Dienste anderer, er weiß nichts von Enthaltsamkeit, er hält nichts von Barmherzigkeit, er kennt keine allgemeine Menschenliebe. Den Klassenfeind darf man töten. Ebenso fehlt ihm die übernatürliche Motivation seines Handelns. Er weiß nichts von dem Worte des Herrn: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Er lebt nicht in der Gnade. Er lebt nicht in der Gottesfreundschaft. Er lebt nicht im Heiligen Geiste. Daraus ergeben sich für sein Leben schwerwiegende Nachteile. Dennoch wage ich zu behaupten: es gibt Nichtchristen, die Gutes getan haben und bis zur Stunde Gutes tun. Sie sind zuverlässig im Beruf, sie sorgen für ihre Familie, sie setzen sich für die Belange der Allgemeinheit ein. Dies geht sogar so weit, dass auch Nichtchristen Tugenden erwerben können, Fertigkeiten im Guten. Vielleicht gibt es auch unter Nichtchristen gute Menschen. Wenn man die Voraussetzungen betrachtet, unter denen sie handeln, also ohne Offenbarung, ohne Gesetz Gottes, allein geleitet, hoffentlich geleitet von ihrem Gewissen, dann wird man zugeben, dass es unter diesen Voraussetzungen auch unter den Nichtchristen gute Menschen geben kann. Allerdings ist Vorsicht angebracht. Häufig werden Menschen als gut bezeichnet, die sich hervorgetan haben bei der Beteiligung an öffentlichen Belangen. Sie haben Stiftungen gemacht. Sie haben sich für die Gleichberechtigung der Frau eingesetzt. Aber wird man dadurch ein guter Mensch? Zum öffentlichen Leben kommt auch das private Leben. Und zum privaten Leben gehört das ‚Punctum puncti‘, die geschlechtliche Ordnung. Wer sich hier schwerwiegend und dauerhaft verfehlt, kann kein guter Mensch sein, denn er ist von Begierden getrieben und lebt in der Todsünde. Er macht andere zu Genossen seiner Verfehlungen und hinterlässt eine Spur von Blut und Tränen. Soeben ist die Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich gestorben. Die FAZ widmete ihr zwei Seiten eines Nachrufes von Alice Schwarzer. Margarete Mitscherlich hat einen Vater von sechs Kindern von seiner Familie abgespenstig gemacht und ihn geheiratet. Vielleicht gibt es unter den Atheisten und Materialisten gute Menschen, wenn es mir auch schwer fällt, sie zu nennen. Wenn man sie nach ihren eigenen Grundsätzen betrachtet, könnte man dazu kommen, dass Ernst Haeckel, der wütende Bekämpfer des Christentums, Wilhelm Ostwald, der Führer des Monistenbundes, die Kommunisten Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg - gute Menschen waren – nach ihren Grundsätzen. Sicher aber ist, dass unter den Atheisten und Materialisten die größten Übeltäter sind. Wir erinnern uns nur an Josef Stalin und Adolf Hitler. Der Atheist und Materialist Mao Tse-tung in China, ein Marxist, hat sich für die Erneuerung seines Landes lebhaft eingesetzt. Er leitete eine radikale Umgestaltung der Gesellschaft ein. Bodenreform, Gleichberechtigung der Frau, Verstaatlichung der Schwerindustrie. Er setzte die große proletarische Kulturrevolution in Gang, durch die er seine Gegner ausschaltete, den Partei- und Staatsapparat zerschlug und durch Revolutionskomitees ersetzte.

Seine Tätigkeit hat Millionen Menschen das Leben gekostet. Im privaten Leben war er ein Scheusal. Er war ein großer Verbraucher von Frauen. Ich kann nicht denken, dass man Mao Tse-tung als einen guten Menschen bezeichnen kann. Anders Mahatma Gandhi. Er war kein Atheist, er war kein Materialist, er war ein frommer Hindu. In der Politik trat er für Gewaltfreiheit ein, für Vermittlung. Er kämpfte für die Rechte der niederen Kasten in Indien. Dem Christentum stand er freundlich gegenüber. Ich möchte sagen, Mahatma Gandhi, der Nichtchrist, war ein guter Mensch.

Wir katholischen Christen sind in der glücklichen Lage, dass wir eine Weltanschauung besitzen, die sich mit der geoffenbarten Religion nicht stößt, sondern auf ihr ruht. Unser Herr und König ist Jesus Christus. Ihm ist Herrschermacht und Herrscherwürde eigen. Er ist der Herr über die ganze Welt. Er ist Gesetzgeber, er ist Richter, er lehrt uns, was der Mensch ist, nämlich ein freies, zum Dienste Gottes, zur Verherrlichung Gottes befähigtes und verpflichtetes Geschöpf. Dem Menschen ist es aufgegeben, seine Gottebenbildlichkeit in existentiellen Entscheidungen zu verwirklichen. Mit allen Menschen, mit allen Mitmenschen verbindet den Christen ein natürliches Band, mit vielen ein übernatürliches Band – nicht nur als Geschöpfe, sondern als Kinder Gottes. Der Katholizismus ist dem Diesseits und dem Jenseits in ausgewogener Weise zugeneigt. Vernünftiges Denken und überzeugter Glaube stoßen sich nicht. Es gibt keinen Widerspruch zwischen der rechten Vernunft und dem erleuchteten Glauben. Der Christ ist ein von Christus erlöster und geheiligter Mensch. Er ist ge-

rechtfertigt, wie man es nennt, er ist erneuert, er ist geheiligt. Durch die heiligmachende Gnade ist er tatsächlich eine neues Geschöpf geworden.

Die Beziehung der Sittlichkeit auf Gott allein genügt nicht. Gott ist zwar der Gesetzgeber, aber was er uns lehrt, muss von den Menschen angeeignet, weitergetragen und auch erklärt werden. Der Mensch neigt dazu, das, was ihm nützlich und leicht und bequem ist, für erlaubt zu erklären. Aus diesem Grunde hat Gott die Offenbarung ins Werk gesetzt durch die Propheten, vor allem durch Christus. Zuletzt sprach er durch seinen Sohn. Der gottgesandte Lehrer des Sittengesetzes ist erschienen und hat uns den Willen des göttlichen Gesetzgebers kundgetan. Die wahre sittliche Ordnung ist bekannt. Aber sie muss auch bewahrt und erklärt werden. Deswegen hat Gott eine Institution geschaffen, die seinen geoffenbarten Willen hütet, bewahrt, entfaltet, auslegt. Wir nennen sie ‚katholische Kirche‘. In besonderer Weise sind zur Bewahrung und Auslegung des Sittengesetzes die Amtsträger der Kirche gehalten. Sie verkünden und sie erhalten Gottes Gesetz. Einem von ihnen ist sogar bei der Auslegung die Unfehlbarkeit verheißen. Wir nennen ihn ‚den Stellvertreter Christi‘, den Heiligen Vater. Das ist unsere Ethik. Und nach ihr versuchen wir zu leben. Dass es im katholischen Christentum gute Menschen gibt, ist offensichtlich. Im katholischen Bereich kann nur als guter Mensch gelten, wer sich ernsthaft bemüht, das Gesetz Gottes zu erfüllen, wer die schwere Sünde meidet und sich durch Tugenden auszeichnet, vor allem durch die Gottes- und durch die Nächstenliebe. Denn die rechtsverständene Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes. Gott schenkt uns nicht nur das Gesetz. Er gibt uns auch die Kraft, es zu erfüllen. Er schenkt die Gnade zur Befolgung des Gesetzes. So wissen wir, was gut ist. Gut ist eine Handlung, wenn sie nach Gegenstand, Umständen und Zweck mit dem Sittengesetz übereinstimmt. Ich wiederhole: Gut ist eine Handlung, wenn sie nach Gegenstand, also Objekt, Umständen -Verhältnissen- und Zweck -Motivation- mit dem Sittengesetz übereinstimmt. Um eine Handlung schlecht zu machen, braucht nur eines dieser drei Elemente auszufallen- und die Handlung ist nicht mehr gut. Wenn also entweder das Objekt schlecht ist oder die Umstände schlecht sind oder der Zweck schlecht ist, dann ist die Handlung nicht sittlich gut. Was dem Gegenstand nach böse ist, bleibt immer böse. Auch, wenn die Umstände und der Zweck gut sind. In der katholischen Kirche gilt nicht der Satz: „Der gute Zweck heiligt die schlechten Mittel.“ Dieser Satz ist immer von der Kirche verworfen worden.

Die katholische Kirche zählt viele gute Menschen. Wir nennen sie die Heiligen. Durch Übung der Tugend und gottgefälligen Lebenswandel haben sie eine den Menschen mögliche übernatürliche Angleichung an die Heiligkeit Gottes erreicht: Freiheit von der schweren Sünde, gepaart mit Lauterkeit des sittlichen Lebens, Gleichung zwischen dem Willen und dem göttlichen Sittengesetz, Liebe zu Gott und zu den Menschen. Die Heiligen sind Menschen, denen die kirchliche Autorität unfehlbar bescheinigt, dass sie heroische Tugenden erworben und ausgeübt haben und dass sie das Ziel, nämlich die ewige Seligkeit, erlangt haben. Neben den kanonischen Heiligen gibt es eine unabsehbare Schar guter Menschen in unserer Kirche. Mit Entschiedenheit und Ernst suchen sie Gottes Willen nachzuleben, richten sich in der Öffentlichkeit und im privaten Leben nach den Lehren und Weisungen der Kirche, sie prüfen ihr Gewissen, sie bereuen ihre Verfehlungen, sie bekennen ihre Schuld. Denken Sie, um nur ein Beispiel zu erwähnen, an so lautere Persönlichkeiten wie den großen Symphoniker Anton Bruckner oder an den französischen Außenminister Robert Schuman. Beides heiligmäßige Menschen; dem letzteren hat es sogar Adenauer bescheinigt: „Des is en heiligmäßig Mann“, hat er gesagt. Robert Schuman.

Wie steht es nun um die getrennten Christen, unsere evangelischen Brüder? Die Weltanschauung der evangelischen Christen unterscheidet sich wesentlich von der katholischen. Nach Luther ist die menschliche Wesenheit durch die Erbsünde total verdorben. Der Mensch ist unfähig zum Guten. Nur die Fähigkeit zum Bösen ist ihm geblieben. Die Vernunft hat ihre religiöse Befähigung, der Wille seine sittliche Freiheit völlig eingebüßt. Der Mensch ist und bleibt im Guten gänzlich passiv. Das ist die Lehre Martin Luthers. Er fügt hinzu: die Gebote Gottes, die Forderungen Gottes sind unerfüllbar. Sie dienen nur dazu, dem Menschen seine Unfähigkeit zum Guten vor Augen zu halten. Die Gesetze klagen den Menschen an, den schwachen, sündhaften Menschen. Sie sollen ihn zu Christus hintreiben und dort soll er dann durch Glauben, durch Vertrauensglauben gerechtfertigt werden. Aber diese Rechtfertigung ist nach lutherischer Ansicht nur eine Zudeckung der Sünden, keine Heiligung, nur

eine Zudeckung der Sünden, eine forensische Rechtfertigung. Die Sünden sind also nach wie vor vorhanden. Der Gerechtfertigte ist nach Luther nicht innerlich geheiligt, sondern die Sünde ist bloß durch äußerliche Anrechnung der Verdienste Christi zudeckt.

Seit Luther gibt es auch die Lehre von den zwei Reichen, dem Reiche Gottes zur Rechten und zur linken Hand. Im Reich Gottes zur Rechten herrscht Christus durch Wort und Sakrament. In diesem Reiche gilt das Gebot Christi, wird Gnade und Vergebung geübt, tut der Christ Gutes in freier Spontaneität, regiert Christus durch das Evangelium. Im Reich zur Linken dagegen herrscht nicht Christus, sondern die Staatsgewalt mit Gesetz und Strafe. Hier gilt nicht Gottes Offenbarung. Ich wiederhole: Hier gilt nicht Gottes Offenbarung, sondern eine Ordnung der Vernunft, wie sie der Staat für angemessen hält. Zu diesem Reiche gehört nicht nur der Staat, auch die Ehe, die Familie, die Wirtschaft. Durch diese Lehre, meine lieben Freunde, wird der Zwiespalt in das Leben und in den Menschen hineingebracht. Was in der Kirche unzulässig ist, das ist im Staate möglich. Ein Beispiel: In der Kirche dürfen Unterschiede der Rasse nicht gelten. Der Staat kann sehr wohl eine Rassengesetzgebung erlassen. Deswegen haben viele, sehr viele Protestanten die Ausgrenzung und Vertreibung der Juden gebilligt. Es sind protestantische Autoren, welche die ‚Zwei-Reiche-Lehre‘ für die Ahnenreihe Luther – Bismarck – Hitler – verantwortlich machen. Die Lehre ist natürlich grundsätzlich verfehlt. Christus ist der Herr aller Welt. Es darf kein Bereich des Lebens aus seiner Herrschaft ausgenommen werden. Die protestantische Ethik unterscheidet sich stark von der katholischen Sittenlehre.

Die Protestanten mögen dieselben Gebote wie wir haben, aber sie legen sie anders aus. Der fundamentale Unterschied zwischen katholischer Moral und protestantischer Ethik ist in Folgendem gelegen: Die sittlichen Gebote werden im Protestantismus zumeist nicht als objektive Normen der Vernunft, sondern als subjektive Forderungen des Gefühls angesehen. Das subjektive Element, also die Motivierung, wird so stark betont, dass das Gesetz mit seinem Inhalt in den Hintergrund tritt. Das Wesen der sittlichen Handlung wird ausschließlich oder überwiegend in die Gesinnung verlegt. Dadurch wird der sittliche Charakter der Handlung abgeschwächt oder völlig verkannt. Aus Gesetzen, die immer verbindlich sind, werden Regeln, die Ausnahmen zulassen. Ja, die Gebote werden vielfach als ideale Forderungen behandelt. Man soll sich nach ihnen richten, aber man muss es nicht. Es gibt nach katholischer Lehre Handlungen, die innerlich böse sind, die also nie, unter keinen Umständen und bei keiner Motivierung, gut werden. Zum Beispiel der Ehebruch – ist immer und ohne Ausnahme nach katholischem Gesetz verboten. Nach protestantischer Ansicht können Handlungen, die an sich verboten sind, zulässig werden. Denken Sie an unseren jetzigen Bundespräsidenten. Er ist evangelischer Pfarrer. Er lebt getrennt von der ihm angetrauten Frau. Er lebt in freier Gemeinschaft mit einer anderen Frau. Nach katholischen Grundsätzen würde man sein Verhalten als ‚Dauerdelikt des Ehebruchs‘ bezeichnen. Ich bin überzeugt, dass Herr Gauck seine Verbindung guten Gewissens aufrecht erhält. Die protestantische Ethik gestattet ihm das. Auch nach protestantischer Ansicht soll man sich nicht scheiden lassen. Aber wenn es erforderlich ist, kann man es doch, darf man es, ja man muss es unter Umständen. Ich habe das bei protestantischen Autoren nachgelesen. Ich mache Ihnen nichts vor, meine lieben Freunde. Denken Sie an die vielen evangelischen Pfarrer, die geschieden und wiederverheiratet sind.

Man soll, auch nach protestantischer Ethik, keine Abtreibung vornehmen. Aber wenn es Gründe dafür gibt, darf man es doch. Die Synode der evangelischen Kirche in Deutschland, das oberste Verfassungsorgan der evangelischen Christen in Deutschland, hat erklärt, man könne sich auch schuldig machen, wenn man eine Abtreibung verweigert. Ich habe mich nicht versprochen: Man könne sich auch schuldig machen, wenn man eine Abtreibung nicht vornimmt.

Wer sich von der Kirche Christi löst, ist nach allen Erfahrungen der Geschichte nicht imstande, Gottes Gesetz zu bewahren. Sogleich nach der Abwendung von der Kirche setzen Bestrebungen ein, das Sittengesetz zu modeln, zu verbilligen, zu erleichtern. Im Protestantismus wird offen zugegeben, dass das Sittengesetz wandelbar sei und dass die protestantischen Religionsverbände diese Wandlung vornehmen. Das jüngste Beispiel ist die Unbedenklichkeitserklärung homosexueller Betätigung.

Selbstverständlich gibt es im Protestantismus viele Menschen, die Gutes tun und sicher auch gute Menschen. Sie versuchen, das, was sie im Unterricht und in der Erziehung an sittlichen Weisungen empfangen haben, in ihrem Leben umzusetzen. Ich denke etwa an einen Mann, den ich auch verehere:

An Friedrich Bodelschwingh. Das war ein solcher guter Mensch. Ihm starben innerhalb von vierzehn Tagen vier Kinder. Er beugte sich unter die Hand Gottes und fühlte sich zum Dienst an der Barmherzigkeit berufen. Er richtete Anstalten für Epileptiker und Gemütskranke ein. Er nahm sich der Brüder von der Landstraße an. Sie kennen alle die Anstalten in Bethel bei Bielefeld. Bodelschwingh nahm auch den kränksten und verblödetsten Menschen auf. Und er nahm ihn ernst. Er gab auch dem verachtetsten Menschen die Ehre des Bruders. Bodelschwingh war, wenn ich so sagen kann, ein evangelischer Heiliger.

Aber wie steht es um den Gründer dieser Religion namens Martin Luther, der die Päpste als Statthalter des Teufels, Feinde Gottes, Widersacher Christi, Mörder der Könige und Hurenböcke bezeichnete? Er empfahl, dem Papst und den Kardinälen die Zunge hinten am Halse herauszureißen und sie an den Galgen anzunageln. Ich kann nicht finden, dass ein Mann, der solches von sich gibt, ein guter Mensch gewesen ist.

Man darf nicht anerkannte Größe mit Güte verwechseln. Wir wurden ja als Kinder in der Schule in der Verehrung Bismarcks erzogen. Er wurde uns als ein großer und genialer Mann vorgestellt. In unzähligen Gemeinden gibt es Bismarckplätze und Bismarckstraßen und Bismarcktürme. War Bismarck ein guter Mensch? In seiner Jugend war er ungläubig und unmoralisch. Später nahm er eine bescheidene, religiöse Praxis wieder auf. Am Gottesdienst nahm er höchst selten teil. Im ‚Kulturkampf‘ stritt er nicht nur gegen die katholische Kirche, sondern auch gegen das Christentum, und das haben evangelische Christen ihm vorgehalten. Die Arbeiterschaft verstand er nicht. Den Arbeitern stand er verständnislos gegenüber. Seine Politik war von Rücksichtslosigkeit und Verschlagenheit geprägt. Er erklärte einmal: „Für die Liebe habe ich meine Frau; für den Hass, den Windthorst“, den Führer der katholischen Partei. Für den Hass den Windthorst, den Führer der katholischen Partei. Kann ein solcher Mann ein guter Mensch gewesen sein?

Angeblich große Theologen sind noch lange nicht gute Menschen. Ein früherer Pfarrer hat an das Altarbild der Budenheimer Kirche Martin Luther King malen lassen, der zweite von links. Martin Luther King thront in unserer Kirche auf dem Altarbild, neben der Mutter Teresa und dem heiligen Maximilian Kolbe. War Martin Luther King ein guter Mensch? Er war ein Plagiator, das heißt, er hat von anderen abgeschrieben, ohne die Herkunft seiner Quelle anzugeben. Er war ein offenkundiger Ehebrecher. Kann man sagen, er sei ein guter Mensch gewesen?

In dem katholischen ‚Lexikon für Theologie und Kirche‘ ist ein Artikel dem evangelischen Theologen Paul Tillich gewidmet, ein angeblich großer Gelehrter, ja der führende protestantische Theologe Amerikas. Die Wahrheit sieht anders aus. Paul Tillich war ein von Sexualität Besessener. Er, der Theologieprofessor. Seine Frau beschreibt ihn als unersättlichen Schürzenjäger. Seine eigene Frau. Er sammelte heimlich Pornos und gab sich ganz dem Trieb hin. Kann ein solcher Theologe ein guter Mensch gewesen sein?

Wer ist ein guter Mensch, meine lieben Freunde? Woher bezieht man die Erkenntnis, was gut ist? Welches ist der Maßstab, wonach geurteilt wird, was gut ist? Wir können nur sagen, wir wissen aus Gottes Offenbarung, was gut ist und wer ein guter Mensch ist. Lassen wir uns nicht irre machen. Lassen Sie uns vielmehr, meine lieben Freunde, danach streben, Gutes zu tun und gut zu sein. Befleißigen wir uns des Guten nicht nur vor Gott, sondern auch vor den Menschen. Machen wir unsere Berufung gewiss durch gute Werke. Der dritte Brief des Apostels Johannes umfasst nur wenige Zeilen. Aber darin steht das Zeugnis: „Wer Gutes tut, der ist aus Gott.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Bei Jesus ausharren

08.07.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Voll Freude und Dankbarkeit stellt der Herr fest, dass die Volksmassen bei ihm ausharren. „Schon drei Tage harren sie bei mir aus.“ Darin liegt ein hohes Lob. Eine große Freude und eine große Dankbarkeit. Das soll uns das Stichwort sein für unsere heutigen Überlegungen: Ausharren! Bei Christus ausharren. Treu bei ihm bleiben. Sich von ihm nicht abwendig machen lassen. Ihm die ganze Treue bewahren. „Von dir lass nimmer scheiden mich“, so beten wir in einem schönen Gebet.

Man kann sich von Christus abwenden durch den Abfall vom Glauben. Dies geschieht gewöhnlich in folgender Weise. Man lässt zunächst einen Glaubenssatz fallen, der einem nicht passt, der einem lästig ist. Andere folgen nach. Schließlich ist man völlig ungläubig. Man kann sich von Christus abwenden durch lau werden. Die religiöse Praxis lässt nach. Man betet nicht mehr regelmäßig. Man unterlässt den Empfang des Bußsakramentes. Man versäumt die Sonntagsmesse. Meine lieben Freunde! Nach allen seelsorglichen Erfahrungen, die ich in 61 Jahren des Priestertums sammeln konnte, ist der katholische Christ, der die Sonntagsmesse versäumt – verloren, religiös verloren.

Man kann sich von Christus abwenden durch die Sünde, namentlich die schwere Sünde. Durch das Verharren in der Sünde. Durch die Gewöhnung an die Sünde. Durch die Verharmlosung der Sünde. Durch Unterlassung von Reue und Beichte. Das Böse wächst. Die Gefahren, die uns von Christus abwenden, die uns von Christus losreißen können, will ich Ihnen an drei Beispielen zeigen:

Erstens: Durch Irrlehre. Es gibt immer Menschen, die nicht nur selbst sich von Christus getrennt haben, sondern darauf aus sind, andere in ihren Abfall hineinzureißen. Ich erkläre das durch ihre Unruhe. Sie sind unruhig, solange es noch Gläubige gibt, und sie möchten, dass alle so werden wie sie sind; dann meinen sie, könnten sie Ruhe finden. Und so sind sie mit fanatischem Eifer bemüht, andere vom Glauben abzubringen. „Christus eine mythische Gestalt.“ „Christus, eine Legende.“ „Christus unerkennlich im Evangelium.“ In Saarbrücken, meine lieben Freunde, in Saarbrücken hat jahrzehntelang ein Mann einen Lehrstuhl für katholische Theologie innegehabt, der praktisch den gesamten katholischen Glauben leugnet. Er schreibt beispielsweise: „Von Jesu göttlicher Sohnschaft zu sprechen oder ihn zu einer Gottheit hochzustilisieren, ist mythisch und unvernünftig.“ Er schreibt wörtlich: „Es gibt keinen jenseitigen seienden Gott.“ Ich wiederhole einmal dieses furchtbare Wort: Es gibt keinen jenseitigen seienden Gott. Ja, was ist Gott dann überhaupt? „Gott ereignet sich in der Liebe“, schreibt er. Gott ereignet sich in der Liebe. Und der Mann hat jahrzehntelang katholische Religionslehrer ausgebildet - ohne Gegenwehr des Bischofs!

Um den Glauben zu treffen, stellt man die Kirche an den Pranger. Es ist ja immer so. Wer Gott zum Feinde hat, der macht auch die Herolde Gottes als Feinde aus. Man geht also gegen die Kirche an, setzt die guten Bischöfe herab, hebt die weniger guten in die Höhe, verunglimpft die treuen Priester und lobt die liberalen. Man sucht die Zeugen des Glaubens unglaubwürdig zu machen. Seit Jahrzehnten stänkert der abgefallene Schweizer Theologe Küng gegen unsere Kirche, macht den Heiligen Vater schlecht, reißt Lehre und Ordnung der Kirche herunter. Das ist ein Irrlehrer mit der Wirkung, die man nur mit jener Luthers vergleichen kann. Von ihm gilt das Wort des Apostels: „Kinder, es ist letzte Stunde. Und wie ihr gehört habt, dass der Antichrist kommt, so sind jetzt viele Antichristen aufgestanden. Daran erkennen wir, dass letzte Stunde ist! Von uns sind sie ausgegangen, aber sie gehörten nicht zu uns, denn wenn sie zu uns gehört hätten, wären sie bei uns geblieben.“ Die Verunglimpfung der Kirche, meine lieben Freunde, ist deswegen so gefährlich für den Glauben, weil für den katholischen Christen buchstäblich alles an der Kirche hängt. Johann Adam Möhler, der große gläubige, fromme Theologe, hat einmal geschrieben: „Ohne Kirche haben wir keinen Christus und keine

Heilige Schrift.“ O wie wahr! Ohne Kirche haben wir keinen Christus und keine Heilige Schrift, denn die Kirche gibt uns beides.

Die zweite Gefahr ist die Leidenschaft. Leidenschaften – innere Gewalten, die im Menschen leben bergen die Gefahr, ihn von Christus, vom Glauben loszureißen. Menschen, die von Leidenschaften getrieben werden, folgen einem anderen Gesetz als dem Gesetze Christi. Sie folgen nicht dem Gesetze des Geistes, sondern dem Gesetze des Fleisches. „Sie kehren Gott den Rücken, um sein Joch nicht tragen zu müssen“, wie einmal der Prophet Hosea geschrieben hat. Sie kehren Gott den Rücken, um sein Joch nicht tragen zu müssen. Leidenschaften sind vielfältig. Der Genuss, der übermäßige Genuss von Speise und Trank kann zu einer gefährlichen Leidenschaft werden. Ein solcher Mensch zieht von Gourmetlokal zu Gourmetlokal. Er versinkt in der Sinnlichkeit. Der Ehrgeiz kann eine verzehrende Leidenschaft im Menschen werden. Karriere machen, vorankommen, es andern zeigen; Ehrungen in Empfang nehmen, das kann eine Leidenschaft werden, eine Leidenschaft, die den Glauben entwurzelt.

Mancher ist durch die Leidenschaft für den Sport vom religiösen Leben abgekommen. Ich erinnere mich an einen Jungen aus meiner Jugend. Zunächst beteiligte er sich an unserer Jugendarbeit, am Gottesdienst. Aber dann entdeckte er ein Hobby. Er wurde Kanufahrer und immer öfter blieb er am Sonntag dem Gottesdienst fern. Er musste zum Kanufahren. Beobachten, Trainieren, Wettkämpfe haben Sportbegeisterte nicht selten vom religiösen Leben entfernt. Dem offenen Sturz geht der geheime im Herzen voran. Das gefährliche ist, dass die Seele durch Nachlässigkeit in kleinen Dingen sich an Nachlässigkeit im Großen gewöhnt.

Die dritte Gefahr, die ich Ihnen schildern muss, ist die Sünde. Sie verträgt sich nicht mit Christus, denn er hat uns ja vom Tode zum Leben errettet. „Er hat uns wahrhaftig frei gemacht“, wie Römer 8,2 uns erklärt. Er hat uns aus der Sünde erlöst. „Wer Sünde tut, ist ein Knecht der Sünde“, schreibt der Apostel Johannes. Wer Sünde tut, ist ein Knecht der Sünde. Das ist die eigentliche Knechtschaft. Von ihr sagt der heidnische Philosoph Epiktet: „Wer am Körper frei, an der Seele aber gefesselt ist, der ist ein Sklave.“ Wer am Körper frei, an der Seele aber gefesselt ist durch die Sünde, der ist ein Sklave. Und doch mahnt der Apostel. „Ihr seid um teuren Preis erkaufte, werdet nicht der Menschen Knechte.“

Alle schweren Sünden trennen uns von Christus. Es ist nicht wahr, wenn heute Irrlehrer auftreten und sagen: Es gibt nur drei Kapitalsünden, und die anderen Verfehlungen sind nicht als schwere Sünden einzuordnen. Nein, die drei Kapitalsünden, die man im Altertum aufgezählt hat, gewiß, waren eine ganze Gruppe von Sünden. Drei Gruppen, in denen alles das zusammengefaßt war, was wir heute als schwere Sünden bekennen. Wenige Sünden freilich trennen so sicher vom Herrn wie die wiederholte, nicht bereute und nicht bekämpfte Sünde der Unkeuschheit. „Die Welt wäre nicht ungläubig, wenn sie nicht unkeusch wäre“, hat einmal der hl. Augustinus geschrieben. Wie wahr! Die Welt wäre nicht ungläubig, wenn sie nicht unkeusch wäre.

Das sind drei Gefahren, die uns von Christus abwenden können. Welches sind nun die Kräfte, die uns an Christus binden? Selbstverständlich zuerst und zuoberst der Glaube. Der Glaube ist es, der uns mit Christus verbindet. Ein Amerikaner hat ein Buch geschrieben: „Wenn Jesus nach Chicago käme“, und da stellt er vor, wie sich die verschiedenen Stände und Gruppen verhalten würden, wenn Jesus wiederkäme und sich ihnen offenbarte. Da zitiert er auch das Wort aus dem Lukasevangelium: „Wenn der Menschensohn wiederkäme zur Erde, würde er Glauben finden?“ Wenn der Menschensohn wiederkäme zur Erde, würde er Glauben finden? Wir müssen also festhalten am Glauben. Der Herr hat uns ja aufgefordert: „Habt Glauben an Gott!“ Als Männer einmal einen Gichtbrüchigen, der auf einer Tragbahre lag, durch das Dach vor Jesus niederließen, da sah der Herr in dieser Aktion ihren Glauben. Als die blutflüssige Frau den Herrn anrührte und geheilt wurde, da versicherte ihr der Herr: „Tochter, dein Glaube hat dich gerettet!“ Die Apostel wussten um die Unentbehrlichkeit des Glaubens. Und deswegen baten sie den Herrn: Stell uns Glauben herzu. Mehre in uns den Glauben. Der Apostel Paulus betet, dass Christus durch den Glauben in unseren Herzen wohne. Ja, Glauben ist eine Gegenwart Christi. Sie wird übertroffen von der Gnadengegenwart, aber es ist eine wahre Gegenwart Christi, wenn wir glauben. Er ruft uns auf: „Seid achtsam, steht fest im Glauben!“ An die Kolosser schreibt er einmal: „Ihr müsst im Glauben fest und unerschütterlich verharren und dürft euch nicht abbringen lassen von der Hoffnung des Evangeliums.“ An die Korinther schreibt er, wo er Bezug nimmt auf den

Glauben an die Auferstehung Christi: „Ihr habt die Heilsbotschaft angenommen. Ihr steht in ihr fest. Durch sie werdet ihr auch gerettet, wenn ihr sie genauso festhaltet wie ich sie euch verkündet habe, sonst hättet ihr vergebens geglaubt!“ Durch den Glauben halten wir an Christus fest. Der Glaube ist die Wurzel von allem. „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen“, schreibt er im Brief an die Hebräer.

Die zweite Kraft, die uns an Christus bindet, ist die Liebe. Christus hat immer eine eigenartige Macht entfaltet, hat es immer verstanden, Menschen an sich zu ziehen in Liebe. Als Napoleon auf dem Felsen in St. Helena weilte, da hat er nachgedacht über die Religion, die er früher sehr versäumt hatte, und das Wort gesprochen: „Christus wurde und wird geliebt wie niemand!“ Das hat ihn in Erstaunen versetzt. Christus wurde und wird geliebt wie niemand. Wir beten ja: Lass nimmer scheiden mich, von deiner Liebe lass nimmer scheiden mich. Wir lieben ihn, weil er unendlich liebenswürdig ist. Er, der Abgrund aller Tugenden, er, der Mensch gewordene Gott, er – der gekreuzigte, gehorsame Sohn des Vaters. Wir lieben ihn, weil er uns zuvor geliebt hat. „Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben“, schreibt Paulus an die Galater. Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben.

Wir lieben ihn, weil er der Sinn unseres Lebens, die Kraft unserer Tugend, die Hoffnung unseres Herzens ist. Was heißt das: „Ihn lieben“? Das heißt, ihn über alles stellen! Ihn allem anderen vorziehen. Ihn lieben heißt – nichts über ihn stellen; nichts ihm vorziehen! Ihn lieben heißt – nach seinem Willen fragen: „Herr – was willst Du, dass ich tun soll?“ Wir stehen ja oft an Kreuzwegen. Wie soll ich es machen, wie soll ich gehen? Der Herr gibt immer Antwort. Er weist immer den Weg, den ein Mensch nach seinem Willen einschlagen soll. Ihn lieben heißt, seine Gebote halten. „Wenn ihr mich liebt, so haltet meine Gebote“, so steht im Johannesevangelium. Unsere Liebe zeigt sich in der Treue zu seinen Geboten. Ihn lieben heißt aber auch, die Anliegen seines Herzens uns zu eigen machen. Also das lieben, was er liebt, das betreiben, was er betreibt. Ihn lieben heißt: ihm Dienen. Das sind die beiden Verbindungen, die uns zu Christus führen: der Glaube und die Liebe.

Und zum Schluß wollen wir noch ein Gelöbnis vornehmen. Wir wollen uns entschließen und geloben, bei ihm zu bleiben. Wodurch? Erstens: In der Klarheit unseres Bekennens. Meine lieben Freunde! Der Glaube darf keine bloße Gewohnheit sein. Der Glaube darf kein bloßes elterliches Erbe sein. Der Glaube muss eine Überzeugung sein. Das heißt, wir müssen vom Willen und Verständnis, von der Einsicht in den Glauben überwältigt sein. Es muss uns geschenkt werden, dass wir begreifen: der Glaube ist notwendig. Er ist notwendig richtig. Er ist notwendig wahr. Es ist notwendig, ihn anzunehmen und festzuhalten. Wenn mich manchmal Eltern fragen, ja – alle meine Kinder sind abständig, sind abgefallen, wie erklärt sich das – sie waren doch Ministranten? Ja, meine lieben Freunde! Ich fürchte, der Glaube ist ihnen nicht zur Überzeugung geworden. Sie waren nicht wirklich durchdrungen von der Wahrheit und von der Richtigkeit des Glaubens. Und wer das nicht ist, der schwankt. Wir müssen oft darum beten, dass wir den Glauben erkennen, durchdringen, erfassen, soweit das menschenmöglich ist. Bei jedem Rosenkranz beten wir ja um die Vermehrung des Glaubens, also dass unser Glaubenswissen wächst, dass wir tiefer eindringen in die Glaubensgegenstände, dass uns die Herrlichkeit dieses Glaubens aufgeht. Wir müssen fähig sein, auch anderen Sinn, Inhalt und Kraft unseres Glaubens zu erklären. Der Apostel Petrus fordert uns auf: „Seid alle Zeit bereit zur Verantwortung, bereit einem jeden gegenüber, der von euch Rechenschaft über eure Hoffnung fordert!“ Wir müssen fähig sein, den Glauben zu erklären und anderen annehmbar zu machen. Also Glaubenswissen erwerben, Dunkelheiten erhellen, Zweifel überwinden.

Zweitens: Einen zweiten Entschluss wollen wir dem Herrn zu Füßen legen, nämlich – im Glauben treu zu bleiben. „Wir wollen die Hand erfassen des Schiffsherrn von Nazareth. Wir wollen die Hand erfassen, der, wenn die Sterne erblassen, nachtwandelnd auf Meeren geht“, hat einer gedichtet. O wie schön! Wir wollen die Hand erfassen des Schiffsherrn von Nazareth, der, wenn die Sterne erblassen, nachtwandelnd auf Meeren geht. Wir wollen treu bleiben dem Glauben. Treu bis zum Tode. Ausharren, nicht bloß drei Tage, sondern ausharren bis zum Ende. Das ganze Leben hindurch, bis der Tod uns heimruft. Der greise Bischof Polycarp von Smirna wurde in Fesseln vor den römischen Statthalter geführt. Mit allen Mitteln der Überredung drang er auf ihn ein: „Sag dich von deinem Christus los. Lästere ihn und du kannst gehen.“ Da richtete sich Polycarp auf und sprach stolz: „Sechsendachtzig Jahre habe ich Christus gedient. Er hat mir nie etwas zu Leide getan. Wie kann ich meinen König ver-

raten, der mich erlöst hat?“ Und so schritt Polycarp zum Scheiterhaufen. Für den Glauben ist das ein für allemal kennzeichnend. Der Glaube kann das Leben kosten. Glauben ist von bedingungslosem Ernst.

Noch wird von uns nicht gefordert, für den Glauben zu sterben. Aber es ist offensichtlich, dass wir wegen unseres Glaubens geschmäht, beschimpft, verdächtigt werden. Die Entchristlichung unseres Volkes schreitet mit rasender Geschwindigkeit voran. Wir gläubigen katholischen Christen sind eine kleine Minderheit; eine Minderheit selbst unter den Katholiken. Mehrheiten kümmern sich nicht um uns, aber sie suchen uns einzuschränken. Sie suchen, das katholische Wesen zu unterdrücken. In London gibt es ein Ehepaar Bull. Dieses Ehepaar führt eine private Frühstückspension. Es hatte ein Schild an der Tür: „Doppelzimmer nur für Verheiratete.“ Das Ehepaar Bull wurde verklagt, erfolgreich verklagt. Es musste das Schriftstück abnehmen. In Irland wird ein Gesetzesentwurf diskutiert, der Priester zwingen will, der Polizei strafrechtlich relevante Beichten zu melden. Französische Medizinstudenten haben keine Möglichkeit, ihr Studium abzuschließen, wenn sie nicht an einer Abtreibung teilgenommen haben.

Das ist die Lage von gläubigen Christen, und sie wird sich verschärfen und verschlimmern. Deswegen, meine lieben Freunde, müssen wir in dieser Stunde uns entschließen: treu zu unserem Herrn und König zu sein, seine Hand festzuhalten, ihm zu sagen: „Herr, komm' über uns, komm' zu uns, komm' über die See.“ Aus dem letzten Buch der Heiligen Schrift, der Apokalypse des Johannes, ergeht die Mahnung an uns: „Halte, was du hast, damit dir niemand deine Krone raube. Halte, was du hast, damit dir niemand deine Krone raube. Vielmehr sei getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wahre und falsche Propheten

15.07.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Propheten sind die charismatischen Organe der Offenbarung Gottes im Alten Testament wie im Neuen. Sie stehen in besonderer Weise mit Gott in Verbindung. Sie verkünden Gottes Willen und bewahren das religiöse Erbe. Sie sind die unerschrockenen Verkünder der Rechte und des Gerichtes Gottes. Sie reden dem Volk ins Gewissen. Ja, man kann sagen: sie sind das Gewissen des Volkes. Sie suchen den heiligen Rest als Samen des neuen Gottesreiches zu retten. Die Propheten sind Kämpfer, wo der Kampf gefordert ist. Sie sind aber auch Trostspender, wo Trost angebracht ist. Ihr Amt ruht nicht auf Beruf, sondern auf Berufung. Sie drängen sich niemals zum Prophetenamt, sie fürchten sich vielmehr vor Gottes Auftrag und ringen schwer mit ihrem Gott, und beugen sich dann seinem heiligen Willen. Die meisten Propheten sind Männer, aber die Frauen fehlen keineswegs. Im Alten Bunde wissen wir von Prophetinnen wie Deborah, Mirjam, Hulda. Und im Neuen Bunde begegnen uns die Prophetin Anna im Tempel und die vier Töchter des Philippus. Sie sind Prophetinnen. Die Propheten hatten in der Urkirche eine wichtige Stellung. Der Apostel Paulus schreibt an die Epheser: „Ihr seid aufgebaut auf dem Grunde der Apostel und der Propheten.“ Die Propheten sind also Grundstein, Fundament. Sie sind nicht wegzudenken. Es muss sie geben. Sie haben eine besondere Aufgabe in den Gemeinden. Sie sollen die Gemeinden erbauen, also ihren Glauben stärken und ihre Sittlichkeit heben. Ihre Worte beziehen sich sowohl auf die Zukunft als auch auf die gegenwärtige Situation. Sie wissen um die Geheimnisse Gottes und künden sie den Menschen je nachdem, wie es die Stunde verlangt. Die echten Propheten erkennen den Plan Gottes in einer geschichtlichen Stunde.

Neben den echten Propheten treten falsche Propheten auf, im Alten Bund wie im Neuen. Sie verkünden dem Volk nach dessen Wünschen. Sie sagen den Menschen das, was sie hören wollen, nicht, was sie hören sollen. Sie verkünden um Geld und führen das Volk in die Irre. „Sie sprechen“, so sagt der Prophet Jeremias, „sie sprechen Friede, Friede – und es ist doch kein Friede.“ Sie sind nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht. Sie treiben Betrug! Der Apostel Petrus schreibt in seinem ersten Briefe: „Es gab auch im Volke falsche Propheten, wie auch in eurer Mitte falsche Propheten auftreten werden. Sie werden verderbliche Irrlehren einführen, weil sie den Herrn, der sie erkaufte, verleugnen.“ Die falschen Propheten werden im Neuen Testament nicht nur für die Endzeit erwartet. Sie treten auch jetzt schon auf. Und deswegen bedarf es der Unterscheidung der Geister, ob sie aus Gott sind. Maßgebend für den echten Propheten ist die ‚Analogia fidei‘, also das Maß des Glaubens, insbesondere das unverdorrene Bekenntnis zu Christus. Im Glauben der Kirche finden die Propheten ihren Auftrag und ihre Grenze. „Gott ist ein Gott des Friedens und nicht der Unordnung“, schreibt der Apostel Paulus. Ein Prophet muss die Art des Herrn an sich haben. Weil aber auch die falschen Propheten von Christus sprechen, muss man auf ihren Wandel achten. Dem Vorsteher der Gemeinde in Thyatira, das ist in der heutigen Türkei, dem Vorsteher der Gemeinde in Thyatira schreibt der Apokalyptiker Johannes: „Ich habe wider Dich, dass Du das Weib Jezabel gewähren lässt, die sich eine Prophetin nennt und meine Knechte lehrt und verführt, Unzucht zu treiben und Götzenopferfleisch zu essen.“

Auch Jesus war ein Prophet. Das Volk sah in ihm mit Recht einen Propheten, und zwar den letzten, den endzeitlichen Propheten, der angekündigt war im Buche Deuteronomium des Alten Testaments. Als Messias und als Machthaber über die Gewalten der Erde ist er der endzeitliche Prophet, der höchste Prophet und Lehrer. Der „höchste“ deswegen, weil seine Natur göttlichen Wesens ist. Er ist der Gottessohn, und aufgrund seiner Wesenheit überragt er jeden anderen Propheten. Christus, der Prophet, ist der Herr aller Propheten. Er ist der Offenbarer. In ihm ist die Wahrheit Gottes den Menschen kund. Das prophetische Amt Christi hat mit seiner Heimkehr in die Herrlichkeit des Vaters

nicht aufgehört – es lebt weiter in seiner Kirche. Die gesamte Kirche hat Anteil am prophetischen Amt. In erster Linie selbstverständlich die Amtsträger, Bischöfe und Priester. Aber das Zweite Vaticanum sagt ganz richtig: „Christus, der große Prophet, erfüllt sein prophetisches Amt nicht nur durch die Hierarchie, sondern auch durch die Laien. Er bestellt sie zu Zeugen und rüstet sie mit dem Glaubenssinn aus und mit der Gnade des Wortes.“

Wie steht es heute, meine lieben Freunde, um die Ausübung des prophetischen Amtes Christi in unserer Kirche? Nehmen die Glieder der Kirche, vor allem natürlich die Amtsträger, dieses Amt wahr? Die Bischöfe sind als wahre Propheten berufen, zu lehren, zu unterrichten, zu mahnen, zu warnen, zur Umkehr und Bekehrung zu rufen. Wie üben sie ihr Amt aus? Die Bischöfe sind authentische, das heißt mit Autorität ausgerüstete Lehrer. Sie sollen dem Volk die Wahrheit des Glaubens unverkürzt und vollständig verkünden. Tun sie es? Ich stelle Fragen. Sind die Weihnachtspredigten der Bischöfe ein überzeugendes Zeugnis der Menschwerdung Gottes auf Erden? Oder wird da soziologisches Zeug vorgetragen? Lehren sie ohne Wenn und Aber die wahre metaphysische Gottessohnschaft Jesu Christi? Bekennen sie ohne dunkle Allgemeinheiten die leibhaftige Auferstehung unseres Heilandes? Legen sie dem Volke lichtvoll die Wahrheit des Dreieinigen Gottes vor? Wie viele Bischöfe verkünden die Wahrheit von den Letzten Dingen: Tod, Gericht, Himmel, Hölle? Wann haben die Bischöfe zum letzten Mal die Lehre vom Fegefeuer vorgelegt? Die Bischöfe sollen durch ihre Verkündigung der Kirche neue Glieder zuführen. Sie sollen missionarisch wirken. Tun sie das? Bemühen sie sich, die Unwissenden und Ungläubigen, die Abgefallenen und Abständigen, die Ausgetretenen und die Austretungswilligen der Kirche zurückzuführen oder in der Kirche zu halten? Verlassen die Bischöfe den Kirchenraum und verkünden sie das Evangelium in Markthallen und Vortragsälen? Gehen sie zu den Menschen oder warten sie, bis sie kommen? Viele kommen niemals! Wie sieht die Statistik der Konvertiten und der Revertiten in unserer Kirche aus? Ich fürchte, sie ist vernichtend!

Die Bischöfe sollen die Normen des sittlichen Lebens vorlegen. Die Menschen müssen nicht nur wissen, was sie glauben sollen. Sie müssen auch wissen, was sie tun dürfen. Die christliche, die katholische Sittenlehre ist eingehend, schlüssig und erhaben. Wird sie von den Bischöfen vollständig und situationsbezogen vorgelegt? Wie viele deutsche Bischöfe erklären den Menschen, dass niemand, der im Dauerzustand der schweren Sünde lebt, die Sakramente der Buße und des Altars empfangen kann, es sei denn, er bekehrt sich? Welcher deutsche Bischof hat in einer Zeit grenzenloser Verwirrung die katholische Lehre über die geschlechtliche Sittlichkeit ausführlich und abstrichlos vorgelegt? Die Bischöfe sollen die ihrem Volk drohenden Irrtümer bannen. Sie sollen die Wölfe von ihrer Herde fernhalten. Tun sie es? Weisen sie die Irrlehrer in die Schranken? Schützen sie das Volk vor den Hetzern und Wühlern? Was unternehmen sie gegen jene Theologen, die zum offenen Widerstand gegen die Ordnung der Kirche aufrufen? Was unternehmen sie? Greifen sie ein, wenn die Liturgie der Kirche fortlaufend verschandelt wird? Welche und wie viele Bischöfe stellen sich vor den Heiligen Vater, wenn er verunglimpft wird? In einer Zeit der Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit wäre es notwendig, die Unterscheidungslehren zwischen katholischer Kirche und nicht-katholischen Religionsgemeinschaften vorzulegen. Welcher deutsche Bischof kommt dieser Aufgabe nach? Ist jemals ein Hirtenbrief erschienen, der den Unterschied zwischen dem katholischen Priester und dem nicht-katholischen Prediger lichtvoll darlegt? Hat jemals ein Bischof den wesentlichen Unterschied zwischen dem Messopfer und der Abendmahlsfeier der Protestanten erklärt? Von den Atheisten werden die Naturwissenschaften bemüht, um den Menschen den Glauben zu rauben. Welcher deutsche Bischof hat sich dagegen zur Wehr gesetzt? Wer hat jemals die Stolpersteine des Darwinismus dem Volke vor Augen geführt?

Die Priester haben in ähnlicher Weise am Prophetenamte Christi Anteil wie die Bischöfe. Sie haben in gewisser Hinsicht die gleichen Aufgaben in Verkündigung und Lehre. Kommen sie ihnen nach? Was träufelt jeden Sonntag von den Ambonen auf die zusammenschrumpfenden Gemeinden? Ist es das Evangelium Christi im Verständnis der katholischen Kirche oder eine ausgewählte Verkürzung, wie sie den Menschen grad recht ist, um sie nicht zu beunruhigen? Ich stelle Fragen. Ich meine, notwendige Fragen. Ich möchte nicht missverstanden werden. Gewiss versuchen manche Bischöfe und Priester, dem prophetischen Amt, das ihnen übertragen wurde, gerecht zu werden. Sie unternehmen es, die Wahrheit Gottes zu lehren und zu predigen. Aber eines ist sicher: Prophetische Männer wie

Johannes Dyba oder wie Leo Scheffczyk sind selten geworden in unserer Kirche. Heute ist es dahin gekommen, dass die mutigsten Zeugen des katholischen Glaubens Männer und Frauen aus dem Laienstande sind. Ich nenne: Robert Spaemann, Martin Mosebach, Matthias Matussek, Alexander Kissler, Manfred Lütz, Andreas Püttmann, Christa Meves, Johanna von Westphalen, Hilde Bayerl, Gloria von Thurn und Taxis. Sie erinnern an die unterschlagenen und vergessenen Wahrheiten. Sie verteidigen die Kirche. Sie stellen sich vor den Papst. Ihr Zeugnis beschämt die meisten Bischöfe und Priester und Theologen. Wenn die echten Propheten selten geworden sind, dann sind doch die falschen Propheten umso zahlreicher. Die Massenmedien sind an den echten Propheten nicht interessiert; sie stürzen sich auf die falschen. Es gibt kein kirchliches Ereignis von irgendeiner Bedeutung, ohne dass die falschen Propheten um einen Kommentar bemüht werden. Wer sind die falschen Propheten? Die meisten sitzen auf Lehrstühlen der Theologie! Von da träufelt Mephisto sein Gift in die Wunde eines Volkes. Die falschen Propheten sitzen in den Redaktionsstuben der Massenmedien, der Zeitungen, des Rundfunks, des Fernsehens. Woran erkennt man sie? Sie kommen in Schafskleidern, innen aber sind sie reißende Wölfe. Ohne Bild gesprochen: Sie verwenden die christlichen Begriffe weiter. Aber sie verfälschen ihren Sinn. Sie sprechen weiter von der Gottessohnschaft Jesu. Sie meinen aber damit nicht die Wesenseinheit mit dem Vater, sondern eine besonders „innige Gemeinschaft“ des Menschen Jesus, der Sohn der Maria, mit Gott. Falsche Propheten sind jene die sagen: Mariendogmen und Marienverehrung sind nicht wichtig. Man muss sich an das Wesentliche halten, an das Kerygma, an die Verkündigung Christi. Meine lieben Freunde: Hat es jemals eine Verkündigung Christi gegeben ohne seine gebenedeite Mutter? Gibt es einen Gottessohn ohne die Gottesmutter? Falsche Propheten sind jene, die sagen: „Die Hölle ist leer! Jesus droht nur deswegen mit der Verdammnis, um die Zuhörer zu erschrecken.“ Ja aber, meine lieben Freunde, wenn man das einmal durchschaut hat, dass er ‚nur schrecken‘ will und in Wirklichkeit seinen Worten keine Taten folgen, dann ist ja der Schrecken ausgelöscht, dann erschreckt er ja gar nicht mehr! Falsche Propheten sind jene, die behaupten, auf die Glaubenssätze kommt es nicht an, Hauptsache, dass man ein anständiger Mensch ist. Ja aber: woher weiß man denn, dass man ein anständiger Mensch sein soll? Wer sagt uns denn, was Anständigkeit ist? Das sagt uns doch der Glaube! Falsche Propheten sind jene, die fortwährend nach Reformen rufen. In Wirklichkeit wollen sie die Auflösung von Lehre und Ordnung der Kirche. Sie wollen uns in den Protestantismus führen. Falsche Propheten sind jene, die unentwegt Erklärungen, Memoranden verfassen, um das Volk gegen die Hierarchie der Kirche und gegen den Glauben und die Ordnung der Kirche aufbringen. Zu den falschen Propheten gehört auch die Bundesministerien für Bildung, Annette Schavan. Papst Johannes Paul II. erklärte am 22. Mai 1994: „Ich erkläre kraft meines Amtes, ich erkläre kraft meines Amtes, dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden und dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig –endgültig!– an diese Entscheidung zu halten haben.“ Frau Schavan ist anderer Meinung. Sie sagt: „Die Diskussion geht weiter.“ Natürlich in der Absicht, die Lehre der Kirche umzustoßen.

Die falschen Propheten erkennt man an ihren Früchten. Wo finden Sie die falschen Propheten? Vor dem ausgesetzten Allerheiligsten? In der Werktagsmesse? Vor dem Beichtstuhl? Die Fragen stellen heißt, sie beantworten! Haben die falschen Propheten, die Beherrscher der öffentlichen Meinung, die Priesterseminare gefüllt oder geleert? Sind durch die Pamphlete der falschen Propheten die Orden der Kirche aufgeblüht oder zusammengebrochen? Ist die katholische Bevölkerung durch die falsche Moralverkündigung kinderfreudig geworden oder kinderarm? Die Früchte weisen die selbsternannten Propheten als falsche Propheten aus, ihre Früchte sind faulig. Ein schlechter Baum kann keine guten Früchte bringen. Die falschen Propheten haben ihr Werk getan, meine lieben Freunde. Ihr Auftreten war erfolgreich. Seit langer Zeit ist die katholische Bevölkerung systematisch mit protestantischen Vorstellungen erfüllt und imprägniert worden. Die Mehrzahl derer, die sich heute noch katholisch nennen, steht nicht mehr hinter dem Glauben und hinter der Ordnung der Kirche. Die meisten Katholiken sind, wie der Herr Bundestagspräsident Lammert sagte, „protestantische Katholiken“. Sie haben katholische Restbestände bewahrt, aber sie denken und verhalten sich nicht mehr katholisch.

Wie wird es weitergehen? Zunächst wie bisher! Solange das Geld für die falschen Propheten fließt, fahren sie fort, Lehre und Ordnung der Kirche zu untergraben. Solange ihre zeitgeistigen Tiraden Abnehmer finden und sie davon auskömmlich leben können, bedienen sie ihre Kunden. Die falschen

Propheten geben erst auf, wenn der Geldhahn zgedreht wird. Sobald ihre Reden und Schriften nicht mehr gefragt sind, gehen sie zu anderen Tätigkeiten über und verlassen das sinkende Schiff.

Und noch eine andere Weise gibt es, wie die falschen Propheten verschwinden werden. Sie stellen sich um. Sie verkriechen sich, wenn es gefährlich wird. Zum Leiden für den Glauben fühlen sie sich nicht berufen. Sie sind Schönwetterchristen! Stürme und Hagel mögen sie nicht aushalten. Aber schlechtes Wetter ist für die Gläubigen angesagt. Wenn nicht alle Zeichen trügen, stehen unserer Kirche schwere Zeiten bevor. Der Druck auf sie und die Feindschaft gegen sie nehmen fortlaufend zu. Es kann sein, dass über kurz oder lang die Verfolgung ausbricht, die Gott über die Kirche kommen lässt, um sie zu reinigen. Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt. Ein jeder Baum, der keine gute Frucht bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.

Amen.

Fleisch und Geist

22.07.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Paulus hatte in dem Text, den wir eben in der Epistel, in der Lesung, vernommen haben, davon gesprochen, dass der Geist Gottes in den Christen wohnt. Daran knüpft er Folgerungen. Er spricht den Gegensatz zwischen Geist und Fleisch an. „Wir sind nicht dem Fleische verpflichtet, so dass wir nach dem Fleische leben müssten.“ Was meint Paulus unter ‚Fleisch‘? Was versteht er darunter? Das Wort ‚Fleisch‘ bedeutet im Sinne Pauli ein Dreifaches: Einmal, den Menschen und das Menschliche und das Irdische als solches. Dann aber auch das Menschliche und Irdische in seiner Schwachheit, in seiner Begrenztheit. Und schließlich das Menschliche und Irdische in seiner Sündhaftigkeit. Also ‚Fleisch‘, so können wir sagen, ist der Mensch in seiner Schwäche, in seiner Neigung zum Bösen. Und von dem sagt nun Paulus: „Wir sind nicht dem Fleische verpflichtet, so dass wir nach dem Fleische leben müssten.“ ‚Nach dem Fleische leben‘ ist klar, was das nach Paulus bedeutet. Das heißt: Den Trieben nachgeben. Nach dem Fleische leben, das heißt, das tun, was Spaß macht, auch wenn es gegen Gottes Gebot steht. Der Sinnlichkeit folgen unter Außerachtlassung der Vernunft. Den Leidenschaften freie Bahn lassen. Das heißt: ‚Nach dem Fleische leben‘. Das Leben nach dem Fleische aber ist für den Christen beendet. Durch die in der Taufe geschehene Vereinigung mit Christus und die Begabung mit dem Geiste, mit dem Heiligen Geiste, ist der Christ aus der Sphäre des Fleisches entnommen und in die Sphäre des Geistes versetzt. Jetzt kommt aber eine merkwürdige Wendung. Es ist eine Feststellung, eine Tatsache, ein Indikativ, dass die Christen durch die Taufe, durch die Gemeinschaft mit Christus, vom Fleische in den Geist übergegangen sind. Das ist ein Indikativ, eine Aussage. Daran knüpft Paulus einen Imperativ, einen Befehl: „Wenn „ im Geiste lebt, müsst ihr auch nach dem Geiste handeln!“ Ihr seid mit Christus gestorben, das Fleisch ist erledigt. Aber das neue Leben ist in Euch zwar wirksam, aber es ist Euch zugleich aufgegeben. Erlösungslehre und Ethik gehören bei Paulus eng zusammen. Die Aufrufe zum sittlichen Handeln sind Folgerungen, die sich aus der geschehenen Verwandlung vom Fleisch des Menschen zum Geist des Menschen mit Notwendigkeit ergeben. Denn die neue Wirklichkeit des Christen ist eine verborgene. Die neue Weltzeit ist noch verhüllt. Die alte Welt ist grundsätzlich abgetan. Aber sie ist tatsächlich noch vorhanden. Der neue Äon ersetzt den alten noch nicht; er ist über den alten gekommen. Aber der alte ist noch nicht verschwunden. Er zeigt seine Wirklichkeit darin, dass er immer wieder versucht, den Menschen vom Geiste zum Fleische zurückzuführen. Der Christ muss deswegen auf dem Boden der Versetzung in den Geist kämpfen. Er ist Sieger. Er ist in den Sieg Christi über die Sünde, über das Fleisch hineingenommen. Aber er muss diesen Sieg ständig in der Tat, in der sittlichen Tat des Geistes ergreifen. Die Sittlichkeit des Christen ist also nichts anderes, als das Bekenntnis zu der geschehenen Erlösung. Paulus zeigt dann auf, was auf das Leben nach dem Fleische folgt.

„Wenn ihr nach dem Fleische lebt, werdet ihr sterben.“ Der Tod ist die Folge des Lebens nach dem Fleische. Das Leben nach dem Fleische führt zum Tod! Gemeint ist natürlich nicht der körperliche Tod, sondern der Verlust des ewigen Lebens, der ewige Tod. Wenn ihr nach dem Fleische lebt, werdet ihr sterben. Es geht also hier um Leben und Tod, um ewiges Leben oder ewigen Tod! Gerade das, was dem natürlichen Menschen, dem im Fleische lebenden Menschen, etwas Begehrtes ist, nämlich das Leben nach seinen Lüsten, das führt in den Tod. Die fleischlichen, sündhaften Regungen machen den Menschen unfähig, das Leben zu gewinnen. Das hat er an weiteren Stellen, eben dieses Römerbriefes, wiederholt ausgesprochen. An einer anderen Stelle heißt es nämlich: „Das Sinnen des Fleisches ist Tod.“ Oder am Anfang schreibt er schon: „Welche Frucht hattet ihr von den Dingen,

deren ihr euch jetzt heute schämt?“ Das Ende derselben ist der Tod! Das fleischliche Trachten kann nur zum Tode führen. Und ich sage noch einmal, das ist nicht bloß der irdische Tod, sondern das ist der Verlust des ewigen Lebens. Für den im Geiste Lebenden ist der Tod des Leibes der Übergang in das ewige Leben. Für den, der im Fleische lebt, ist der irdische Tod der Eingang in den ewigen Tod. Der Sieg über das Fleisch führt zum Leben. „Wenn ihr durch den Geist die Werke des Fleisches tötet, werdet ihr leben!“ Noch einmal: Wenn ihr durch den Geist die Werke des Fleisches tötet, werdet ihr leben!

Das ist der andere Begriff. Was ist mit Begriff ‚Geist‘ gemeint? ‚Geist‘, ist der Geist Gottes; ‚Geist‘ ist der Heilige Geist, den wir als die dritte Person in Gott verehren. Er ist der Geist Christi, denn Christus war vom Geiste erfüllt. ‚Geist‘ ist aber auch die Wirkung, die er in uns entfacht. Und das ist das übernatürliche Leben, das ist die heiligmachende Gnade. ‚Im Geiste leben‘ heißt also, in der Gnade leben, in der heiligmachenden Gnade leben. Der ganze Mensch ist entweder im Fleische oder im Geiste. Ohne Christus hat der Mensch den Geist nicht. Da ist er Fleisch. Aber wenn er mit Christus zusammenwächst, da wird er Geist, denn Christus gibt denen, die mit ihm zusammenwachsen Anteil an seinem Geiste. Das besagt zunächst eine Erneuerung des Denkens, des Wollens, des Fühlens, denn die heiligmachende Gnade wirkt sich ja eben in einem anderen Leben aus. Außerdem zieht sie die aktuelle Gnade, die Wirkgnade nach sich. Und zusammen schaffen heiligmachende Gnade und Wirkgnade den neuen Menschen, den Menschen, der im Geiste, im heiligen Geiste lebt, ist also eine wirkliche Erneuerung, die in uns geschieht, wenn der Geist über uns kommt. Und noch etwas: Der Besitz des Geistes verbürgt die Vollendung im ewigen Leben. Der Geist ist die Anwartschaft, die Anzahlung. Und diese Anzahlung wird einmal zur vollen Auszahlung des Lohnes führen in der Ewigkeit.

Wer die Anwartschaft hat, dem folgt mit großer Sicherheit auch die Fülle des ewigen Lebens.

Das Leben im Geiste bedeutet deswegen ‚Leben‘, weil wir dadurch Kinder Gottes werden. Gott ist der Lebendige und wer zu ihm kommt, den macht er lebendig. Alle, die sich vom Geiste Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes. Die Kinder Gottes sind in eine enge Gemeinschaft mit Gott gekommen, die man nur als Kindschaft bezeichnen kann. Der Ertrag der Erlösung ist eben, dass wir Söhne und Töchter Gottes werden. Unser Verhältnis zu Gott ist so nahe, wie das eines Kindes zu seinem Vater. Christus hat uns zu seinen Brüdern gemacht und damit zu Kindern des ewigen Vaters. Er ist der naturhafte Sohn, Gott von Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wir sind Adoptiv söhne. Wir sind angenommene Söhne. Wir sind angenommene Töchter. Wir sind angenommene Kinder. Aber wir sind wahrhaft Kinder Gottes. Alle, die sich vom Geiste Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes. Und dieses Kindschaftsverhältnis zeigt sich, indem wir zu Gott sprechen dürfen: „Abba, lieber Vater.“

Das Wort ‚Abba‘ ist ein hebräisches, ein aramäisches Wort. Es wurde gebraucht im Familienkreis. Die Kinder sprachen ihren Vater als ‚Abba‘ an. Aber es wurde nicht verwendet, um das Verhältnis zu Gott zu bezeichnen. Diese Verwendung ist durch Christus in die Welt gekommen. Er nennt seinen himmlischen Vater „Abba, lieber Vater“. Und die Christen, die eben Brüder und Schwestern Jesu geworden sind, dürfen, wie er, sagen: „Abba, lieber Vater“. Es ist aufschlussreich, dass dieses hebräische Wort auch in den Gemeinden, die griechisch sprachen, Verwendung gefunden hat. Es sind ganz wenige Worte aus dem Hebräischen, die von den griechisch-sprechenden Christen übernommen wurden. Aber das Wort gehört dazu: „Abba, lieber Vater“. So wie das andere Wort: „Maranatha“. Komm Herr Jesus. „Maranatha“. Komm Herr Jesus. Ihr habt ja den Geist der Kindschaft empfangen, indem wir rufen: „Abba, lieber Vater.“ Und dieser Geist lehrt uns, richtig beten. Dass wir zu Gott rufen können und sprechen dürfen: „lieber Vater“, das bewirkt der Geist in uns. Wir ducken uns nicht wie Knechte vor einem Despoten, sondern wir treten frei und zuversichtlich Gott gegenüber, als dem Vater. Welche Wendung durch Gottes Fügung! Der Geist selbst bezeugt unserem Geiste, dass wir Kinder Gottes sind.

Die Ausleger verstehen diese Stelle verschieden. Der Geist selbst bezeugt unserem Geiste, dass wir Kinder Gottes sind. Die einen sagen, das ist nichts anderes als eine Erklärung der vorhergehenden Aussagen. Aber es gibt auch Erklärer, die meinen, nein, hier wird auch etwas Neues ausgesagt, nämlich, es gibt eine Unmittelbarkeit der Geistwirkung in uns, die uns bezeugt, dass wir Kinder Gottes sind. Also gewissermaßen, ein Impuls des Geistes, der uns klarmacht, wie wir zu Gott stehen. Eine Stimme, die in uns auftaucht, von Gott gesprochen, und unser Bewusstsein darauf lenkt, dass wir

Kinder Gottes sind. Wenn wir Kinder Gottes sind, hat das eine Folge, denn Kinder werden Erben. Wenn wir Kinder sind, so sind wir auch Erben. Erben Gottes und Miterben Christi. Hier geht also Paulus in das Erbrecht über und sagt, was im weltlichen Bereich gilt, das gilt schon längst im göttlichen Bereich. Wenn wir die Gewissheit haben, dass wir Kinder sind, dann haben wir auch die noch größere Gewissheit, dass wir erben werden. Wir werden erben das himmlische Erbe, wir werden erben die ewige Seligkeit. In Gemeinschaft mit Christus. Miterben Christi.

Freilich, und das ist in der heutigen Epistel leider Gottes nicht enthalten, freilich setzt das Erben mit Christus voraus, dass wir auch den Weg mit Christus gehen. Und was heißt das? „Wenn wir nämlich mit ihm leiden, um mit ihm auch verherrlicht zu werden.“ Also: Erben werden wir sein, aber nur dann, wenn wir denselben Weg gehen, wie Christus. Und was heißt das? Es ist der Weg der Leiden! Das ist untrennbar mit dem Christenstande verknüpft. Der schmerzliche Anteil an Christi Leiden verbürgt die Teilnahme an seiner Herrlichkeit. Also, die Leiden, die der Christenstand mit sich bringt: der Schmerz um eigene und fremde Sünde, die Not in der Versuchung, die Schmerzen des Kampfes, der Entbehren, der Verzichte, der Widerstand der Welt, die Verfolgung, das Märtyrertum. Das ist das Leiden mit Christus. Und das gibt dem christlichen Leben den Ernst, aber auch gleichzeitig die tiefe Freude und die hohe Hoffnung, dass wir in Gemeinschaft mit Christus auch das ewige Leben erben werden. Paulus hat diese Wahrheit wiederholt ausgesprochen. Ich erinnere an das schöne Wort im Philipperbrief: „Ihn möcht' ich erkennen und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft mit seinem Leiden.“ Ihn möcht' ich erkennen und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft mit seinem Leiden. „Ihm möchte ich im Tode ähnlich werden, um so zur Auferstehung von den Toten zu gelangen.“ Den Korinthern bekennt er: „Immerdar tragen wir das Todesleiden Christi an unserem Leibe.“ Immerdar tragen wir das Todesleiden Christi an unserem Leibe. Damit meint er seine Mühsale, seine Tag und Nacht betriebene Arbeit, seine Krankheit. Ich habe schon einmal erwähnt, dass manche Ausleger meinen, Paulus war Epileptiker. Er hat also unter diesen Anfällen, unter diesen schrecklichen Anfällen gelitten. Immerdar tragen wir das Todesleiden Jesu an unserem Leibe herum, damit auch das Leben Jesu an unserem Leibe offenbar werde, in der großen Erwartung, deren Erfüllung uns bevorsteht.

Meine lieben Freunde, die Epistel des heutigen Tages ist nicht einfach zu verstehen. Der Gegensatz von Fleisch und Leib ist aber eine Wirklichkeit, die man den Gläubigen nicht ersparen kann. Denn sie ist uns zutiefst und innerlichst zugegen. Wir spüren, wie wir im Geiste leben, aber wie das Fleisch immer wieder aufbegehrt. Darunter sind nicht nur die Triebe, wie der Nahrungstrieb und der Geschlechtstrieb gemeint, sondern alle diese bösen Neigungen zur Lieblosigkeit, zur Gehässigkeit, zur Abneigung, alles das ist damit gemeint. Das ist das Fleisch, das wir töten müssen, das getötet ist. Aber, das sich immer wieder regt. Wegen dieser Zusammenhänge, wegen der Wirklichkeit des Geistbesitzes, wegen der innigen Gemeinschaft mit Jesus Christus im Geiste, können die Christen ein Siegeslied anstimmen. Und das folgt bald darauf nach der Epistel, die wir heute gehört haben. Wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns? Er, der seines eigenen Sohnes nicht schonte, sondern ihn für uns alle hingegeben hat, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Wer soll Anklage erheben gegen die Ausgewählten Gottes? Gott? NEIN! Denn er ist es, der rechtfertigt! Wer wird verdammen? Christus Jesus? NEIN! Denn er ist es, der gestorben ist, der auch wiedererstanden ist, der zur Rechten Gottes sitzt, der für uns mit seiner Fürbitte eintritt! Wer wird uns also scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? In all dem überwinden wir durch ihn, der uns geliebt hat! Ich bin gewiss: Weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Höhe noch Tiefe vermögen uns zu trennen von der Liebe Gottes, welche ist in Christus Jesus, unserem Herrn!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Unsere Gotteshäuser

29.07.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ein Missionar im Kongo hat ein Buch über seine Erfahrungen unter den schwarzen Christen im Kongo geschrieben. Er erzählt darin folgende Begebenheit: Eine Schar von sechs Erstlingschristen im Alter von 12 bis 13 Jahren machte sich auf den Weg zum Gottesdienst. Sieben Stunden lang wanderten sie durch den Wald auf schmalen Pfaden. Als sie von dem Gottesdienst nach Hause zurückkehrten, wurden sie von Leoparden überfallen. Alle sechs wurden von den Tieren getötet. Der Missionar, der dann weiterziehen musste, fand ihre Leichen, und Jünglinge veranstalteten ein Begräbnis, indem sie Lianen von den Bäumen hieben und zu Tragbahnen verarbeiteten, und die sechs Knaben in ihr Heimatdorf brachten. Der Missionar sagte zu ihnen: „Ihr werdet künftig doch vorsichtiger sein und nicht mehr auf so gefährliche Weise zum Gottesdienst hinkommen?“ Da sahen ihn die Christen erstaunt an und sagten: „Was denkst Du von uns? Wir werden immer den Gottesdienst besuchen. Was ist ein Sonntag ohne Gottesdienst? Wenn wir Jesus lieben, dann müssen wir auch zu ihm gehen. Nur werden wir vorsichtiger sein als unsere Brüder. Wir werden in der Nacht Fackeln mitnehmen, die die Tiere abschrecken. Aber den Gottesdienst werden wir in jedem Falle besuchen!“

Diese Menschen, diese Christen im Urwald des Kongo, wussten um den Wert von Gotteshaus und Gottesdienst. In der Tat ist ein Gotteshaus schon als Bauwerk ein Lobpreis Gottes. Gotteshäuser sind Gott geschenkte Häuser. Gotteshäuser sind Gaben der Menschen an Gott. Das Gebäude – jawohl – das Gebäude soll Gott ehren, soll zeigen, wie groß die Gläubigen von ihm denken. Gestalt und Ausstattung des Gotteshauses sollen die Wertschätzung ausdrücken, welche die Gläubigen für Gott empfinden. So erklärt sich die Verwendung erlesener Materialien. So erklärt sich der Schmuck des Gotteshauses. So erklärt sich auch die Dimension des Gotteshauses. Manche fragen, warum hat man im Mittelalter, als so wenige Menschen waren, so riesenhafte Gotteshäuser gebaut, wie die Dome in Magdeburg oder Halberstadt? Die Christen wussten, dass sie mit ihren Gemeinden die Dome nicht füllen können, aber sie wussten, dass sie eine Gabe an Gott sein sollen. Deswegen haben sie so herrliche Bauten errichtet, die wir heute noch bewundern. Gott will man das Beste von den irdischen Schätzen schenken.

Gotteshäuser sind eine Gabe an Gott, aber auch ein Hinweis auf den Himmel. Sie sollen gewissermaßen ein Himmel auf Erden sein und sollen auf den Himmel, dem wir entgegengehen, verweisen. Sie sollen uns auf den Zustand aufmerksam machen, den wir erhoffen und den wir ersehnen. Das Gotteshaus soll den Menschen das Ziel vor Augen halten, das sie erstreben sollen, nämlich die Gemeinschaft mit Gott. Was sie hier glauben in diesem Gotteshaus, das sollen sie im Jenseits, im ewigen Himmel, schauen. Sie sind eine Mahnung: Es gibt ein ewiges Leben und diesem Leben gehen wir entgegen. Gotteshäuser sind also auch Hinweise auf die ewige Heimat.

Sie sind aber auch eine Heimstätte für die gegenwärtigen Gläubigen. Gotteshäuser werden errichtet, damit die Gemeinden ein Zuhause haben, einen Raum, wo sie ihren Gottesdienst halten können. Jede Kirche ist ein öffentlicher Raum, das heißt, ein jeder katholische Christ, woher er auch komme, hat das Recht, in dieses Gotteshaus einzutreten und in ihm zu beten. Der Gottesdienstraum soll so gestaltet sein, dass er die Gläubigen erhebt. Er soll sich von anderen Räumen unterscheiden durch seine Erhabenheit, durch seine Schönheit. Er soll aber auch die Gemeinde an ihre Würde erinnern. Die Gotteshäuser dienen der Verehrung Gottes, aber sie zeigen auch, was Gott an den Menschen getan hat, die er zu sich gerufen hat. Die Anglikaner haben deswegen ihre schönsten Kirchen in London in den Arbeitervierteln errichtet, um die Arbeiter, die in der Maloche schufteten, an ihre Würde als

Gotteskinder zu erinnern. Sie wollten den Arbeitern den Wert ihrer Persönlichkeit in Christus vor Augen führen.

Kirchen sind unterschieden von allen Räumen, die Menschen sich schaffen, von Werkstätten und Fabriken, von Wohnhäusern und Lauben. Sie blicken segnend auf die Menschen herab. Sie schauen auf die Wiegen und auf die Särge. Sie werden tief in der Erde verfestigt und streben nach oben. Viele Kirchen erhalten einen Turm. Der Turm der Kirche ruft eine Botschaft aus, nämlich „Sursum corda – empor die Herzen“. Der Turm kündigt die Andersartigkeit und die Erhabenheit Gottes über der Erde. Der Turm spricht von der Überlegenheit des Ewigen über das Zeitliche. Türme mahnen den Menschen an das überirdische Ziel. Sie warnen ihn vor dem Vergessen Gottes. Kirchtürme sind der erhobene Zeigefinger Gottes. Die äußere Erscheinung preist Gott, aber auch das Innere des Kirchenraumes. Hier soll sich die Kunst vereinen, um ein schönes Gebäude, einen schönen Raum zu schaffen, der die Menschen an Gott erinnert, an die ewigen Wahrheiten, an die Heilsgeschichte. Vor allem aber an unsern Herrn Jesus Christus. In jeder katholischen Kirche steht das Kreuz, denn wir wissen, durch das Kreuz hat Gott die Welt erlöst. Ich werde nie vergessen, wie ich einmal den Dom, den evangelischen Dom, in Basel besuchte. In dem ganzen Dom ist kein einziges Kreuz!

Im katholischen Gotteshaus ist aber nicht nur das Zeichen unseres Herrn und Heilandes. Im katholischen Gotteshaus ist die wirkliche Gegenwart unseres Herrn und Heilandes. Christus ist in der Menschwerdung einer von uns geworden. Aber er ist nicht nur gekommen – er ist geblieben und er bleibt bei uns im allerheiligsten Sakrament. Katholische Kirchen sind in Wahrheit Gotteshäuser. Unsere Kirche macht ernst mit der Menschwerdung des Gottessohnes. Die rote Lampe kündigt von seiner Gegenwart. Der englische Erzbischof Vaughan von London berichtet in seiner Lebensgeschichte von einer ergreifenden Begebenheit. Ein anglikanischer Geistlicher kam mit seinem sechsjährigen Töchterlein nach London. Er führte sie in eine katholische Kirche, und das Ewige Licht zog sofort die Aufmerksamkeit des Kindes auf sich. „Vater“, sagte es, „wozu ist diese Lampe da?“ Der Vater erwiderte: „Um, wie die Katholiken sagen, die Gegenwart Jesu anzudeuten, der hinter jener kleinen goldenen Tür wohnt.“ „Vater“, sagte das Kind, „ich möchte Jesus sehen!“ „Die Tür ist verschlossen, mein Kind, und Jesus ist von einem Schleier umgeben.“ „Ach Vater, ich möchte doch Jesus sehen. Hier könnte ich so gut beten.“ Dann führte er das Kind in die Kirche der Andersgläubigen. Das Kind stutzte und sagte: „Vater, warum ist hier keine rote Lampe?“ Der Vater war zunächst betroffen, bevor er eine Antwort fand. Und dann erwiderte er: „Weil hier Jesus nicht ist!“ Das Kind gab fortan keine Ruhe mehr; es wollte nur noch in eine Kirche gehen, wo Jesus ist. Der Vater hat nach langem Ringen seine hochbesoldete Stelle als anglikanischer Prediger aufgegeben und ist mit seiner ganzen Familie katholisch geworden. Er wollte dort sein, wo Jesus ist.

Jesus ist zugegen in unseren Gotteshäusern, aber er ist nicht allein. Wir dürfen zuversichtlich annehmen, dass die Menschen, die uns im Glauben vorangegangen sind, unserem Gottesdienst in geistiger Weise beiwohnen. Wir dürfen zuversichtlich hoffen, dass sie sich mit unserem Gottesdienst vereinen. Ja, wir dürfen dasselbe auch erwarten von den Seelen im Reinigungszustand. Auch sie werden mit uns das heilige Opfer feiern, bis sie ganz gereinigt Gott anschauen dürfen. Sicher sind wir, dass die heiligen Engel mit uns das Opfer begehen. In der Präfation sprechen wir es ja aus, dass wir Gott preisen und verherrlichen mit allen Scharen der Engel, mit allen Chören der Engel, mit Cherubim und Serafim und wie sie alle heißen. Die Engel sind bei uns, wenn wir das Opfer Christi feiern. Das ist keine Phantasie, das ist Inhalt unseres Glaubens. Gewiß gilt das Wort des König Salomon: „Die Himmel der Himmel fassen dich nicht, o Gott, um wieviel weniger das Haus, das ich dir gebaut habe.“ Das ist richtig. Die Kirche fasst Gott nicht, aber sie hindert nicht, dass er uns seine erhabene Gegenwart schenkt.

Gott bedarf nicht irgendeiner Wohnung auf Erden. Aber wir bedürfen dieser Wohnung. Wir brauchen die Gotteshäuser um des Segens willen, der aus ihnen über uns strömt. Hier empfängt jeder Anteil an den Gnadenschätzen, die der Allgütige in seiner Kirche hinterlegt hat. Hier erreicht uns das Wort des Lebens. Hier empfangen wir die heiligen Sakramente. Hier wird das Opfer Christi vollzogen in sakramentaler Gestalt. Hier dürfen wir an den Tisch des Lebens treten, die heilige Kommunion empfangen. Wer das alles bedenkt und wer es verinnerlicht, der weiß, dass der katholische Christ in der Freude lebt. In der Freude über das, was Gott ihm geschenkt hat. In der Freude auch über das

Gotteshaus, das ihm zur Heimat geworden ist. Ich war als junger Mensch in Sachsen. Damals gab es in diesem Lande ganz selten ein katholisches Gotteshaus. Wie war ich glücklich, als ich in Annaberg eine katholische Kirche fand.

Der Weltmensch, der Alltagsmensch, der Genussmensch, versteht nichts von dieser Freude. Er ist des idealen Aufschwungs nicht fähig. Aber – wie sollte jemand seine Glaubensfestigkeit, seine Überzeugungskraft, seine Opferwilligkeit behaupten, wenn er nicht immer wieder in der Kirche sie stärkt. Es gibt Leute die sagen, man kann auch zu Hause beten. Selbstverständlich, selbstverständlich kann und soll man zu Hause beten. Aber zu Hause kann man nicht so beten wie in der Kirche, wo eben viele Andächtige sich vereinen und einmütig Gott gepriesen wird. Ich war ein Junge von etwa 13, 14 Jahren, da sagte eines Tages der Physiklehrer zu mir: „Junge, lauf nicht den Pfaffen nach, glaub’ nicht an den schwarzen Schwindel. Wenn du beten willst, gehe in den Wald.“ Lieber Studienrat Senkpiel, so hieß er nämlich, im Walde kann man beten – selbstverständlich, aber im Walde findet man nicht das Opfer Christi.

Wenn wir das Gotteshaus betreten, dann kommen wir in eine andere Welt. Vom hl. Martinus wird berichtet, dass, wenn er ein Gotteshaus besuchte, ein Erzittern über ihn kam. Man fragte ihn, was das bedeutet. „Ja“, sagte er, „wie soll ich nicht erschauern, wenn ich hier vor Gott, dem König Himmels und der Erde, vor meinem Richter stehe? Wie sollte ich da nicht erschauern?“ So müssen wir also uns in entsprechender Weise verhalten im Gotteshause. Das heilige Schweigen beobachten, sofern nicht notwendige Dinge zu besprechen sind. Uns sammeln, die Gedanken zusammenführen zu unserem Gott und Herrn. Unsere ganze Haltung sollte edel und ernst sein. Man darf das Gotteshaus nicht in ein Versammlungslokal oder in einen Kinderspielplatz verwandeln. Ich halte es für verfehlt, im Gotteshaus Beifall zu spenden und in die Hände zu klatschen, auch wenn das heute im Dom zu Mainz geschieht. Ich halte es für verfehlt! Wir dürfen auch nicht Musik in die Gotteshäuser einführen, die besser in die Diskotheken passt. Hier gilt das Wort des Herrn an Moses: „Ziehe deine Schuhe aus, denn hier ist heiliges Land!“

Die gottlosen und die gottfernen Menschen wissen um die Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit der Gotteshäuser. Kirchen und Kirchtürme reizen sie, weil sie an Gott erinnern. Der Haß der Religionsfeinde trifft zwar immer zuerst die Gläubigen, aber er verschont die Stätten ihrer Andacht nicht. In der Zeit der Französischen Revolution wurden Hunderte von Kirchen profaniert, geschändet, verwüstet, niedergerissen. Die Figuren der Heiligen wurden verstümmelt, ihre Bilder zerfetzt, die Gräber aufgerissen. Unter der Herrschaft des Bolschewismus wurden zahllose Kirchen in Russland und in der ganzen Sowjetunion ihrem Zweck entfremdet, niedergelegt, als Badeanstalten oder Speicher verwendet. Heute, heute brennen in afrikanischen Kirchen, in afrikanischen Ländern, katholische Kirchen, die die Muslime angezündet haben. Im spanischen Bürgerkrieg haben die Republikaner viele Kirchen geschändet, verwüstet und niedergerissen. Aber ehe die Feinde die Gotteshäuser körperlich niederrissen, haben die Christen sie moralisch niedergezogen. Wodurch? Die Zahl der Messbesucher in Spanien schwankte zwischen zehn und zwölf Prozent. Ich weiß nicht, was dem Herzen Jesu schmerzlicher ist: Ein niedergebranntes Heiligtum, das die blinde Wut seiner Widersacher bezeugt, oder ein verlassenes Heiligtum, das Kunde gibt von der unentschuldbaren Missachtung der Gotteskinder. Der nachkonziliare Zusammenbruch ist an unseren Gottesdienststätten nicht spurlos vorübergegangen. Es hat zunächst in Holland begonnen, aber sich dann auf alle Länder Europas verbreitet. Kirchen werden überflüssig, brechen zusammen wegen der Leere, weil die Gläubigen nicht mehr den Weg zu ihr finden. Hunderte von Kirchen werden profaniert, anderen Religionsgemeinschaften übergeben, außer Dienst gestellt.

Die Feinde unseres Glaubens, in Vergangenheit und Gegenwart, wissen um die Bedeutung der Kirchen für die Bewahrung des Glaubens und für den Zusammenhalt der Christen. Deswegen suchen sie die Erbauung und die Ausschmückung katholischer Gottesdienststätten zu verhindern oder zu erschweren. In den Jahren, die ich in der DDR zugebracht habe, habe ich erlebt, wie das spätere Bistum Görlitz um eine Kirche, um eine Gottesdienststätte in der Stadt StalinStadt, heute Eisenhüttenstadt, kämpfte. Nach jahrelangen Bemühungen wurde der Kirche endlich ein Bauplatz außerhalb der Stadt zugestanden. In vielen Ländern ist die Errichtung katholischer Kirchen unmöglich, verboten. In

Saudi-Arabien leben Hunderttausende von katholischen Christen, den Philippinen, Indien, aber sie dürfen keine Kirche errichten. Bei uns dagegen wird eine Moschee nach der anderen gebaut.

Priester und Gläubige haben allezeit darauf gedrängt, dass eine Gemeinde, und sei sie noch so klein, eine Kirche oder eine Kapelle erhielt. Es gibt ergreifende Beispiele, wie sich Männer und Frauen bemüht haben, mit Arbeit, mit eigener Arbeit, mit eigener Mühe, ein Gotteshaus zu errichten. Wenn Sie nach Berlin kommen, dann besuchen Sie einmal die Kamillus-Kirche. Die Kamillus-Kirche ist von Arbeitern in ihrer Freizeit, am Abend errichtet worden. Auch heute werden noch Kirchen erbaut. In Leipzig steht die Probsteikirche im Bau. Sie ruft um Spenden auf und wir sollten, wenn wir können, uns daran beteiligen. In Görlitz wird die Kathedrale – notgedrungen – restauriert, denn sie steht vor dem Verfall. In Russland mühen sich die versprengten Glaubensbrüder, Kirchen zu errichten, mit größter Mühe und unter schweren Opfern. Der Kardinal Sodano ist vom Papst nach Kasachstan entsandt worden. In Kasachstan, also im fernen Osten, haben die Katholiken in Karaganda ihre Kathedrale erbaut. Kirchbau ist Gottesverehrung. Kirchbau ist Glaubensbekundung. Kirchbau ist Errichtung einer Heimstätte für unsere Glaubensbrüder. Die Gläubigen des Alten Bundes wussten um das Glück, in Jerusalem einen Tempel zu besitzen, den sie besuchen konnten und in dem sie beten durften. Es ist ja kein Zufall, dass die zwei Begebnisse aus dem verborgenen Leben Jesu, die uns in den Evangelien berichtet werden, beide in Jerusalem im Tempel spielen. In den Psalmen bricht sich die Freude am Tempel immer wieder Bahn:

„Wie freute ich mich, dass man mir sagte,
wir ziehen hinauf zum Hause des Herrn.
Um eines bitte ich, nur dies begehre ich,
dass ich im Hause des Herrn weilen darf,
alle Tage meines Lebens und schauen darf
die Lieblichkeit des Herrn.“

Meine lieben Freunde. Wenn wir die Gotteshäuser besuchen, wenn wir Gott unseren Dienst darbieten, wenn wir für unsere Mitmenschen den Segen des Himmels erleben, wir dürfen gewiß sein: wir werden nicht mit leeren Händen entlassen. Gott lässt sich an Großmut nicht übertreffen. Was wir aufwenden, zahlt er hundertfach, tausendfach zurück.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Wille ist frei

05.08.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Sind die Menschen heute schlechter als früher? Es ist schwer, diese Frage zu beantworten. Aber eines ist sicher: Sie sind schwächer als frühere Generationen. Diese Schwäche erklärt sich aus mehreren Ursachen. Einmal durch die Kraft der Verführung, die in den letzten Jahrzehnten enorm gewachsen ist. Viele Sicherungen, viele Schutzwälle, viele Wehren sind entfallen. Und so stürmen die Versuchungen, die Verlockungen, die Reize ungehemmt auf die Menschen ein und zermürben sie. Dazu kommt, dass der Wille der Menschen heute mit Sicherheit weniger geübt wird als in früheren Zeiten. Wenn ich an meine Schulzeit zurückdenke, da sehe ich den erheblichen Unterschied zu den heutigen Schulkindern. Was mussten wir beispielsweise im Sport leisten. Da wurde unerbittlich von uns gefordert, dass wir bestimmte Übungen in einem bestimmten Alter vollbringen. Und wer sie nicht vollbrachte, der bekam eine schlechte Note. Wenn ich heute von Sport höre, da wird alles Mögliche getan, aber es werden keine bestimmten, präzisen Forderungen an die Jungen und die Mädchen gestellt. Das ist aber eine wichtige Schule des Willens. Die Forderung fordert den Willen heraus. Und wenn der Mensch nicht gefordert wird, dann geht er unweigerlich den Weg der Bequemlichkeit.

Die Willensschwäche ist ein Kennzeichen unserer Zeit. Die Menschen sind leicht geneigt, sich zu entschuldigen: Ich bin halt so, bin halt so veranlagt, ich kann nicht anders! Und doch hat uns Gott einen freien Willen gegeben. Ein hungriges Tier muss, wenn es Nahrung findet, fressen. Ein Feuer muss brennen, wenn der Stoff dafür da ist. Aber der Mensch kann, auch wenn alle zu einer Handlung notwendigen Bedingungen vorhanden sind, dennoch diese Handlung unterlassen. Der Mensch besitzt die Willensfreiheit. Willensfreiheit besagt negativ, die Freiheit von äußerem Zwang und von innerer Nötigung. Der Mensch besitzt die aktive Indifferenz, zu handeln oder nicht zu handeln, so oder anders zu handeln. Positiv besagt die Willensfreiheit die Fähigkeit der Selbstbestimmung für die Fülle der Möglichkeiten menschlicher Wesensentfaltung, die als Motive vor den Menschen treten. Willensfreiheit bedeutet selbstverständlich nicht die Fähigkeit zu ursachlosem Wollen, zu motivlosem Wollen. Motivloses Wollen gibt es nicht. Der Mensch handelt immer auf Grund von Beweggründen – Motiven. Und diese Motive üben ohne Zweifel einen gewissen Einfluss auf das Handeln aus. Ohne Beweggrund keine Lernbetätigung. Aber dieser Beweggrund ist nicht ein eindeutiges Müssen, bedeutet vielmehr einen Anreiz für Überlegung, Auswahl und Entscheidung. Motivierung bedeutet nicht innere Nötigung, nicht Unfreiheit der Willensentscheidung. Willensfreiheit besagt auch nicht, dass der Wille nicht von den Motiven intensiv beeindruckt und gezogen werden könnte, dass er ihnen etwa gleichmütig gegenüberstehe. Nein: Die Motive üben einen Einfluß aus, aber sie zwingen nicht. Der Mensch hat Macht über die Motive. Er gibt sich die Motive durch Nachdenken, er wählt unter den Motiven aus, er verwirft das eine und nimmt das andere an. Das Überlegen und das Schwanken vor dem Entschluss ist ein Zeichen dafür, dass der Mensch so oder anders handeln kann. Der große Seelenforscher, der Arzt Bier, der ein Buch über die Seele geschrieben hat, schreibt einmal: „Der Wille wird nicht durch Ursachen, sondern durch Motive in Gang gesetzt. Willensvorgänge laufen nicht nach Ursache und Wirkung, sondern nach Motiv und Handlung ab. Dabei wird das Motiv zur Ursache der Handlung.“

Die Willensfreiheit kann mannigfachen Hemmungen unterliegen. Seelische Verwundungen, Verdrängungen, Fehlentwicklungen, ungünstige Erziehungs- und Umwelteinflüsse wirken oft hemmend auf die Motivierung und damit nachteilig auf die Willensentscheidung. Willensfreiheit besagt auch nicht, dass die Menschen immer tatsächlich frei handeln wollen. Viele Handlungen des Alltags geschehen ohne jede Erwählung der Motive. Man ist es eben so gewohnt und so macht man es. Wollen

ist nur möglich aufgrund vorangehender Erkenntnis eines Wertes, von etwas Gutem. Dabei wird die Willensfreiheit gehemmt durch jede Herabminderung der Denktätigkeit, also Schlaf, Suggestion, Hypnose, Trunkenheit, Drogenkonsum. Leidenschaften und heftige Gemütsbewegungen engen das Bewußtsein ein und beschränken die Wahlmöglichkeiten. Gefühls- und Triebschwäche vermag energische Entschlüsse zu verhindern. Das alles sei zugegeben. Es ist möglich, in manchen Fällen spätere Willensentscheidungen von Personen mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusagen. Man kennt den Charakter, man kennt die Neigungen, man kennt die Situation, und so weiß man, wie der Mensch wahrscheinlich in einer bestimmten Lage handeln wird. Aber diese Tatsache spricht nicht gegen die Willensfreiheit, sondern sie erklärt sich daraus, dass die Menschen eben in vielen Fällen das wählen, was ihrer Gewohnheit, ihrem Dauervermögen und ihrer Situationserwägung entspricht. Ein Argument gegen die Willensfreiheit ist darin nicht zu finden. Es bleibt dabei: Der Mensch ist frei, und wäre er in Ketten geboren.

Aber diese Willensfreiheit wird heute stark, und viel stärker als früher, von vielen geleugnet. Es sind ganze Rotten von Psychologen, von Philosophen, welche die Willensfreiheit bestreiten. Schon im vorigen Jahrhundert gab es einen solchen Arzt und Philosophen – Cesare Lombroso. Dieser Italiener ist der Urheber einer Denkrichtung, die man als den materialistischen Determinismus bezeichnet. Cesare Lombroso erklärte: Die Ursache von Verbrechen liegt in erblichen, körperlich-seelischen Anlagen des Täters. Der Täter handelt nicht frei, nicht schuldhaft, sondern gezwungen von seinen Anlagen. Und diesen Grundsatz wollte er zum obersten Gesichtspunkt in Strafprozessen erhoben wissen. Die Strafrechtslehre ist ihm nicht gefolgt, sonst müsste sie sich nämlich aufheben. Aber dass solche Gedanken auch heute unerschrocken und öffentlich vorgetragen werden, daran ist kein Zweifel. Nach diesem Determinismus, also nach der Notwendigkeitslehre, wenn wir so sagen können, sind die Entscheidungen des Menschen nur vermeintlich frei. In Wirklichkeit sind sie durch das vorbereitende Gesamtgefüge aller Bedingungen – Vererbung, Erlebnis, Umwelt – bestimmt. Der Determinismus sieht in den angeblich freien Handlungen des Menschen nur das notwendige Ergebnis äußerer und innerer, vom Handelnden unabhängiger Faktoren. Man muss zugeben, dass diese Lehre in gewisser Hinsicht sehr bequem ist. Sie vermag alle Schurkerei und Nichtsnutzigkeit, alle Ungerechtigkeit und alle Unzucht zuzudecken und zu entschuldigen. Der lüsterne Lebemann, vor dem keine Frau sicher ist, kann sagen: Ja, ich bin halt so! Der Junge und das Mädchen, die von einer Gemeinheit in die andere fallen, reden sich heraus: Ich kann ja nichts dafür, ich bin nun einmal so. Hunderte von Fürsorgezöglingen und Gefängnisinsassen sagen: Ich kann nichts dafür!

Gewiss spielt das Erbgut bei den Handlungen des Menschen eine Rolle. Jeder erbt von seinen Vorfahren eine gewisse Veranlagung. Die Ähnlichkeit im äußeren Erscheinungsbild, im Gesicht, in der Gestalt, in der Statur, hat ihre Entsprechung in einer Ähnlichkeit des Charakters. Eine Beeinflussung der Willensfreiheit durch Vererbung ist nicht zu bestreiten. Es ist damit aber kein Zwang gemeint, sondern es ist damit eine bestimmte Reaktionsbereitschaft ausgesagt, eine Anlage, in bestimmten Situationen in gleichbleibender Weise zu handeln. Es werden nicht erworbene Eigenschaften vererbt, es werden auch nicht Neigungen zu bestimmten Fehlern oder Einzelakten vererbt, sondern vererbt werden Körperanlagen und stimmungsmäßige oder affektive Reaktionstendenzen. Das ist das Wort: Reaktionstendenzen, also Neigungen, in einer bestimmten Weise zu reagieren; gewisse psychische Dispositionen, zum Beispiel Empfindlichkeit, Erregung, Niedergeschlagenheit. Vererbt wird ein Grundfunktionsgefüge, wie vitale Energie, schwache oder starke Ansprechbarkeit des Gefühls, Beweglichkeit der Aufmerksamkeit, Stärke oder Schwäche der Nachdauer von Eindrücken, das alles kann vererbt werden. Aber dadurch wird die Willensfreiheit nicht aufgehoben. Die Herrschaft des Geistes über die schicksalhafte Naturgebundenheit der Triebsebene bleibt bestehen. Der Geist vermag die somatischen Grundlagen zu lenken und ihre Betätigung sittlichen Werten zu unterstellen. Der Mensch ist fähig, gegen seine Neigung zu handeln. Er spürt den Zug nach unten – und wer spürt ihn nicht von uns? Er spürt den Zug nach unten, aber im Gewissen wird er gemahnt, ihm nicht nachzugeben. Vererbung ist kein auswegloses Schicksal! Es ist dem Menschen aufgegeben, an sich zu arbeiten, seine Anlage zu formen oder zu überwinden.

Zugegeben sei auch, dass Einflüsse der Umgebung, der Erziehung, besonders in den ersten Lebensjahren, oft bestimmend auf das ganze Leben einwirken und die Betätigung des freien Willens be-

einflussen können. Die Menschen werden in bestimmtem Umfang geformt. Daran ist kein Zweifel. Und die Leugner der Willensfreiheit berufen sich dabei auf die Moralstatistik. Was ist eine Moralstatistik? Nun, das ist die zahlenmäßige Erfassung und wissenschaftliche Verwertung regelmäßiger Erscheinungen des sittlichen Lebens. Wie viele Ehebrüche vorkommen, wie viele Morde, wie viele Diebstähle, wie viele Raubüberfälle. Und man sagt: „Da sieht man es ja, dass die Menschen nicht frei handeln, sondern dass sie von den Lebensverhältnissen geformt, gezwungen werden.“ Was ist zu dieser Ansicht zu bemerken? Meine lieben Freunde! Charakterliche und rassische Anlagen, Klima und Jahreszeiten, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse üben einen Einfluss auf sittliche Abwegigkeiten aus, der sich in einer bestimmten Regelmäßigkeit kundgibt. Ich erinnere zum Beispiel daran, dass Selbstmorde im Sommer häufiger sind als im Winter. Man sollte das Gegenteil annehmen. Nein, Selbstmorde sind im Sommer häufiger als im Winter! Die auffallende Regelmäßigkeit unsittlicher Handlungen je nach Rasse, Volk, Stand, Klima, Jahreszeit, Alter, Bildung, Anlage, Religion – deutet auf die Abhängigkeit des menschlichen Handelns von der Umwelt hin. Es ist keine Frage, dass das Milieu die Menschen beeinflussen und formen kann. „Schlechter Umgang verdirbt gute Sitten“, sagt der Volksmund. Die Menschen lassen sich gern von anderen bestimmen, fortreißen, verführen. Was die anderen tun, das ahmt man nach. Man fühlt sich dadurch entlastet. Eben, weil es die anderen tun. Man ist nicht mehr allein mit seinem Handeln. Anpassung ist aber kein Argument gegen die Willensfreiheit. Sie ist gewollt, und zwar deswegen gewollt, weil sie so bequem ist. Die Moralstatistik beweist nur, wie ähnlich die Menschen sich sind. So ähnlich, dass sie unter bestimmten Verhältnissen dem stärkeren Antrieb nachgeben. Die Statistik lehrt, dass die geschwächte Menschennatur gegenüber stärkeren Versuchungen besonders gefährdet ist und ihnen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit unterliegt.

Wir haben es ja, meine lieben Freunde, in den vergangenen Jahrzehnten erlebt, wie die Menschen von ihrer Umwelt geformt werden. In der Zeit des Dritten Reiches sprach man von den „Märzgefallenen“. „Märzgefallene“ – was sind das? Das waren die vielen Tausende, Zehntausende, Hunderttausende, die im März 1933 in die Nationalsozialistische Partei eintraten – mitgerissen vom Sog der Regierung und ihrer Organisationen. Die „Märzgefallenen“. Die Zahlen beweisen das von äußeren Voraussetzungen abhängige, den Umständen angepasste Verhalten der Menschen. Sie sprechen nicht gegen die Willensfreiheit, sondern sie zeugen für die Feigheit der Menschen. Sie mögen nicht gegen den Strom schwimmen, sie wollen nicht auffallen, sie wollen Ruhe haben. Ein zwingender Einfluß der äußeren Umstände auf das menschliche Handeln wird dadurch nicht bewiesen. Mein Vater war auch Beamter, aber er ist nicht in die Partei eingetreten. Die Zahlen der Moralstatistik bezeugen nicht das unfreie Handeln des Menschen, denn sie geben keinen Aufschluß über das seelische Zustandekommen der menschlichen Handlungen. Die gleiche äußere Erscheinung kann frei oder unfrei zustande kommen. Die hier ins Feld geführte Regelmäßigkeit entspringt aus dem jetzigen Zustand unserer durch die Erbsünde geschwächten Natur. Diese Natur tut immer gern das, was den Sinnen schmeichelt, was ihr die geringsten Lasten auferlegt.

Jede deterministische Konstruktion vergewaltigt die Wirklichkeit, sie scheitert an dem Bewusstsein des Menschen. Dieses Bewusstsein bezeugt ihm: Ich muss für mein Wollen und für mein Wählen einstehen. Wir haben das Bewusstsein, dass wir durch Selbstentscheidung selbstursächlich bestimmen können, was wir tun und was wir lassen. Das Freiheitsbewusstsein in und vor und nach dem Willensentschluss ist eine derart allgemeine und faktisch unüberwindliche Tatsache, dass sie sich nicht etwa aus bloßer Selbsttäuschung oder Unkenntnis von bestimmten Beweggründen erklären läßt, sondern nur aus der Tatsache der Willensfreiheit. Die Überlegung und das Schwanken vor dem Entschluß, die Reue, die Gewissensbisse, die freudige Erhebung nach dem Willensakt, der eine Überwindung darstellte, insbesondere das sittliche Gesetz im Gewissen, der kategorische Imperativ, das alles ist ohne Freiheit unverständlich. Der Mensch ist nicht in die Nötigung der Naturgesetze eingeschlossen. Es gibt keine Physik des Wollens. Das Gesetz der geschlossenen Naturkausalität übersieht, dass das Kausalgesetz für jedes Geschehen nur einen hinreichenden, nicht aber einen nötigen Grund fordert, und dieser hinreichende Grund, das kann auch eine sich selbstbestimmende Ursache sein. Die Person ist nicht in die Naturkausalität eingeschlossen. Der Geist hat die Kraft der Selbstbestimmung.

Die Geschichte bestätigt, dass das Menschengeschlecht zu jeder Zeit unbeirrbar an der grundsätzlichen Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit des Menschen festhält und dass diese auf die Wahl- und Entscheidungsfreiheit zurückgeführt wird. Begriffe wie Gut und Böse, Recht und Unrecht, Tugend und Sünde, Schuld und Sühne, Lohn und Strafe behalten ihren Sinn nur dann, wenn es Freiheit gibt. Jede Strafe wäre ungerecht, wenn der Mensch keinen freien Willen hätte, das heißt, wenn er notwendig sowohl das Gute wie das Böse tun müsste. Der weise Pythagoras, den wir ja alle in unserer Jugend kennengelernt haben, der weise Pythagoras hat das schöne Wort gesprochen: „Es ist das Größte im Menschen, die Seele zum Guten oder Bösen zu bestimmen.“ Es ist das Größte im Menschen, die Seele zum Guten oder zum Bösen zu bestimmen. Die Heilige Schrift lehrt uns die Willensfreiheit. Gott spricht zum Volke Israel: „Ich habe dir vorgelegt Tod und Leben, Segen und Fluch. So wähle denn das Leben.“ Im Buche Sirach steht der Satz: „Wenn du willst, kannst du die Gebote halten. Treue üben, hängt von deinem freien Willen ab.“ Und dem reichen Jüngling sagt Jesus: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!“ Das könnte er nicht sagen, wenn der Jüngling nicht fähig wäre, sie zu halten. Die Kirchenväter lehren einmütig die Willensfreiheit des Menschen. „So sehr ist die Sünde ein freiwilliges Übel, dass es überhaupt keine Sünde gibt, wenn sie nicht frei gewollt ist“, sagt Augustinus. Die Willensfreiheit wird auch durch die Gnade nicht aufgehoben. Es ist nicht so, wie Martin Luther sagt: „Der Mensch wird entweder von Satan oder von Gott geritten.“ Nein – so ist es nicht! Der Mensch kann der Gnade widerstehen. Und die Gnade befähigt den Menschen frei zu handeln. Ja, das ist es gerade, dass Gott uns die Freiheit schafft. Er schafft die Möglichkeit, frei zu handeln. Das Lehramt der Kirche hat immer unverrückbar an der Willensfreiheit festgehalten. Im Konzil von Trient hat es gegen die Glaubensneuerer erklärt: „Der freie Wille ist im Menschen durch den Sündenfall nicht vernichtet worden“, wie Luther behauptet. „Jedoch wurde er in seiner Kraft geschwächt und zum Bösen geneigt.“ Das ist es. Nicht vernichtet, aber geschwächt und zum Bösen geneigt. Durch Übung und Selbsterziehung kann der Mensch dem Bösen widerstehen, sich aus dem Schlamm herausarbeiten. Und viele haben es getan! Im Kampf gegen Leidenschaft und Sünde haben sie sich allmählich überwunden und trotz der Schwäche ihrer Natur sind sie zur wahren Freiheit der Kinder Gottes emporgestiegen. Ein eindruckliches Beispiel ist der hl. Augustinus, der ein Sündenleben geführt hat und schließlich zum großen Heiligen der Kirche wurde.

Nein, meine lieben Freunde! Die Willensfreiheit ist eine wunderbare Gabe unseres Gottes. Wir wollen uns ihrer bedienen zu unserem Heile und zum Wohle unserer Menschen.

„Ein Wort ist stark und mächtig,
spricht's einer ernst und still;
die Sterne reißt's vom Himmel,
das Heldenwort: Ich will!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Sinn und Zweck der heiligen Zeichen

12.08.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Und er nahm den Taubstummen beiseite, legte seinen Finger in dessen Ohren und berührte die Zunge mit Speichel. Er sah zum Himmel auf, seufzte und sprach: „Effata – tu dich auf!“ Jesus hatte es nicht nötig, Zeremonien zu gebrauchen, wenn er mit der Kraft seiner göttlichen Allmacht und mit der Liebe seines göttlichen Herzens einen Kranken gesund machte. Der Aussätzige sprach mit Recht zu ihm: „Wenn du willst, kannst du mich gesund machen!“ Es kommt allein auf seinen Willen an, denn im Willen ruht seine Kraft. Dementsprechend sagte Jesus dem Aussätzigen: „Ich will, sei rein!“ Und der Aussätzige wich von ihm. Obwohl es also allein auf seinen Willen ankommt, gebraucht der Herr sichtbare Zeichen und Worte, mit denen er die Kranken heilte. Kraft strömt von ihm aus, wenn man nur den Saum seines Gewandes berührt. Kraft strömt von ihm aus, wenn er die Kinder segnet. Der Herr war auf solche Äußerlichkeiten seines Heilstuns nicht angewiesen, aber den Hilfesuchenden tat sie wohl und sie tat ihnen auch not, denn der Mensch ist nun einmal so veranlagt, dass über die Sinne, über das Sinnfällige und über das Sinnliche die Erkenntnisse in seinen Geist strömen. Der Weg jeder menschlichen Erkenntnis geht über die Sinne. Erst recht müssen die Sinne eine Brücke sein zum Unanschaulichen, zum Göttlichen, zum Jenseitigen. Wo der Mensch Heiliges erfassen will, da muss es sich ihm in heiligen Zeichen darbieten. Darum schreibt der hl. Augustinus einmal: „Es gibt keine religiöse Gemeinschaft auf Erden, ob es eine richtige oder eine falsche ist, die nicht die gemeinsame Teilnahme an Zeichen zu ihrem Inhalte hat.“ So ist es auch in unserer Kirche. Man hat die katholische Kirche „versinnlichten Geist“ genannt. Und das ist nicht ganz falsch, auch wenn es manche nicht in Bewunderung, sondern in Missachtung sagten. Wer eine rein geistige, ganz aller äußeren Zeichen bare Religion als Ideal anpreist, der erhebt sich über unsern Heiland Jesus Christus und zeigt sich als menschenfremd und weltfremd, als naiv, weil er sich über den Herrn erhebt.

Der Herr spendet nicht nur körperliche Wohltaten in äußeren Zeichen, sondern auch die Gnadengeschenke werden uns durch äußere Zeichen vermittelt. Die Gliedschaft in seiner Kirche geschieht durch die Übergießung mit Wasser und das Aussprechen der heiligen Worte. Und die Gemeinschaft der Heiligen auf Erden wird zusammengefügt durch eine Speisung, durch die Speisung mit seinem Leibe, die der Herr uns gewährt. In einem heiligen Mahle werden wir zu einer Gemeinschaft zusammengefügt. Wie sinnvoll und ergreifend sind die Zeichen, die der Herr uns vermacht hat. Die Kirche hütet sie – sieben dieser Zeichen, die wir als Sakramente bezeichnen. Sakramente sind heilige Zeichen, die durch die Macht Christi Gnade dem Empfänger verleihen, wenn er entsprechend vorbereitet, disponiert ist. Die Verbindung eines äußeren Zeichens mit innerer Gnade kann nur durch Christus geschehen. Deswegen ist der Kreis der sieben Sakramente abgeschlossen. Wir können nicht ein achttes oder neuntes hinzufügen, sondern es sind nur sieben, die der Herr auserwählt hat, um in ihnen äußeres Zeichen und innere Gnade zu verbinden. Aber die Kirche hat einen anderen Weg gefunden, um durch ihr Gebet den Menschen Gnade zu vermitteln. Sie hat sichtbaren Dingen und Handlungen eine geistige Bedeutung gegeben und erfleht ihnen eine geistige Kraftausstrahlung durch ihr Gebet. Die beiden Dinge hat sie getan: Eine geistige Bedeutung Handlungen und Gegenständen zuerkannend und erfleht durch ihr Gebet den Gebrauchenden, den Empfängern Gnade. Die Kirche nennt die wichtigsten von ihr eingesetzten Zeichen Sakramentalien, gewissermaßen „kleine“ Sakramente. Es sind heilige Dinge und heilige Handlungen. Sakramentalien sind Gegenstände oder Handlungen, deren sich die Kirche in einer gewissen Nachahmung der Sakramente bedient, um kraft ihrer Fürbitte vor allem geistliche Wirkungen zu erlangen. Um kraft ihrer Fürbitte vor allem geistliche Wirkungen zu erlangen.

Die Sakramentalien bestehen aus zwei großen Gruppen: Aus heiligen Handlungen und heiligen Gegenständen. Die Handlungen sind entweder Beschwörungen oder Segnungen oder Weihungen. Durch die Beschwörung soll eine Person oder eine Sache dem Einfluss des bösen Geistes entzogen werden. Die Kirche nimmt das Böse ernst. Und deswegen hat sie Beschwörungen, Exorzismen eingesetzt, die eine Person oder Sache dem Einfluss des Bösen entziehen soll. Die Segnungen sind entweder invokativ oder konstitutiv. Invokativ, das heißt anrufend, erbittend; konstitutiv heißt mitteilend, begründend. Invokativsegnungen sind solche, in denen der Segen Gottes für eine Person erfleht wird. Zum Beispiel der Reisesegen. In der Konstitutivsegnung wird über einen Gegenstand der Schutz Gottes herabgerufen und derselbe dem profanen Gebrauch entzogen. Zum Beispiel eine Medaille. Noch höher steht die Weihung oder Konsekration. Hier wird ein Gegenstand von der Kirche durch heilige Salbung unwiderruflich und feierlich dem profanen Gebrauch entnommen und für den gottesdienstlichen Gebrauch bestimmt. Eine Kirche wird konsekriert. Gegenstände, heilige Gegenstände sind Ihnen bekannt: Kreuze, Statuen, Medaillen, der Rosenkranz, das Skapulier, die Kräuterbüschel, die wir am kommenden Mittwoch weihen werden; das sind solche heilige, geheiligte Gegenstände. Der häufigste dieser Gegenstände ist das Weihwasser. Das Weihwasser hat eine dreifache Bedeutung. Es soll uns an die Taufe erinnern, denn mit Wasser wurden wir getauft. Es soll den bösen Feind abwehren, weil wir dabei den Dreifaltigen Gott anrufen. Und es soll Gottes Segen erlehen. Als der Dichter Clemens Brentano nach langer Irrfahrt zum Glauben seiner Kindheit zurückgefunden hatte, da wollte er den Ernst und die Tiefe seiner Bekehrung gerade in der Hochschätzung der kleinsten kirchlichen Zeichen kundtun. So bat er, als er in Frankfurt ankam, seine Schwägerin um ein Weihwasserkesselchen und erklärte sein Ersuchen mit den Worten: „Siehst du, wenn ich in der Nacht wach werde, greife ich gleich nach dem Weihwasser und segne mich. Das tröstet mich. Und dann kann ich besser für mich und alle Sünder bitten und für die ganze Welt und sie segnen.“ Im Weihwasser, meine lieben Freunde, begegnen sich die erlöste Seele und die erlöste Natur im Zeichen des Kreuzes.

Wenn die Kirche als Gesamtheit den Einzelnen mit Segnungen und Gnade bereichern will, muss dieser auch empfänglich sein. Er muss sich innerlich aufschließen. Er muss sich bereiten und seinerseits bitten, dass ihm die fromm hingegenommene Gabe der Kirche zum eigenen Gewinn und Nutzen für Zeit und Ewigkeit gereiche. Wenn also der Katholik gläubig und andächtig das Weihwasser nimmt, wenn er geweihte Palmzweige oder Kräuterbüschel in seiner Wohnung aufsteckt, wenn er den Blasiussegen empfängt, um sich vor Halskrankheiten zu schützen, wenn er in seinem Wagen das Bild des Riesen Christophorus anbringt, wenn er eine geweihte Muttergottesmedaille um den Hals trägt, dann will er nichts anderes damit ausdrücken, als dass er sein schwaches Gebet vereinigt mit dem mächtigen Fürbittgebet der ganzen Gemeinschaft der Heiligen. Das ist es: Er vereinigt sein flehendes Rufen mit dem Rufen der ganzen Gemeinschaft der Heiligen, damit Gott ihn hört und in den Nöten unterstützt. Der Beitrag des Menschen zur Erlangung göttlicher Hilfe ist unentbehrlich und unersetzlich. Der tote Gegenstand allein bewirkt nichts. Die Sakramentalien sind Gnadenmittel, nicht Talismane. Wer von einer geweihten Medaille einen unfehlbaren Schutz erwartet, unabhängig von seiner vielleicht Gott abgewandten Gesinnung und von seinem sündhaften Seelenzustand, der gleicht einem Autofahrer, der an seinem Wagen ein Hufeisen anbringt und meint, dadurch geschützt zu sein.

Die heiligen Zeichen offenbaren unser religiöses Leben. Sie stützen es aber auch. Sie wecken es. Und sie steigern es. Sie sind eine Schutzwehr für die innersten Leistungen der Seele in Glaube, Hoffnung und Liebe. Unsere Kirche hat den Hochmut von einzelnen oder auch die Volksverachtung ganzer Religionsgemeinschaften niemals mitgemacht, die nur rein geistig die Menschen zu erreichen versuchen. Die Kirche weiß, dass viele Menschen durch das sinnliche und durch das sinnhafte Element zum Geistigen erhoben werden. Als die schottische Königin Maria Stuart zur Hinrichtung geführt wurde, da hatte sie in ihrer Hand ein Kruzifix, das sie küsste. Der protestantische Offizier, der sie begleitete, war taktlos genug, es ihr zu verweisen. „Madame, nicht in der Hand, im Herzen muss man Christus tragen!“ Die Königin antwortete ihm ernst und würdevoll: „Mylord, es ist gut, sein Bild in Händen zu haben, um ihn desto sicherer im Herzen zu tragen!“

Die ganze Skala edler Gefühle, deren ein Menschenherz fähig ist, wird durch heilige Zeichen zum Erklingen gebracht. Denken Sie an den wunderbaren Brauch, am Feste des hl. Johannes, Wein zu weihen und dabei zu sprechen: „Trinke die Liebe des heiligen Johannes.“ Es kommt also nicht auf das

irdische Getränk an, sondern auf das, was damit gemeint ist – die Liebe. Die sündige Weltliebe ist vor der göttlichen Liebe, die uns die Gnade vermittelt, entflohen. Unzählig sind die sinnbildlichen Zeichen, deren sich die Kirche in ihrer großen Erziehungsaufgabe bedient. Allsonntäglich haben wir diese Zeichen vor Augen. Wir sehen die Kerzen am Altar. Sie erinnern uns an das Ewige Licht, an das Licht, das Christus ist. Wir sehen die rote Lampe. Sie ist wie ein Vorbeter. Sie ermuntert uns, in der Zwiesprache mit dem gegenwärtigen Herrn zu bleiben. Der Weihrauch beim feierlichen Hochamt ist ein Sinnbild der Gebete, die wie Weihrauch zu Gott emporsteigen sollen. Die Kirchenfarben sind sprechende Symbole, die uns immer wieder ewige Wahrheiten vor Augen führen. Der Ernst der sehnsüchtigen Erwartung und die Buße werden vorgebildet in der violetten Farbe: Ernst der Erwartung und Buße des Lebens. Das schimmernde Weiß der Hochfeste erinnert uns an die Herrlichkeit des Herrn (er wurde verklärt auf dem Berge Tabor), und an die Reinheit der Heiligen. Die grüne Farbe bildet die sprossenden Saaten ab und erinnert uns daran, dass wir einem ewigen Frühling entgegengehen, einem nie endenden ewigen Leben. Im tiefen Schwarz werden wir gemahnt, dass der Tod entscheidet, ob ewige Freude oder ewige Pein unser Los sein wird. Sie ist auch Zeichen der Trauer, am Sterbetag des Herrn und aller derer, die uns im Tode vorangegangen sind. Wie vieles aus dem schönen Bereich der heiligen Zeichen könnten wir noch nennen: Die Weihnachtskrippe, die Dreikönigsbräutche, die Flurumgänge, den Maialtar, die Osterspisen, die Wetterkerze, Allerseelenlichtlein, sie alle erhellen mit einem Strahl unser irdisches Leben, indem sie auf Gott verweisen. Gewiss gibt es auch innere und innerste Frömmigkeit, die nach außen nicht sichtbar wird. Aber ist nicht schon der gesammelte Ausdruck eines Menschen, der betet, genug Zeichen eines geistigen Geschehens? Erst recht gilt dies von der Gebetshaltung, wenn man die Hände faltet. Die Händefaltung bedeutet, dass wir vor Gott gebunden und dass wir von ihm gänzlich abhängig sind und dass wir uns ihm ergeben. Im Knien drücken wir die demütige Erwartung der göttlichen Hilfe aus und auch unsere Unwürdigkeit und Unterworfenheit unter Gott. Das Aufgeben des Kniens, meine lieben Freunde, in unserer Kirche ist ein verdächtiges Zeichen. Im Ausbreiten der Arme, wie es der Priester bei der heiligen Messe übt, liegt eine Nachahmung des gekreuzigten Heilandes vor. Die Messe ist ja die sakramentale Gegenwärtigsetzung des Kreuzesopfers, und da ziemt es sich, dass der Priester die Wirklichkeit des Heilandes auch in einem Zeichen nachahmt. Das Senken des Hauptes und das Klopfen an die Brust zeigen, dass ein Herz zerknirscht und schuldbewußt ist und innig um Hilfe ruft. Was wirklich in der Seele Leben hat, das wird unfehlbar sicher auch nach außen in Erscheinung treten. Ein zeichenscheuer Mensch wird bald auch an innerem Besitz verarmen. Und ein zeichenloses Volk ist in Gefahr, ein glaubensloses Volk zu werden. Das wissen die Feinde des Glaubens sehr gut. Sie zerstören die Symbole des Christentums und sind überzeugt, dass sie damit auch die Inhalte der Religion treffen, dass nach den Symbolen auch die Ideale und die Ideen ihnen ins Grab folgen. Andere verbieten religiöse Zeichen in der Öffentlichkeit. Vor allem in öffentlichen Gebäuden. Das Kreuzeszeichen ist ja das große Schutzmittel, das Zeichen der Gläubigen, der Schrecken der bösen Geister. Wir stellen es auf in unseren Häusern, wir tragen es an unserem Leibe. Gegen das Kreuzeszeichen richtet sich deswegen der verschärfte Hass der Feinde Gottes. Sie wollen es austilgen, beseitigen, verschwinden lassen. Die Erinnerung an Christus und an Gott soll ausgelöscht werden. Deswegen fort mit den Kreuzen aus den Schulstuben. Fort mit den Kreuzen aus den Gerichtssälen. Fort mit den Kreuzen aus den Zimmern der Kranken. In Saudi-Arabien, meine lieben Freunde, ist es verboten, wenn man ein Haus baut, die Fenster durch ein Kreuz in vier Teile teilen zu lassen. Das ist verboten! Immer wieder hören wir und lesen wir, wie heilige Zeichen in der Öffentlichkeit geschändet, zerstört, abgetragen werden. In Abensberg in Niederbayern wurden einer Christusfigur Arme und Beine abgeschlagen. In Dinkelsbühl wurden die Überreste eines Märtyrers aus dem Grabe gerissen und zerstreut.

Meine lieben Freunde: An äußeren Zeichen hängt die Religion allein nicht. Aber die äußeren Zeichen sind eine wertvolle Ergänzung unserer wahren Gläubigkeit. Wir müssen die äußeren Zeichen der Religion schätzen. Es hängt mehr von ihnen ab, als es scheint. Sie sind ein Ausdruck des Öffentlichkeitsanspruchs unserer Religion. Christus soll als der Herr überall anerkannt werden. Der schottische Schriftsteller Bruce Marshall hat viele Jahre in Frankreich gelebt. Er schreibt in einem seiner Bücher: „Die Religion liegt in diesem Lande deswegen so darnieder, weil man sie aus der Öffentlichkeit verdrängt hat!“ Wenn die Übung der Religion nur noch dem privaten Gebrauch und dem stillen Käm-

merlein überlassen wird, besteht die Gefahr des lautlosen Sterbens. Dann werden Regierung und Parlament, Schule und Gericht der Religionslosigkeit ausgeliefert. Ich habe einmal gelesen, wie ein Soldat im Kriege ins Lazarett eingeliefert wurde; in seiner Tasche befand sich ein fünfter Teil des Rosenkranzes. Die Krankenschwester wurde darauf aufmerksam und fragte ihn, was das bedeute, dass da nur zehn statt fünfzig Perlen in seiner Tasche seien. Der Soldat gab zur Antwort: „Ich habe im Schützen-graben den Rosenkranz gebetet. Und als meine Kameraden das sahen, hat mich einer um den anderen – vier – um einen Teil des Rosenkranzes angegangen und so habe ich den Rosenkranz unter sie verteilt.“

Frühere Generationen haben Bilder der Heiligen an ihren Häusern angebracht – in Gonsenheim, auch in Budenheim. Sie haben das Kreuz des Herrn auf die Straßen gestellt. Hat unsere Generation noch den Mut dazu?

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Aufnahme Mariens in den Himmel

15.08.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Aufnahme Mariens in den Himmel Versammelt!

Wenige Geheimnisse unseres Glaubens begegnen so viel Unverständnis und Unwillen wie die Aufnahme Mariens in den Himmel. Wir wollen deswegen drei Fragen stellen und sie zu beantworten versuchen:

1. Was ist geschehen?
2. Warum ist es geschehen?
3. Wozu ist es geschehen?

Die erste Frage lautet: Was ist geschehen? Es ist etwas geschehen, was nur einem einzigen Menschen bisher geschehen ist, nämlich, dass ein Mensch, ein erlöster Mensch, mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen wurde. Dass die Seelen der Verstorbenen bei Gott sein können, wenn sie erlöst wurden und wenn sie die ewige Freude gefunden haben, das wissen wir. Aber hier ist ein Mensch, ein voller Mensch, ein ganzer Mensch, mit Seele und Leib in die Herrlichkeit Gottes eingegangen. Wir brauchen uns nicht irremachen lassen durch die Frage: Wo ist denn der Himmel? Wir wissen es nicht. Der Himmel ist jenseits jeder Erfahrung. Er kann nicht mit Fernrohren und mit Raumschiffen erreicht werden. Er ist die Wirklichkeit, die Gott vorbehaltene Welt! Maria ist mit Seele und Leib in den Himmel aufgenommen worden. Der Leib, den sie in die Herrlichkeit Gottes einführte, war ein veränderter Leib. Es ist nicht der Leib, mit dem sie auf Erden gewandelt ist, sondern es ist ein durch die Verklärung Gottes hindurchgegangener Leib, ein Wunderleib. Ein Leib, der ebenso jenseits der Erfahrung ist, wie der Leib des auferstandenen Heilands. Wir kommen nicht in Verlegenheit, wenn man die Wirklichkeit Mariens, auch die Wirklichkeit ihres Leibes, sich vor Augen führen will. Wir wissen, dass der Herr auf dem Berge Tabor verklärt wurde. Wir wissen, dass er nach der Auferstehung einen durchsichtigen, aber dennoch einen wirklichen Leib besaß, der durch die Türen ging, verschwand und wieder auftauchte. Was ist geschehen? Maria ist mit Seele und Leib, mit einem verklärten Leib, in die Herrlichkeit Gottes eingegangen.

Zweitens: Warum ist das geschehen? Maria ist kein Mensch wie alle anderen. Die gesamte Menschheit wird nach dem Willen Gottes erlöst durch das Geschenk der Taufe. Die Taufe tilgt alle persönlichen Sünden und vor allem die Erbsünde. Die Taufe ist das normale Mittel, um in die Gemeinschaft mit Gott, um in die heiligmachende Gnade einzugehen. Maria brauchte keine Taufe zu empfangen. Sie wurde von der Erbsünde bewahrt. Auch hätte sie diese sich zuziehen sollen. Aber Gott hat in seiner unergründlichen Weisheit sie vor der Erbsünde bewahrt. Sie ist die Ersterlöste und sie ist die Vollerlöste. Sie ist die Ganzerlöste. Maria musste deswegen auch durch weitere Gnadenprivilegien ausgezeichnet werden, weil sie die Erst- und Voll- und Ganzerlöste ist. Deswegen durfte sie die Gottesmutter werden. Maria hat den Heiland der Welt geboren. Eine Auszeichnung, auf die Tausende und Abertausende von israelischen Müttern gehofft hatten. An ihr hat sich dieses Wunder erfüllt. Sie durfte den Messias gebären. Sie durfte der Welt das Heil schenken, und das ist auch der Sinn der Lesung, die wir heute gehört haben. Weil sie den Schlangentreter geboren hat, ist sie beteiligt am Sieg über den Satan. Ohne sie wäre der Schlangentreter nicht auf Erden gekommen. Durch sie ist er erschienen und hat der Schlange in seinem Leiden und Sterben, in seinem Auferstehen und Himmelfahren den Kopf zertreten. Das ist der Grund, warum Maria in den Himmel aufgenommen wurde, weil sie die Ganz- und Vollerlöste ist und weil sie die Gottesmutter ist. Der Leib, der den Erlöser getragen hat, der durfte nicht verwesen! Dieser Leib musste in die Verklärung Gottes eingehen.

Drittens: Wozu ist das geschehen? Es ist geschehen, damit der Himmel eine Königin und damit wir eine Mutter hätten. Die Herrlichkeit des Himmels ist durch die Anschauung und die Liebe zu Gott

bedingt. Die Seligen des Himmels schauen Gott und freuen sich und sind glücklich und selig in der Anschauung Gottes. Im Himmel gibt es eine Hierarchie. Nicht alle Himmelsbewohner sind gleich. Es gibt die verschiedenen Kategorien der Heiligen: Märtyrer, Bekenner, Jungfrauen, Frauen, Männer. Unter den Heiligen gibt es Rangunterschiede. Die Apostel werden zweifellos eine überragende Stellung einnehmen im Himmel, ohne dass sich der geringste Neid bei den anderen regt, denn sie sind voll Verständnis für die herausgehobene Stellung anderer. Sie freuen sich mit ihnen über diese hervorragende Stellung. Aber alle diese Heiligen und Seligen waren noch im Wartestande. Es fehlte noch etwas. Es fehlte eine Königin und jetzt hat Gott in seiner unergründlichen Weisheit dem Himmel, den himmlischen Geistern, eine Königin geschenkt. Jetzt ist sie wahrhaftig die Erste von allen Seligen und Heiligen. Jetzt ist sie die hocherhabene Frau, bekränzt von den Sternen, den Mond zu den Füßen, sonnenhell verklärt. Sie ist die Königin des Himmels, und als solche rufen wir sie an. Denn sie ist damit auch unsere Mutter geworden. Der Herr hat sie deswegen so hocherhoben, damit wir eine Fürbitlerin am Throne der Gnade hätten, eine – ich möchte sagen – unwiderstehliche Fürbitlerin. Niemand vermag so zu bitten wie Maria. Und wir sind gewiss: Was sie ihrem Sohne vorträgt, das wird von ihm erfüllt.

Der hl. Pfarrer von Ars hat einmal das schöne Wort gesagt: „Ich habe schon so viel aus diesem Herzen geschöpft, dass es leer sein müsste, wenn es nicht unerschöpflich wäre.“ Oh ja, meine Freunde, so ist es! Ich habe schon so viel aus diesem Herzen geschöpft, dass es leer sein müsste, wenn es nicht unerschöpflich wäre. Vor einiger Zeit wurde ein Journalist von einer kirchenfeindlichen Zeitung an einen Marienwallfahrtsort geschickt. Er sollte eine Reportage machen über den dortigen Aberglauben, wie es hieß. Der Journalist begab sich an den Wallfahrtsort und sah sich alles genau an. Er betrachtete die Gläubigen, die mit Inbrunst beten. Er sah die Dutzenden von Motivtafeln, auf denen geschrieben stand: „Maria hat geholfen!“ Maria hat geholfen! Da wurde es ihm ganz anders. Auf einmal vergaß er seinen Auftrag und gesellte sich zu denen, die Maria dort anrufen.

Von nichtkatholischer Seite wurde uns, auch heute noch, der Vorwurf gemacht, wir würden den Zugang zu Gott oder zu Christus ja nur über eine Mittelsperson machen, über die Heiligen, über Maria. Einer sagte einmal zu dem Erzbischof von Brüssel, dem Kardinal Mercier: „Ich gehe unmittelbar zu Gott!“ Der Kardinal Mercier antwortete: „Ich auch! Aber ich gehe an der Hand der Mutter!“ Das ist es! Ich gehe an der Hand der Mutter zu Gott und da weiß ich, dass ich ihn finde. Da weiß ich, dass ich den rechten Heiland finde, nicht einen Guru, nicht einen Propheten, sondern den wesenhaften Sohn Gottes. „Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott.“

Heute, meine lieben Freunde, feiern wir das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel. Wir sprechen besser nicht von „Mariä Himmelfahrt“. Dieser Ausdruck ist Christus vorbehalten. Denn er ist aus eigener Kraft in den Himmel aufgestiegen. Maria wurde aufgenommen durch die Macht ihres Sohnes. Und deswegen: Auch in der Feinheit der Unterscheidung wahren wir den Abstand zwischen Gott und von einem noch so begnadeten Menschen. Wir wollen diesen Tag benutzen, um unsere Liebe zu Maria zu erneuern. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es einen wahrhaften katholischen Christen geben kann, der nicht ein Marienverehrer ist. Die Marienverehrung ist so untrennbar mit der Gottesverehrung verknüpft wie die Mutter mit ihrem Sohne. Und deswegen, meine lieben Freunde, soll heute wie alle Tage des Jahres unser Beten, unser Flehen, unser unstillbares Weinen zur Mutter des Herren gehen:

„Hilf Maria hilf auch mir,
ein armer Sünder kommt zu Dir.
Im Leben und im Sterben,
lass mich nicht verderben,
lass mich in keiner Todsünd sterben!
Steh mir bei im letzten Streit,
o Mutter der Barmherzigkeit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Christus festhalten!

19.08.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Eine der elendesten und schmutzigsten Großstädte der Erde war am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts Charbin im Fernen Osten. Es gehörte eine Zeit lang zu Russland, später kam es zur Mandschurei und mit der Mandschurei unter japanische Vorherrschaft. Als das Land und die Stadt noch zu Russland gehörten, wurde die mandschurische Bahn gebaut. Und sie führte über Charbin. In dem großen Wartesaal des Bahnhofsgebäudes errichteten die Russen eine lebensgroße Christusstatue. Als die Stadt mandschurisch geworden war, ließ man die Statue stehen. Als dann die Japaner kamen, regte sich Widerstand und man unternahm Schritte, die Statue zu entfernen. Man wandte sich an den heidnischen Bahndirektor und legte ihm nahe, das Christusbild abzubauen. Der Bahndirektor ging wiederholt in den Wartesaal und schaute nach der Statue. Stets fand er Leute, die vor dem Heilandsbilde knieten. Mütter mit ihren Kindern, Männer, die voll Sorgen niedergebeugt waren, arme Flüchtlinge, verlassene Auswanderer. Der Beamte beobachtete dies genau und bald glaubte er gemerkt zu haben, dass die Menschen, die dort knieten, froher, zufriedener und hoffnungsvoller sich wieder von den Knien erhoben. Da entschied er: Das Heilandsbild bleibt an seiner Stelle, weil es den Armen Trost spendet.

Meine lieben Freunde, auch unser Leben ist eine Reise und manchmal sogar eine Flucht. Die Erde ist wie ein Wartesaal, denn wir sind hier nicht bleibend. Durchreisende sind wir alle. Wie arm wären wir, wenn Christus nicht in diesen Wartesaal gekommen wäre. Ohne Jesus ist die menschliche Vernunft sich selbst überlassen, ihres höchsten Lichtes beraubt. Ohne Jesus ist das menschliche Leben auf dieser Erde eingeschränkt, ohne Erwartung eines ewigen Lebens. Ohne Christus kann der Mensch mit Sünde und Schuld nicht fertig werden, weil er das Lamm Gottes nicht kennt, das die Sünden hinwegträgt. Ohne Jesus vermag der Mensch dem Versucher nicht widerstehen, weil er nicht mit dem verbunden ist, der den Satan besiegt hat. Ohne Jesus ist der Mensch wie ein in der Wüste verirrtes Schaf. Er kennt nicht den guten Hirten, der den Schafen, den verlorenen Schafen, nachgeht. Ohne Jesus ist der Mensch krank, weil er den Arzt nicht kennt, welcher der Leiden Herr wird. Ohne Jesus findet der Mensch keinen Frieden, weil ihm der Friedensfürst fern ist. Wenn Christus nicht gekommen wäre, wäre das Leben ohne Trost und ohne Freude und ohne Hoffnung. Er ist Licht und Leben, Wahrheit und Gnade. Er ist der Arzt, der die Gebrechen heilt. Er ist der Hirt, der uns auf gute Weide führt. Er ist der Freund, in dessen Seele wir uns versenken können. Er ist der Weinstock, der uns nährt. Er ist der Seligmacher, unser Heiland, der alles, was mühselig und beladen ist, an sich ziehen will.

Weil er das alles ist, meine lieben Freunde, deswegen rufen wir den Feinden Gottes zu: Lasst Christus im Wartesaal des Lebens stehen. Wir sagen es den Leugnern Christi: Lasst Christus im Wartesaal des Lebens stehen! Wir sagen es den Gegnern der Kirche, im Bundestag und in der Regierung: Lasst Christus im Wartesaal des Lebens stehen! Nehmt den Menschen nicht den Urheber des Lebens, nehmt ihnen nicht den Quell des Trostes, nehmt ihnen nicht die Hoffnung auf die Ewigkeit.

In Lettland, bei Riga, reiht sich Wald an Wald, so weit das Auge reicht. Dort tobte im September 1917 wochenlang der Krieg. Die Russen waren ja schon bolschewistisch verseucht. Endlich gaben sie den Kampf auf und zogen ab. Aber auf ihrem Rückzug verwüsteten sie jedes Haus und jedes Dorf, machten, wie man sagt, verbrannte Erde. Die Bevölkerung flüchtete. Da erlebte man eines Tages ein erschütterndes Schauspiel. Es dunkelte. Auf der Landstraße, die durch die Wälder führte, zogen Wagen an Wagen flüchtender Bauern. Auf armseligem Ackergefährten hatten sie, was man in der Aufregung halt zusammenrafft, aufgeladen: Bettzeug, Wäsche, Lebensmittel. Die alten Leute, die Kinder

hatte man auf die Wagen gesetzt. Die Frauen und die Männer liefen nebenher. Es war nicht viel, was die Leute aus ihrem Leben gerettet hatten. Aber ein Gegenstand fehlte auf keinem Wagen. Überall war er zu finden. Meist war er vorn an der Deichsel auf einer Querstange befestigt. Es war ein Kruzifix. Im letzten Augenblick, als schon alles zur Flucht bereit war, hatten die armen Menschen es aus dem Herrgottswinkel gerissen und auf ihren Wagen gestellt. Von Haus und Hof vertrieben, Heimat und Glück hinter sich lassend, flohen sie durch die schwarze Nacht einer ungewissen Zukunft entgegen. Einzig das Kreuz war ihr Trost, ihre Hoffnung und ihr Führer.

In gewisser Hinsicht ist auch unser Leben ein Kriegsgeschehen. Wir sind im Kampfe und in diesem Kampfe gibt es nicht nur Siege zu verzeichnen, sondern Niederlagen, schmerzliche Niederlagen, schwere Niederlagen. Leid und Sorgen brechen wie eine Sintflut über uns herein, vernichten die mühsam geschaffene Geborgenheit, stehen wie zerschossene Bäume am Wegrand des Glückes. Das sind die Niederlagen unseres Lebens. Die Flucht aus dem Glück setzt dann ein. Durch die Nacht der Niedergeschlagenheit wandern wir in eine dunkle Zukunft. Glücklicher Mensch, der in solchen Lebenslagen das Kreuz nicht vergisst. Im Kreuz ist Kraft, im Kreuz ist Heil. Im Kreuz ist Schutz vor den Feinden. Im Kreuz ist der Strom himmlischer Wonne, Stärke des Geistes, Freude des Herzens. Im Kreuz ist der Inbegriff aller Tugend, im Kreuz vollendete Seligkeit. Ehe es das Kreuz gab, existierte noch keine Leiter in den Himmel. Seit aber das Kreuz aufgerichtet ist, ist der Zugang zum Himmel eröffnet. Das Kruzifix ist der Mittelpunkt des Lebens des katholischen Christen, die Quelle aller Hoffnung, das Sinnbild aller Liebe. Das Kreuz ist uns heilig, weil es gesalbt ist mit dem Blute des Heilands, aber auch geweiht mit den Tränen seiner Mutter. Wir Christen sinken nur deshalb nicht in den Stürmen des Lebens, weil wir vom Kreuzesholz getragen sind. Und deswegen höre ich eine Stimme, die vom Kreuze ruft: „Mein Christ, wenn du leiden musst, vergiss das Kreuz nicht! Wenn du ausziehen musst aus deiner Heimat, vergiss das Kreuz nicht. Wenn deine letzte Stunde schlägt, vergiss das Kreuz nicht.“ Sprich zu dem gekreuzigten Heiland: „Wo du bist, mein Herr, da ist der Himmel; wo du nicht bist, da ist Tod und Hölle.“

Es hat einmal einer einen Traum gehabt. Der Traum setzte in dem Augenblick ein, als das Weltgericht begann. In einem gewaltigen Kreise, in einem Kreise von gewaltigem Ausmaß, sah der Träumende ungezählte Menschen, alle Menschen von Adam und Eva an, alle – ohne Ausnahme. Und in der Mitte des Kreises, da ragte das Kreuz empor. Vor dem Kreuze saß auf dem Thron Christus, der Richter. Einzeln trat jeder vor ihn hin und wurde nicht gerichtet, sondern richtete sich selbst. Der Träumende hatte schon manche Predigten über das Weltgericht gehört und vernommen, wie sich die Prediger das Weltgericht dachten. Einer erklärte, da würden der Teufel und der Schutzengel sich um die Seele streiten, wem sie gehören sollte, der Teufel als Ankläger, der Schutzengel als Verteidiger. Ein anderer Prediger hatte erklärt, der Richter würde aus seinem untrüglichen Gedächtnis alle Sünden eines Menschen aufzählen, mit Tag und Stunde. Wieder ein anderer hatte gemeint, im Letzten Gericht würde es wie ein Blitz aufleuchten, der im Bruchteil einer Sekunde dem Menschen sein ganzes Leben überschauen lässt. Solcher Art waren die Predigten, die er gehört hatte. Aber die Wirklichkeit, die er jetzt im Traume sah, war anders. In unübersehbarer Schlichtheit vollzog sich das Gericht. Es bestand einzig darin, dass der einzelne Mensch zu Christus hintrat und sprach: „Ich liebe dich!“ Das war alles. Das war das ganze Gericht. Aus der Ferne gewahrte der Träumende, dass viele von denen, die zu Christus hingingen, sprachen: „Ich liebe dich!“ Sie sprachen es jubelnd, jauchzend. Diese wies der Richter zu seiner Rechten. Dann aber kamen andere, die brachten die wenigen Worte, die verlangt waren, nicht aus dem Munde, nicht über die Lippen. Sie stotterten, stockten und verstummten. Diese wies der Richter auf die linke Seite, wo undurchdringliche Finsternis sich ausbreitete. Seltsam, dachte der Träumende, warum können diese Menschen die drei Worte nicht aussprechen? Nichts leichter als das. Wenn ich an die Reihe komme, werde ich mit Leichtigkeit diesen kleinen Spruch hersagen können. Zwar habe ich Christus in meinem Leben nicht sonderlich geliebt, denn seine Gebote waren mir lästig, aber das Verslein werde ich bestimmt aufsagen können. So dachte der Träumende und übte dann einige Male: „Ich liebe dich; ich liebe dich; ich liebe dich.“ Er merkte, das ging ohne Schwierigkeiten. Ohne Zweifel würde er das Gericht bestehen. Immer mehr teilte sich inzwischen die Menschheit und allmählich kam auch die Reihe an ihn, immer näher kam er dem Richter. Und da traf ihn ein Blick aus den Flammenaugen des Herrn. Seine Seele begann zu beben. In heller Angst versuchte er

noch einmal ühend den Spruch zu sprechen: „Ich...“, aber er kam nicht weiter. Er kam nicht weiter und unvermutet schnell stand er vor dem Richter. Wie aus einem Meer der Klarheit überblickte er sein ganzes Leben. Da wusste er, dass er seiner Sünden wegen Christus nicht geliebt hat und dass er niemals wird in Ewigkeit sagen können: „Ich liebe dich!“ In diesem Augenblick verstummte er, und mit einem Schrei wurde er wach. Das Ganze war ein Traum. So oder so aber wird der Traum einmal Wirklichkeit werden. Wie der einzelne Mensch zu Christus steht hier auf Erden, so wird es auch in der Ewigkeit sein. Mit Christus ewig leben oder ohne Christus ewig verloren sein, das ist das Ende eines jeden Menschen. Christus ist die Lebensscheide der Ewigkeit.

Wie stehen wir, meine lieben Freunde, zu Christus? Können wir ihm ehrlich sagen: „Ich liebe dich“? Wer es in diesem Leben nicht gelernt hat, ehrlich und aufrichtig zu Gott zu sagen: „Ich liebe dich“, der wird es auch vor dem Richterstuhl Christi nicht fertig bringen, diese Worte zu sprechen. Jetzt ist noch Zeit zu lernen, das erlösende Wort zu sprechen. Und es nicht nur zu sprechen, sondern es zu leben: „Ich liebe dich!“ Im Alten Bund erging das Wort des Herrn an das auserwählte Volk: „Höre Israel, der Herr, dein Gott, ist ein Einziger. Du sollst darum den Herrn deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“ So steht es im Buche Deuteronomium. Jesus Christus hat dieses Gebot bestätigt. Du sollst den Herrn deinen Gott lieben mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Gemüte. Das ist das erste und größte Gebot.

Liebe zu Gott! Noch ist es Zeit, meine lieben Freunde, diese Liebe zu lernen und zu üben. In der Treue zu Gott, im Gehorsam gegen Gott, in der Arbeit für Gott, im Leiden mit Gott. Noch ist es Zeit. Der hl. Johannes schreibt: Die Liebe besteht darin, dass wir nach seinen Geboten handeln. Gott macht es uns leicht, ihn zu lieben. Wir brauchen nur die Bereitwilligkeit zu haben, nach seinen Geboten zu handeln. Freilich, damit untrennbar verbunden, wie wir es ja eben im Evangelium gehört haben, damit untrennbar verbunden ist die Liebe zu Gottes Geschöpfen. Denn Gott will, dass wir den Nächsten lieben wie uns selbst. Es gibt keinen sichereren Aufstieg zur Gottesliebe als die Liebe zum Mitmenschen. Was ist diese Liebe, wie äußert sie sich? Ihm helfen, das Leben zu erleichtern; ihm helfen, das Leben zu ertragen; ihm helfen, das Leben zu einem guten Abschluss zu bringen. Das ist Liebe zum Nächsten, und das trotz aller Unlust, trotz aller Müdigkeit, trotz aller Erschöpfung, trotz aller eigenen Verwundung und eigenen Trostlosigkeit. Den Mitmenschen annehmen, nicht nur den angenehmen, den lebenswürdigen, sondern auch den stacheligen, den garstigen. Liebe, die auswählt, ist nicht Liebe nach dem Sinne Christi. Lieben lernen in diesem Leben, meine lieben Freunde, darauf kommt alles an. Die reine, die selbstlose, die selbstvergessene Liebe, von der Paulus sagt: Die Liebe ist langmütig, sie ist gütig. Die Liebe ist nicht eifersüchtig, sie prahlt nicht, sie bläht sich nicht auf. Die Liebe sucht nicht das Ihre. Sie lässt sich nicht erbittern. Sie trägt das Böse nicht nach. Die Liebe freut sich nicht über das Unrecht, das einem anderen geschieht. Sie erträgt alles, sie erträgt alles! Sie glaubt alles, sie hofft alles, sie hält alles aus. Die Liebe hört nie auf. Der Glaube wird ins Schauen übergehen, die Hoffnung wird von der Erfüllung abgelöst, die Liebe bleibt in Ewigkeit. Ach, meine lieben Freunde, dass wir doch dem barmherzigen Samariter des heutigen Evangeliums nicht ganz unähnlich würden. Ach, dass wir doch in diesem Leben lernen möchten, das zu tun, was uns einmal im letzten Gericht retten wird, dem Herrn zu sagen: „Ich liebe dich!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gott sieht weiter

26.08.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Eine alte Legende erzählt, eine Frau hatte ihren einzigen Sohn verloren. Der einzige Sohn einer Witwe, wie im Evangelium berichtet. Ihr Mutterherz wollte brechen vor Kummer, ihre Tränen waren nicht zu stillen und in ihrer Seele da stieg die Frage auf, die bohrende Frage: „Wie konnte der Herrgott mir dieses schwere Leid antun?“ Da hatte die Frau einen Traum. Von einer merkwürdigen Macht getrieben, ging sie nächtens in die Kirche, und das große Gotteshaus war mit nur einer einzigen Kerze erhellt. In ihrem fahlen Lichte sah die Frau, dass alle Bänke besetzt waren. Sie stieß in der letzten Bank eine dieser Gestalten an, um Platz zu machen. Da grinste sie ein Totenschädel an und ein Finger verwies sie nach vorne. So war es in der zweiten und dritten Bank, bis sie ganz vorne in der ersten war. Und was war da? Da richtete sich die Frau auf. Vor ihr stand ein Galgen, und an diesem Galgen hing ihr Sohn. Da packte sie ein Entsetzen. Eine Stimme sprach: „Frau, dorthin wäre dein Sohn gekommen, wenn er länger gelebt hätte. Gott war barmherzig gegen ihn und hat ihn abberufen.“ So sprach die Stimme. In diesem Augenblick zerriss der Traum, und die Frau wurde wach. Aber sie hat fortan nicht mehr über den Verlust des Sohnes geklagt.

Gott sieht weiter als wir Menschen. Niemand braucht von einem verstorbenen Angehörigen anzunehmen, er wäre am Galgen geendet, wenn er länger gelebt hätte. Niemand! Nein, aber dass sein Tod für ihn und für die Seinigen und für die Umgebung besser war, als wenn er noch länger gelebt hätte, dessen darf man gewiss sein. Was Gott tut, das ist wohlgetan. Gott sieht weiter. Schon der weise Platon sagt: „Niemand weiß, was der Tod ist. Ob er nicht die größte Wohltat für den Menschen ist.“ Ob er nicht die größte Wohltat für den Menschen ist. Von Friedrich Nietzsche stammt das Wort: „Viele sterben zu spät, wenige sterben zu früh. Noch fremd klingt die Botschaft: Stirb zur rechten Zeit!“ Die rechte Zeit weiß Gott. Wir wissen nicht, wovon der Tod einen Menschen bewahrt. Wir wissen nicht, ob das Weiterleben zu seinem Heile gewesen wäre. Man kann natürlich fragen: Warum musste Mozart mit 35 Jahren sterben? Und Franz Schubert mit 31 Jahren? Hätten sie noch zwanzig, dreißig Jahre gelebt, mit welcher Fülle von Melodien hätten sie uns beschenken können! So kann man denken. Vielleicht ja, vielleicht auch nein – wir wissen es nicht. Es hätte ja auch gehen können mit ihnen wie mit Rossini. Rossini schrieb mit 37 Jahren seine letzte Oper: Wilhelm Tell. Er starb aber erst mit 76 Jahren. In dieser Zeit hat er sein Talent vergraben. Er widmete sich der Kochkunst zum guten Essen. Der Physiker Albert Einstein entwickelte zwischen dem sechsundzwanzigsten und siebenunddreißigsten Lebensjahr die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie. Mit 42 Jahren bekam er den Nobelpreis. Er starb mit 76 Jahren. Und die folgenden Jahrzehnte brachte er unproduktiv zu, ja er sträubte sich gegen die moderne Entwicklung in der Physik. Er führte ein bequemes Leben mit einem hohen Verbrauch an Frauen. Nicht die Länge eines Lebens entscheidet über seinen Wert, sondern sein Inhalt. Nicht immer mehrt ein langes Leben die Leistung und den Nutzen. Manchmal mehrt es nur die Schuld. Es scheint ein Gesetz göttlichen Handelns zu sein, dass Gott seine liebsten Kinder früher aus dem Leben ruft, als wir es für angebracht halten. Früher, ehe die Sonne sie sticht; früher, ehe der Wurm sie berührt. Der heilige Aloysius starb mit dreiundzwanzig Jahren. Die hl. Theresia von Lisieux mit 24 Jahren. Der gläubige Christ sollte bereit sein, zu leben oder zu sterben, wie es Gott gefällt. Wer in Gott hinein lebt, der vermag auch in Gott hinein zu sterben. „Das Ende krönt das Werk, das Leben ziert der Tod, wie herrlich stirbt der Mensch, der treu war seinem Gott“, hat Angelus Silesius gedichtet. Das Ende krönt das Werk, das Leben ziert der Tod, wie herrlich stirbt der Mensch, der treu war seinem Gott. Der Tod kommt nie zu plötzlich, wenn man sich durch ein gutes Leben auf ihn vorbereitet hat.

In der heutigen Marine gibt es ein Schiff, ein Segelschulschiff, das trägt den Namen „Gorch Fock“. Gorch Fock war ein Mann, ein Dichter. Er ist in der Seeschlacht am Skagerrak am 31. Mai 1916 mit seinem Kreuzer untergegangen. Bevor er an Bord ging, hat er seiner Mutter einen Brief geschrieben. In dem Brief heißt es wörtlich: „Wenn Du hören solltest, dass unser Kreuzer gesunken ist und niemand gerettet wurde, dann weine nicht. Das Meer, in das mein Leib versenkt ist, ist nur die hohle Hand meines Heilandes, aus der mich nichts entreißen kann.“ Ist nur die hohle Hand meines Heilandes, aus der mich nichts entreißen kann.

Im 18. Jahrhundert gab es einen berühmten Maler in England namens Thornhill. Er malte die Kuppel der St. Pauls-Kathedrale in London aus, des größten anglikanischen Gotteshauses. Eines Tages stand er auf dem Gerüst und hatte gerade einen Teilabschnitt seines Werkes vollendet. Da trat er ein paar Schritte rückwärts, um seine Arbeit von weitem zu überprüfen. Er dachte nur an die Malerei und gedankenverloren schritt er immer weiter zurück. Ohne, dass er es ahnte, stand er bereits am Rande des Gerüsts. Tat er noch einen einzigen Schritt rückwärts, dann stürzte er in die Tiefe. Ein Geselle sah die Gefahr, in der der Meister schwebte. Was sollte er tun? Rufen – das brachte nichts, denn dann würde Thornhill sich vor Schreck umwenden und von Schwindel ergriffen noch sicherer abstürzen. Was tat der Geselle? Er nahm einen Pinsel, tauchte ihn in die Farbe und warf ihn in das Gemälde, das der Meister geschaffen hatte. Voll Zorn und Wut stürzte sich der Meister auf den Gesellen, aber – er war besänftigt, als er erfuhr, weswegen der Geselle diese Tat verrichtet hatte. Unsere Lage, meine lieben Freunde, ist ähnlich dem Meister Thornhill. Wir stehen auch auf einem schwankenden Gerüst, und das ist unser Leben. Mancher hat sich in mühevoller Arbeit ein Glück geschaffen: Ehre, Reichtum, Liebe, nichts fehlt ihm mehr. Restlos glücklich fühlt er sich schon im Diesseits und vergisst dabei leicht das Jenseits. Das Sprichwort sagt: „Im Glück vergisst man die Heiligen.“ Im Irdischen steht der Mensch, ohne dass er es weiß, am Rande des ewigen Unglücks. Dauert sein Glück noch eine Weile an, dann kann es geschehen, dass er in die Sünde, in den Tod, in die Hölle stürzt. Wer zu viel Glück im Diesseits findet, der steht oft in Gefahr, ewig unglücklich zu werden. Man bedarf weit größerer Tugenden, um das Glück zu ertragen, als das Unglück. Friedrich Schiller hat die Gefahren des Glücks eindringlich geschildert. „Noch keinen sah ich glücklich enden, auf den mit immer vollen Händen, die Götter ihre Gaben streuen.“ Noch keinen sah ich glücklich enden, auf den mit immer vollen Händen, die Götter ihre Gaben streuen. Und in seinem Drama „Wallenstein“, da sagt der Feldherr: „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, nicht Hoffnung möcht ich schöpfen aus dem langen Glück, dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet. Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben, denn ewig wanket des Geschickes Waage“, so spricht Wallenstein in dem Drama Schillers. Ein Mensch meint alles erreicht zu haben, was man im irdischen Leben erreichen kann. Und da fliegt plötzlich, wie ein Pinsel voll trüber Farbe, das Unglück in das wundervolle Bild des irdischen Glücks: Unfälle, Verluste, Krankheit, Armut kommen über den Menschen. Da hört man die Menschen klagen: „Warum gerade ich?“ Warum ich nicht, sollte man fragen! Warum sollte gerade ich ohne Leiden sein? Es leiden doch alle. Es leidet die ganze Menschheit. Dein Leiden ist nichts anderes als der dich treffende Teil des allgemeinen Leides. Und gerade das Leid kann einem zum Gewinn dienen. Es kann einen vor dem Fall in die ewige Finsternis zurückreißen. „Der Schmerz ist der große Lehrer der Menschheit“, schreibt Marie von Ebner-Eschenbach. Der Schmerz ist der große Lehrer der Menschheit; unter seinem Hauch entfalten sich die Seelen. „Dir war das Unglück eine strenge Schule“, sagt einer in Schillers Drama zu Maria Stuart. Dir war das Unglück eine strenge Schule. In dieser Schule ist Maria Stuart gereift, sodass sie gefasst und gottergeben zu ihrer Hinrichtung schreiten konnte. Zwar gilt das Wort: „Frei geht das Unglück durch die ganze Welt.“ Frei geht das Unglück durch die ganze Welt. Dennoch können wir häufig erkennen, wozu ein Unglück hilfreich und nützlich ist.

Im 118. Psalm, den wir Priester jeden Sonntag beten, im 118. Psalm heißt es: „Bevor ich leiden musste, ging ich irre. Nun aber achte ich sorglich auf dein Wort.“ Bevor ich leiden musste, ging ich irre. Jetzt aber, nachdem ich Leiden auf mich genommen habe, achte ich sorglich auf dein Wort. Leid führt den Menschen in Gottes Absicht zu seinem Schöpfer und Herrn. Man muss nur ohne Vorurteil fragen, wozu ein Leid dienen kann und wodurch ich es verdient habe. Gott hat nicht alles im Dunkel gelassen, damit man nicht behauptet, es gebe keine Vorsehung. Er hat aber auch nicht alles der Erkenntnis zugänglich gemacht, damit die Höhe der Erkenntnis den Menschen nicht zur Selbstüberhe-

bung verleidet. Gott und die Vorsehung gehören zusammen. Wer die Vorsehung leugnet, leugnet auch Gott. Und wer glaubt, dass es einen Gott gibt, der muss auch an die Vorsehung glauben.

Es war, meine lieben Freunde, am 29. August – ich habe es als Knabe miterlebt – am 29. August 1935, am Vierwaldstätter See, in der Schweiz. Die Gegend ist ja, wie Sie wissen, ein Stück Paradies. Hohe schneebedeckte Alpenberge, an den Abhängen grüne Matten mit weidenden Herden. Unten im Tal der blaue See. Wie ein Märchen, so schön ist das Land. Am See entlang führt eine Straße. Ein Auto fährt daher. Der am Steuer sitzt ist ein König, Leopold von Belgien. Astrid, die Königin, sitzt neben ihm. Schön ist die Königin. Drei Kinder hat sie geboren. Das Volk vergöttert sie. Der Gatte trägt sie auf den Händen. Beide sind glücklich, namenlos glücklich. Herz hat sich zu Herz gefunden. Auf einmal gerät am 29. August 1935 das Auto ins Schleudern. Der König bremst, doch es ist zu spät. Mit aller Wucht rennt der Wagen gegen einen Straßenstein und stürzt den Abhang hinunter. Die Königin ist sofort tot. Der König ist in wenigen Tagen um Jahre gealtert und fragt: „Warum, warum? Wir waren doch so glücklich!“ Diese Begebenheit, die ich als Kind miterlebt habe, legt manchen Gedanken nahe. Da sagt manchmal ein Mensch: „Ja, die Reichen, die Fürsten, die oberen Zehntausend, die können sich alles leisten. Die haben Autos, die können reisen, die haben jeden Tag ein gutes Essen. Die haben Reitpferde, die haben Geld, o so viel Geld, und ich bin ein armer Schlucker und muss kümmerlich dahinleben.“ Das spricht jemand. O meine Freunde! Wir müssen ihm sagen, du sprichst wie ein Kind, das keine Ahnung vom Leben hat. Weißt du nicht, dass das Leid in jedem Hause vorhanden ist? Oft ist es in den Palästen noch eher als in den Hütten. Nur ein kleiner Unterschied besteht, nämlich der: bei den Palästen liegen die Fenster so hoch, dass man nicht hineinschauen kann. Unsere Häuser haben niedere Fenster, durch die jeder, der vorübergeht, das Leid sehen kann. Das ist der einzige Unterschied. Aber das Leid wohnt in jedem Hause.

Ein anderer meint: „Warum komm’ ich nicht heraus aus meinem Leid, immer wieder neues Unglück, Krankheit, Geldsorgen, Steuern, Streit, böse Nachbarn? Wann nimmt das mal ein Ende? Und ich bin doch ein treuer Christ, besuche den Gottesdienst, bete, Sorge für christliche Erziehung meiner Kinder.“ Wer so spricht, dem möchte ich ein Wort des großen Arztes Sauerbruch entgegenhalten. Er schreibt einmal: „Leid wird im Christentum erkannt als Gottes weise und heilige Fügung, zur Prüfung, als Mittel zur Charakterbildung und Läuterung“, so Ferdinand Sauerbruch.

Gott prüft. Er hat die Prüfung nicht nötig, aber wir haben sie nötig. So weiß Gott, wie wir auf die Prüfung reagieren werden. Gott weiß es, aber er will uns zeigen, wie wir auf die Prüfung reagieren. Der Mensch kennt sich selbst nicht, wenn er sich nicht in der Prüfung kennen lernt. Es ist schon so: Tausend und wieder tausend Prüfungen müssen die Geliebten Gottes über sich ergehen lassen. Je christlicher einer lebt, desto härter wird er geprüft. Das ist ein Gesetz! Warum? Erstens: Gott will die Echtheit, die Selbstlosigkeit der Frömmigkeit erproben. Er will sehen, ob der Mensch, der vorgibt, ihm zu gehören, auch treu ist in schlimmen Zeiten. Zweitens: Diejenigen, die in den Himmel kommen, müssen auf Erden büßen und Kreuz tragen, um im Jenseits belohnt zu werden. Es wird keiner gekrönt, er kämpfe denn recht. Erst muss man die Kämpfe und Leiden dieser Erde in rechter Weise auf sich genommen haben, bevor man den Lohn empfangen kann. Es gibt einen solchen Lohn. „Über den Sternen, da wird es einst tagen, da wird dein Hoffen und dein Sehnen gestillt; was du gelitten und was du getragen, dort ein allmächtiger Vater vergilt“. Dieser schöne Vers stammt von der Gräfin Hahn-Hahn, deren Name heute eine Straße in Mainz ehrt. „Über den Sternen, da wird es einst tagen, da wird dein Hoffen, dein Sehnen gestillt; was du gelitten und was du getragen, dort ein allmächtiger Vater vergilt.“

Die Heilige Schrift belehrt uns oft darüber, dass Gott eine besondere Pädagogik hat. „Den Frommen wie den Gerechten prüft der Herr“. „Wie das Silber im Feuer und das Gold im Schmelzofen geprüft wird, so prüft der Herr die Herzen“. Die Drangsal zeigt, wie es um die Glaubenstreue eines jeden Menschen bestellt ist.

Ich erkenne, drittens, auch noch eine andere Absicht, die Gott mit den Leiden verfolgt. Dass über die Menschen, die Gottes Freunde sind, Prüfungen kommen, ist auch um der übrigen Menschen willen notwendig. Wenn Frömmigkeit mit Verschonung von Leid belohnt würde, würden auf einmal alle Menschen fromm werden, aus Berechnung, aus Geschäftssinn, dann stürbe die Liebe, die Gott selbstlos liebt. Nein, der Glaube, die Frömmigkeit darf kein Vehikel zum zeitlichen Gewinn, zum irdischen

Nutzen sein, zur Bewahrung vor Leid. Indem Gott auch die Frommen prüft, heimsucht, mit Plagen bedenkt, zeigt er, dass er geliebt werden will ohne Eigennutz, ohne Berechnung, ohne Geschäftssinn.

Noch einen letzten Wink gibt uns das Unglück am Vierwaldstätter See. Im Königsschloss zu Brüssel, da wohnte ein hohes Glück. Es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb. Alle Welt kannte das hohe Glück. Es warf seine Strahlen über die ganze Erde. In ein paar Sekunden war das Glück vorüber, wurde aus höchstem Glück tiefstes Leid. Wie sagt das Sprichwort: „Glück und Glas, wie leicht bricht das.“ Zeiten langen Glückes zerrinnen oft in einem Augenblick. „Glück und Glas, wie leicht bricht das.“ „Mein Glas zersprang, als es am lautesten klang. Als ich anstieß auf gutes Glück, da ging es in die Stücke“, so hat Friedrich Rückert gedichtet. Glück und Glas, wie leicht bricht das. Mein Glas zersprang, als es am lautesten klang. Als ich anstieß auf gutes Glück, ging es in die Stücke.

Norwegen, meine lieben Freunde, ist ein reiches Land. Das Pro-Kopf-Einkommen in Norwegen ist das Höchste in ganz Europa. Das Erdöl und das Erdgas spülen Milliarden in die Kassen, auch des kleinen Mannes. Das Volk ist glücklich. Und da steht plötzlich ein Mörder auf, Breivik, bringt auf einmal 77 Menschen um, das ganze Land ist erschüttert. Ob das furchtbare Geschehen den Menschen auch zur Bekehrung dient? Vor drei Jahren zog ein junges Ehepaar neben mir ein in das Haus. Ich sagte der Frau: „Das Haus war ein Haus des Leides.“ „Oh“, sagte sie: „Es wird jetzt ein Haus der Freude werden.“ Vor wenigen Wochen sagt mir der Mann: „Wir trennen uns. Das Haus wird verkauft.“ „Sei nicht übermütig, sondern fürchte dich“, ruft uns Paulus im Römerbrief zu. „Wer meint zu stehen, der sehe zu, dass er nicht falle.“

Es ist klug, es ist christlich, sein Herz nicht zu fest an irdisches Glück zu hängen. Wer zu viel Glück für sich verlangt, der kommt nicht aus im Leben. Besser ist es, man nimmt beides, Glück und Unglück, aus Gottes Hand an. Ohne Leid geht niemand über diese Erde. Und andererseits birgt zu viel Glück oft großes Unglück in sich. Deswegen möge Gott beides geben. So viel Leid und so viele Freude, wie wir jemals imstande sind zu tragen. Überlassen wir Gott, was er geben und was er nehmen will. Er sorgt für uns besser, als wir selbst für uns sorgen können. Sprechen wir, meine lieben Freunde, gläubig: „Ich vertraue auf dich, o Herr. Mein Gott bist du. In deiner Hand sind meine Geschicke.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Engel

02.09.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten in der Oberschule, die ich besuchte, einen guten naturwissenschaftlichen Unterricht. Ab der 1. Klasse Biologie, die Wissenschaft vom Lebendigen. Ab der 3. Klasse Physik, die Wissenschaft von den Kräften, der Mechanik und der Elektrizität. Ab der 5. Klasse Chemie, von den Kräften der Atome und der Moleküle. Aber, was alles wir mit unseren Sinnen wahrnehmen können, hat eine Grenze. Es ist uns nicht gegeben, mit unseren Sinnen, mit unseren Messgeräten, mit unseren Apparaten, einen Zugang zu der Welt der Geister zu finden. Wir können sie nicht hören, wir können sie nicht sehen, wir können sie nicht betasten. In diesem Sinne sind die Geister außerhalb unserer möglichen Erfahrung. Dennoch erleben wir ihre Existenz. Wir erfahren ihre Wirksamkeit, ihr Eingreifen, ihre Hilfe. Viele Geschehnisse und Ereignisse, Tätigkeiten und Leistungen sind unerklärlich, wenn man die Wirksamkeit der Engel davon abzieht und ausblendet. Die Engel beweisen ihre Existenz durch Wirken, durch Taten. Wenn die Engel nicht existierten, wenn sie ihre Existenz nicht durch Wirken bezeugten, wäre der Glaube an sie schon längst zusammengebrochen. Der Glaube eröffnet uns Dimensionen, die über die Erfahrung hinausgehen. Was der Glaube lehrt, ist nicht weniger wahr als das, was die Sinne uns zutragen. Der Glaube hat darüber hinaus die Gewähr, die Garantie Gottes. Im Credo bekennen wir: „Ich glaube an den Schöpfer der sichtbaren und der unsichtbaren Dinge.“ Die unsichtbaren Wesen sind die Engel. Mit unserem Glauben an die Engel stehen wir keineswegs allein, meine lieben Freunde. In allen Völkern hat das Ahnen, das Sehnen, vielleicht auch die Ur-Offenbarung, die sie bewahrt haben, die Überzeugung von der Existenz von Engeln begründet. Die Engel sind numinose Wesen, sie bilden ein Zwischenreich zwischen Gott und den Menschen. Die Menschen suchen sich ihrer Hilfe zu versichern und suchen Gefahren durch sie abzuwenden. Im deutschen Volksglauben finden sich gute und böse Geister. Diese Überzeugung ist den Völkern durch Nachdenken, aber ich meine auch durch Erfahrung und durch Überbleibsel der Ur-Offenbarung geworden. Die Schrift beweist nicht lange die Existenz der Engel, sie spricht davon, wie von einer Selbstverständlichkeit.

Die Geister sind zweigeteilt nach der Schrift: in gute und in böse Geister. Böse Geister haben den Menschen verführt zur Sünde. Das erste Menschenpaar wurde durch einen Boten Satans zum Aufstand gegen Gott gebracht. Und dann, als es aus dem Paradies vertrieben war, stand ein Engel als Wächter vor dem Eingang zum Paradies, das ist bildlich gesprochen zugegeben, aber mit einem historischen Kern.

Der Bibel reichen die Zahlen nicht aus, um anzugeben, wie viele Engel es gibt. In der Apokalypse des Johannes ist die Rede von zehntausend mal zehntausend. Christus selbst spricht, als Petrus das Schwert ziehen will, von mehr als zwölf Legionen Engel, die ihm der Vater senden könnte. Die Legion zu sechstausend Mann, das sind zweiundsiebzigtausend. Und wir bekennen ja Gott, den himmlischen Vater, als den Herrn der Heerscharen. Ganze Armeen stehen ihm zur Verfügung. Die Zahl, die unübersehbare Zahl der Engel, ist ein Ausdruck der Macht und des Reichtums Gottes. Wenn er schafft, dann bringt er eine unvorstellbare Fülle hervor. Das gilt für die sichtbare Welt ebenso wie für die unsichtbare. Wir brauchen nur hinauszuschauen ins Weltall. Diese ungeheuren Entfernungen, diese unzählbare Menge von Himmelskörpern. Wir wissen, dass es eine Himmelsstraße, eine Milchstraße gibt, eine Galaxie. Die Forscher sagen, dass die Galaxie aus hundert Milliarden Sonnen besteht, aus hundert Milliarden Sonnen. Es gibt aber Milliarden von Milchstraßen, Milliarden von Galaxien. Nach den Berechnungen der Astronomen ist die Zahl der Himmelskörper, der Sterne, siebenzig Trilliarden, das heißt sieben mal zehn hoch zweiundzwanzig – sieben mal zehn hoch zweiundzwanzig. Ähnlich ist es mit der Welt der Stoffe. In Bern an der Universität haben sieben Forscher ausgerechnet, dass es

mindestens eine Dezillion Substanzen gibt, eine Dezillion Substanzen, also zehn hoch sechzig. Zehn hoch sechzig Substanzen. Das ist in der sichtbaren Welt. Und wenn es Gott möglich war, eine sichtbare Welt mit unvorstellbaren Ausmaßen zu schaffen, warum soll es ihm unmöglich gewesen sein, zahllose Engel als unsichtbare Wirklichkeit ins Leben zu rufen?

Diese Engel sind von einer unglaublichen Mannigfaltigkeit. Keiner ist dem anderen gleich. Jeder hat sein eigenes Antlitz. Ein jeder ist anders als der andere. Gott wiederholt sich nicht. Es fehlt ihm nicht an Einfallsreichtum. Unter den Engeln gibt es Ordnungen, einen Aufbau, eine Struktur, Rangabstufungen. Im Kolosserbrief werden sie aufgezählt: Herrschaften, Mächte, Gewalten, Cherubim, Seraphim. Aufbau und Struktur der Engel bestätigen uns, was wir aus dem Studium der Naturwissenschaften schon wissen: Gott ist ein exakter Denker. Er ist ein mathematischer Kopf. Das Prinzip seines Schaffens ist Vielfalt und Ordnung. Gott ist ein Gott der exakten Wissenschaft.

Die Engel machen sich bemerkbar. Sie bezeugen ihre Existenz durch Taten. Wenn die Erde bebt, wenn die Sonne erscheint, wenn die allerseligste Jungfrau erzittert, dann sind Engel am Werke. Wenn einmal die Gräber sich öffnen werden, dann wird das die Sache der Engel sein. „Er macht seine Engel zu Winden und seine Boten zu Feuerflammen“, heißt es im Hebräerbrief. Er macht seine Engel zu Winden und seine Boten zu Feuerflammen. Es ist uns unbegreiflich, wie Geister, reine Geister, Macht haben und Kraft ausüben können. Uns erscheint nichts ohnmächtiger als der Geist. Aber Gott überrascht uns. Er stattet die Geister mit Stärke aus. Er gibt ihnen das Vermögen, zu wirken, und zwar auch in der sichtbaren Welt Wirkungen hervorzubringen. Engel haben den Stein vom Grabe gewegewälzt, in dem Jesus beigesetzt war. Sein Antlitz leuchtete wie der Blitz und sein Gewand war weiß wie Schnee. Die Wächter erbebten vor Furcht und waren wie tot. Die Engel vermögen menschliche Gestalt anzunehmen. Als die Frauen zum Grabe kamen, da erblickten sie zwei Männer im strahlenden Kleide, die ihnen Auskunft gaben, was mit dem Gekreuzigten geschehen war. Und als Jesus endgültig in die Herrlichkeit des Vaters zurückkehrte, da standen vor den Jüngern zwei Männer im weißen Gewande, die ihnen seine Wiederkunft ankündigten.

Die Engel sind zum Dienste Gottes bestellt. Sie dienen Gott mit ihrem ganzen Wesen. Wir stellen uns das einfach vor; etwas müssen wir uns ja vorstellen. Und so sagt uns der Prophet Isaias, sie rufen ohne Unterlass: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Herr der Heerscharen, der allmächtige Gott, der war und der ist und der sein wird.“ Und ähnlich berichtet der Apokalyptiker Johannes: „Die Engel rufen Alleluja, das Heil und die Herrlichkeit und die Macht unseres Gott ist gekommen. Herrschaft ergreift der Herr, der Allherrscher. Laßt uns frohlocken und ihm die Ehre geben.“ Die Wirklichkeit ist etwas anders, als unsere Vorstellung, nämlich: das ganze Wesen der Engel, ihr ganzes Dasein, ist ein Lobgesang. Sie brauchen nicht den Mund zu öffnen, sondern mit ihrem Wesen und mit ihren Werken verherrlichen sie Gott. Sie vollstrecken Gottes Willen, auch seinen Strafwillen. Der Engel erschlägt die Erstgeburt der Ägypter. Ein Engel vernichtet die Heere der Assyrer. Die Schnitter der letzten Ernte werden Engel sein. Der Menschensohn wird seine Engel aussenden und sie werden aus seinem Reiche alle Ärgernisse sammeln und alle, die Unrecht tun, werden sie in den Feuerofen werfen. Die Engel sind die Vollstrecker der Gerichte Gottes. Der Apokalyptiker sieht, wie sie die Auserwählten besiegeln. Das Siegel ist ein Zeichen der Rettung. Sie halten die Winde fest, damit kein Wind wehe über das Land und über das Meer und über einen Baum. Engel erzeugen Donner und Brausen, Blitze und Erdbeben. „Es verbrannte der dritte Teil der Erde“, so heißt es in der Apokalypse. „Und es verbrannte der dritte Teil der Bäume. Und es verbrannte alles grüne Gras.“ Wir wissen nicht, wie das in Erfüllung gehen wird. Aber dass es geschehen wird, dafür bürgt Gottes Offenbarung. Engel erhalten den Befehl, die sieben Schalen des Zornes Gottes über die Erde auszugießen: „Der erste Engel schüttete die Schale aus. Es bildeten sich Geschwüre an allen Menschen, die nicht das Zeichen des auserwählenden Gottes haben. Der zweite Engel goss seine Schale aus über das Meer. Es starben alle Lebewesen im Meere. Ein dritter Engel goss seine Schale auf die Sonne aus und es wurde der Sonne gegeben, die Menschen zu verbrennen.“

Der Mensch steht nicht allein und geht nicht allein durch die Welt und durch die Weltgeschichte. Zwischen Dämonen und seligen Geistern ist sein Erdenweg. Engeln hat Gott befohlen, dass sie uns behüten auf allen unseren Wegen. Auf ihren Händen sollen sie uns tragen, dass unser Fuß nicht stoße an einen Stein. Engel haben das Lebenswerk, den Lebensweg unseres Heilandes begleitet. Unser Herr

hat die bösen Geister und die guten Geister wiederholt in seinem Leben erfahren. Am Anfang seiner öffentlichen Wirksamkeit steht das Duell mit dem Satan. Als er es siegreich bestanden hatte, da traten Engel zu ihm und dienten ihm, das heißt, sie brachten ihm zu essen, denn er hatte vierzig Tage gefastet. Als er am Ölberg seinen Leidenskampf ausfocht und Schweiß wie Blutstropfen aus seinen Poren floß, da kam ein Engel vom Himmel und tröstete ihn. Engel hat Gott den Menschen beigelegt. Engel hat er jedem Volk gegeben. Der Engel unseres Volkes ist Michael. Unsere Vorfahren haben ihn als Patron des deutschen Volkes erwählt. Engel haben alle Menschen – wir nennen sie die Schutzengel, denn sie tragen unsere Gebete zu Gott und sie schützen uns auf dem Wege zum Himmel vor den Fährnissen dieser Erde. Es gibt Situationen im menschlichen Leben, in denen wir erkennen. Wir sind bewahrt oder gerettet worden, nicht durch Kraft und List der Menschen, sondern durch das wirksame Eingreifen himmlischer Mächte.

Jesus hat uns gelehrt, dass die Kinder ihre Schutzengel haben. „Seht zu, dass ihr keines von diesen Kleinen geringachtet, denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel schauen alle Zeit das Angesicht meines himmlischen Vaters.“ Engel begleiten die Kinder. In einer Großstadt des Ruhrgebietes hatte um die Mittagsstunde die Glocke geläutet zum „Engel des Herrn“. Da hielt auf einer sehr belebten Straße ein Lastzug mit drei Zementsilos. Der Fahrer hatte die Handbremse angezogen und war ausgestiegen und verhandelte fünfzig Meter weiter mit dem Polier, wo der Zement abgeladen werden sollte. Kinder spielten auf den Bürgersteigen. Der Motor des Lastzuges lief noch. Plötzlich gab es einen Ruck und der Wagen setzte sich in Bewegung. Erst langsam, dann immer schneller, denn die Straße war abschüssig. Von Sekunde zu Sekunde steigerte sich die Geschwindigkeit. Der Lastzug sauste hinunter – fünfzig, hundert, fünfhundert Meter weiter, dann ereignete sich die Katastrophe. Er raste auf den Bürgersteig zu, wo ein achtjähriger Junge spielte. Die Räder erfassten das Kind. Der Wagen rammte einen stählernen Lichtmast. Er zerwühlte eine Blumenanlage und schließlich kam er zum Stehen. Die Passanten eilten herbei und wollten den Jungen herausziehen, aber man konnte es nicht, denn der Lastzug stand unter Strom, weil er den Lichtmast gerammt hatte. Man musste erst den Strom abschalten. Endlich konnte man den Jungen herausziehen. Er war fast unverletzt! Er hatte nur unbedeutende Abschürfungen erlitten und einen harmlosen Armbruch. Als der Fahrer des Lastzuges das erfuhr, schlug er die Hände vor's Gesicht und weinte. Dann sagte er: „Es heißt, Kinder haben einen Schutzengel. Ich habe nie daran geglaubt, sondern immer spöttisch darüber gelacht. Jetzt glaube ich es nicht nur, jetzt weiß ich es, dass Kinder die Lieblinge Gottes sind und einen besonderen Schutzengel haben!“

Menschen sagen, das ist Zufall! So spricht der Unglaube. Der Glaube redet anders. Zufall, meine lieben Freunde, ist der Inkognito-Besuch Gottes. Wo eine unendliche Weisheit waltet, da bleibt für den Zufall kein Raum. Vorsehung wirkt ihre Ziele durch scheinbare Zufälle. Nicht der Zufall mischt die Karten der Weltgeschichte. Nicht der Zufall würfelt die Lose unseres Lebens. Gottes Kraft und Weisheit regieren die Welt und unser Leben. Seinem Befehl gehorchen die heiligen Engel. Und deshalb wollen wir heute, meine lieben Freunde, am Beginn des Schutzengelmonats mit dem großen Bischof Michael Sailer von Regensburg beten:

„Teuer, ihr lieben Engel, muss euch meine Seele sein,
weil für sie der Sohn Gottes sein Blut vergoss.
Was Christus lieb ist, das ist auch euch lieb.
Darum lasset euch meine Seele empfohlen sein,
damit ich rein und unbefleckt mein Pilgerleben hier vollende,
und dort in eurer Gemeinschaft den sehe,
den ihr anbetet als euren König und
den ich liebe als meinen Herrn und Heiland.
Amen.“

Prälat Prof. Dr. Georg May

Weltbild und Glaube

07.10.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir Menschen suchen unsere Umgebung und sogar die gesamte geschaffene Wirklichkeit zu erkennen. Unser Verstand dringt bis zu den Gestirnen, ja bis ins Weltall vor. Und was wir erkennen, das fassen wir zusammen in einem Weltbild. Die Kosmologie, das ist die Wissenschaft vom Weltbild, sagt uns, wie der Mensch seine Umgebung, ja wie er die gesamte Wirklichkeit versteht. Lange Zeit hatte die Menschheit ein geozentrisches Weltbild. Geozentrisch besagt: Nach diesem Weltbild steht die Erde im Mittelpunkt, und die Sonne und die anderen Sterne kreisen um die Erde. Die Erde ist nach dieser Ansicht der Mittelpunkt des Planetensystems. Dieses Weltbild stammt von dem griechischen Astronomen Claudius Ptolemäus, und man nennt es deswegen das ptolemäische Weltbild. Ptolemäus lebte von 100 bis 180 in Ägypten, in Alexandrien. Danach bewegen sich die damals bekannten Planeten um die Erde. Manche waren ja noch nicht bekannt. Damals waren nur Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn bekannt. Danach bewegen sich die bekannten Planeten, ebenso wie die Sonne und der Mond, um die Erde als Mittelpunkt. Wir wissen, dass diese Sicht falsch ist. Wir teilen diese Ansicht nicht mehr. Das geozentrische Weltbild ist überholt. Und ich werde sogleich erklären, wie es dazu kam. Es hat nämlich große Forscher gegeben, die uns diese Erkenntnisse beschert haben. Obwohl also das geozentrische Weltbild überholt ist, sprechen wir immer noch so, als ob es noch gelten würde. Wie sagen: die Sonne geht auf oder die Sonne geht unter. In Wirklichkeit hat die Erde ihre Drehung um sich selbst vollendet und wendet ihre Seite, auf der wir leben, wieder der Sonne zu, sodass wir den Schein des Sonnenlichtes empfangen. Wir sprechen eben nach dem Augenschein, aber der Augenschein trügt. Die Naturwissenschaft hat unwiderlegliche Beweise erbracht, dass die Erde nicht im Mittelpunkt des Planetensystems steht. Es waren vier Männer, die diese Kenntnisse erworben haben: Nikolaus Kopernikus, Galileo Galilei, Johannes Kepler und Isaac Newton.

Nikolaus Kopernikus lebte von 1473 bis 1543 und zwar in Frauenburg, also in Ostpreußen, im heutigen polnischen Ostpreußen. Er war dort Domherr. Er hatte in Italien an den dortigen Universitäten ein universales Wissen erworben. Er war Arzt. Er war Naturforscher. In seinen privaten Studien befasste er sich mit den Sternen. Und er kam zu der Erkenntnis: Die Erde ist nicht der Zentralkörper des Weltalls, sondern die Erde ist selbst ein Planet, der sich täglich um seine eigene Achse dreht und wie die anderen Planeten um die Sonne wandert. So begründete er das heliozentrische Planetensystem, das heißt, das System des Weltalls, wonach die Sonne im Mittelpunkt steht und nicht die Erde. Und die Erde und die anderen Planeten kreisen um die Sonne. Das neue Weltbild war natürlich umstürzend, man spricht von der kopernikanischen Wende. Die Kirche hat das Weltbild, das neue Weltbild, zunächst nicht beanstandet. Luther dagegen bekämpfte es heftig. Die evangelischen Theologen von Tübingen lehnten es 1595 als unvereinbar mit der Bibel ab. Auch unter den Astronomen gab es viel Gegnerschaft. Noch Tycho de Brahe hat am geozentrischen Weltbild festgehalten, ein bedeutender Gelehrter. Die Begründung des heliozentrischen Weltsystems, das Kopernikus aufgestellt hatte, war noch unvollkommen. Es wurde erst durch Galilei, durch Kepler und Newton vervollkommenet und endgültig bewiesen.

Galileo Galilei lebte von 1564 bis 1642. Er war Astronom und Physiker. Er gilt als der große Bahnbrecher der neuzeitlichen Naturwissenschaft. Er verwandte die induktive Methode, das heißt, er schloss von einzelnen Beobachtungen auf bestimmte Gesetze. Das nennt man die induktive Methode. Und er verwandte die Methode des quantitativen Experiments, er machte Versuche und berechnete, was bei diesen Versuchen herauskam. Er leitete die Pendelgesetze, die Fallgesetze und die Wurfgesetze ab und konstruierte ein Fernrohr. Mit diesem Fernrohr beobachtete er den Himmel, den Mond, die

Monde des Jupiter, und er kam zur Erkenntnis: Das kopernikanische Weltbild stimmt. „Ich kann es bestätigen.“ Als man ihm den angeblichen Widerspruch zur Bibel vorhielt, verwies er auf den volkstümlichen, nicht naturwissenschaftlichen Charakter der Heiligen Schrift. Er war überzeugt, dass es zwischen dem Buch der Natur und dem Buch der Offenbarung einen Widerspruch nicht geben könne. Klare Erkenntnisse der Naturwissenschaft können, so war er überzeugt, der Bibel nicht widersprechen. Aber seine Anschauungen waren noch nicht ganz gesichert. Es fehlte noch der überzeugende Beweis. Und deswegen wurde er vor eine römische Behörde geladen, vor die Indexkongregation, und diese Kongregation kam nach Prüfung seiner Ansicht zu der Erkenntnis oder zu der Beurteilung: Die beiden Sätze, nämlich dass die Erde sich um sich selbst dreht und dass die Erde sich um die Sonne bewegt, die beiden Sätze widersprechen der Heiligen Schrift. Jawohl – das hat diese römische Behörde festgestellt. Das war natürlich ein großer Irrtum. Aber der Irrtum stand jetzt im Raume. Galilei wurde Schweigen auferlegt. Doch er dachte nicht daran, zu schweigen. Und deswegen kam es nach dem ersten zu einem zweiten Prozess gegen ihn. Ihm wurde jetzt der Widerruf auferlegt und – er leistete ihn, gegen seine Überzeugung! Am 22. Juni 1633 schwor er der Ansicht des Kopernikus ab. Allerdings die Worte „und sie bewegt sich doch“ hat er nicht gesprochen. Sein Buch wurde verboten. Er wurde zur Haft verurteilt, aber die Haft brachte er im Hause seines Freundes, des Erzbischofs von Siena, und später in seiner Villa, also in seinem eigenen Hause, zu. Galilei starb als gläubiger Katholik. Die Kongregation tat einen bedauerlichen Fehlgriff. Das ist unumstritten. Sie hielt für einen Gegenstand des Glaubens, was in Wirklichkeit ein Objekt der Naturerkenntnis ist. Die Kirche hat diesen Irrtum erkannt und zugegeben. Papst Johannes Paul II. hat am 31. Oktober 1992 Galilei rehabilitiert.

Was Galilei noch nicht fertigbrachte, das gelang Johannes Kepler. Er lebte von 1571 bis 1630. Er ist einer der großen Begründer der neuzeitlichen Naturwissenschaft. Von ihm stammen die drei Grundgesetze der Planetenbewegung. Ich hatte das Glück, einen ausgezeichneten Unterricht in Physik zu erhalten, und so haben wir schon als Kinder von diesen drei Gesetzen, den drei keplerschen Gesetzen, gehört. Und damit schuf er die Grundlagen der Astronomie. Kepler war ein frommer evangelischer Christ. Seine Anschauung von der Natur war vom Gottesglauben durchtränkt, aber er geriet in Konflikt mit der evangelischen Kirche. Er mochte sich nämlich nicht auf die Konkordienformel, also ein Lehrgesetz, verpflichten, und er glaubte auch nicht an die von Luther gelehrt Allgegenwart, an die Allgegenwart des Leibes Christi. Deswegen wurde er von der evangelischen Kirche exkommuniziert. Er durfte nicht mehr am Abendmahl teilnehmen.

Den Schlußstein der neuzeitlichen Weltansicht lieferte der überragende Gelehrte Isaac Newton. Er lebte von 1643 bis 1727. Er war Mathematiker, Physiker und Astronom in einem. Er gilt als der Begründer der klassischen theoretischen Physik. Er formulierte die drei Axiome der Mechanik: das Trägheitsgesetz, das dynamische Grundgesetz und das Wechselwirkungsgesetz. Vor allem aber – und darauf kommt es hier an – das Gravitationsgesetz. Newton erkannte, dass die Massen einander anziehen. Und diese Massenanziehung beschrieb er mit dem von ihm „erfundenen“ oder besser „gefundenen“ Gravitationsgesetz. Er bewies, dass die irdischen Naturgesetze auch für die Himmelskörper gelten. Er ist der Begründer der Himmelsmechanik. Und mit seinem Gravitationsgesetz gelang es ihm, die Aufstellungen des Kopernikus zu beweisen. Die Bewegung der Planeten gehorchen dem Gravitationsgesetz. Das hat sich in der Folgezeit noch weiter entwickelt. Man hat nämlich mit dem Gravitationsgesetz herausgefunden, dass es wegen Störungen der Bahn des Planeten Uranus einen Planeten geben muss, den man bisher nicht gesehen hatte. Und tatsächlich: Eines Tages entdeckte man mit einem neuen Fernrohr diesen noch nie gesehenen Planeten, den Neptun. Newton vereinte strenge Wissenschaftlichkeit mit christlicher Gläubigkeit. Er sah in den Naturwissenschaften keinen Gegensatz zum Glauben, sondern lediglich die Methode, das empirisch Fassbare zu erklären. Der Unglaube, der behauptet, sich auf die Naturwissenschaften zu berufen, kann keinen dieser großen Gelehrten für sich in Anspruch nehmen. Sie waren allesamt gläubige, christliche, gottesfürchtige Männer.

Einen Gegensatz zwischen Naturerkenntnis und Gottesglauben kann es nicht geben. Warum nicht? Weil Gott der Urheber der irdischen und der himmlischen Wirklichkeit ist. Ein und derselbe hat die irdische und die himmlische Wirklichkeit geschaffen. Und wie entstehen Konflikte zwischen Glauben und Naturwissenschaft? Durch Grenzüberschreitungen. Wenn der Glaube etwas für sich in Anspruch nimmt, was der Wissenschaft zugehört oder wenn die Wissenschaft etwas behauptet, was

zum Glauben gehört. Konflikte entstehen nur, wenn sich die jeweiligen Bereiche vermischen. Wenn der Gläubige in die Naturwissenschaft übergreift, und wenn die Naturwissenschaft in den Glauben übergreift. Es ist berechtigt, ja notwendig, bei der Heiligen Schrift zwischen Rahmen und Kern, zwischen volkstümlicher Redeweise und Offenbarungsaussage zu unterscheiden. Für die göttliche Mitteilung, also für die Offenbarung, darf nicht mehr in Anspruch genommen werden, als was Gott sagen wollte. Jede übermäßige, jede unzulässige Überschreitung dieser Grenze führt zum Irrtum. Die Heilige Schrift passt sich in ihren Aussagen über die Welt, über die Tiere, über die Pflanzen den Anschauungen ihrer Umgebung an. Sie will ja von den Zeitgenossen verstanden werden. Also die Bücher, die vor Tausenden von Jahren entstanden sind, mussten mit den Anschauungen der damaligen Zeitgenossen rechnen. Und so mussten sie eben deren Sprache sprechen und deren Ansichten übernehmen. So steht im 5. Buch Mose: Der Hase und das Kaninchen seien Wiederkäuer. Das sind sie natürlich nicht, wie die Kamele oder wie die Kühe. Die Hasen und Kaninchen sind keine Wiederkäuer, aber das steht im 5. Buch Mose, weil es eben damals so angesehen wurde. Die Bibel ist kein Lehrbuch der Zoologie, aber auch keines der Kosmologie. Sie will uns nicht über irdische Dinge belehren, sondern über die Wirklichkeit Gottes. Das Weltbild gehört nicht zu den Gegenständen, über die uns Gottes Offenbarung unterrichten will. Den Lauf der Erde und der Gestirne zu untersuchen, das hat Gott dem Verstand des Menschen überlassen. Deswegen, meine lieben Freunde, wir Gläubigen brauchen vor den gesicherten Ergebnissen der Naturwissenschaften nicht zu zittern. Wir vermögen sie zu begrüßen, weil sie einen Teil der Schöpfung des allgewaltigen Gottes erschließen. Auch von den Erkenntnissen der Naturwissenschaften gilt das Wort: „Oh Gott, wir preisen dich ob deiner großen Herrlichkeit!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Ich habe keinen Menschen

14.10.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Bei einem Fest der Juden weilte Jesus in Jerusalem. Er kam zu dem Teich am Schaftor. In den Säulengängen lag eine Menge Kranker, Blinder, Lahmer, Ausgezehrter, das heißt, Tuberkulöser. Sie warteten auf das Aufwallen des Wassers. Wer dann als erster in den Teich stieg, wurde geheilt, er konnte eine Krankheit haben, wie er wollte. Dort war ein Mann, der seit 38 Jahren krank war. Jesus trat zu ihm und fragte: „Willst du gesund werden?“ Der Kranke antwortete: „O Herr, ich habe keinen Menschen, der mich in den Teich bringt, wenn das Wasser aufwallt. Bevor ich selbst komme, ist ein anderer hinabgestiegen!“ Der Mann hat einen Satz ausgesprochen, der von ungezählten Menschen aller Zeiten nachgesprochen worden ist: „Ich habe keinen Menschen!“ Das ist der Seufzer der Einsamen und Verlassenen, der Ausgesetzten und Verwaisten, der Heimatlosen und Entwurzelten. „Ich habe keinen Menschen, der mich versteht, der zu mir steht, der mir hilft! Ich habe keinen Menschen, der meine Fragen beantwortet und meine Zweifel löst. Ich habe keinen Menschen, der mich über die Klippen und Untiefen meines Lebens hinwegführt. Ich habe keinen Menschen, zu dem ich reden kann vom Ringen und Suchen meiner Seele, vom Heimweh meiner Seele, von meiner Schuld und von meinem Versagen, von meinem Ungenügen und von meinen Selbstzweifeln.“

Der Mensch sucht einen Menschen, einen treuen, selbstlosen, nahen Menschen. Von Menschen in allen Verhältnissen ist diese Klage zu hören. Viele Alleinstehende sagen es bedauernd, betrübt oder bitter: „Ich habe keinen Menschen, der zu mir hält, der mich versteht, der mir beisteht, dem ich vertrauen kann.“ Gott hat die Ehe gestiftet mit der Begründung: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.“ Ehen werden geschlossen, damit der Angehörige des einen Geschlechtes einen Menschen findet in einem Angehörigen des anderen Geschlechtes. Man sollte erwarten, dass bei Verheirateten die Klage verstummt: „Ich habe keinen Menschen!“ Die Wirklichkeit sieht anders aus. In vielen Ehen ist die Gemeinsamkeit erloschen. Die Gatten haben sich nichts mehr zu sagen. Eine Dame, die seit Jahrzehnten verheiratet ist, klagte mir: „Ich kann mit meinem Mann nicht über das reden, was mich bewegt. Er ist beschäftigt mit der Politik und mit seinen Wertpapieren.“ Im Munde ungezählter Kinder wandelt sich die Klage „ich habe keinen Menschen“ in den Seufzer: „Ich habe keine Eltern. Ich habe einen Vater, ich habe eine Mutter, aber ich habe keine Eltern, denn die Eltern sind mit sich und mit ihrer Selbstverwirklichung beschäftigt. Sie sind zerstritten oder sie sind getrennt.“ Die Einsamkeit der Pubertät presst vielen Jugendlichen die Klage aus der Seele: „Ich habe keinen Menschen, der mir in meinem körperlichen und seelischen Umbruch zur Seite steht, der mich lenkt, der mich aufrichtet in den Niederlagen meines jungen Lebens!“ „Ich habe keinen Menschen, der mir ein lockendes Beispiel, ein hinreißendes Vorbild ist, nach dem ich mich richten kann.“ Bei Schülern erhält die Klage „ich habe keinen Menschen“ eine andere Färbung, nämlich darin ist zu hören, das Vermissen des einführenden Eingehens, des pädagogischen Taktes, der aufrichtenden Ermunterung. Allzu viele Lehrer vermitteln lediglich Wissen, unterlassen aber die Erziehung, wecken kein Vertrauen, lassen ihre Zöglinge mit ihren Nöten allein. Gelegentlich nimmt die Klage „ich habe keinen Menschen“ dramatische Ausmaße an. Verzagte und Verzweifelte, Enttäuschte und Verbitterte scheiden aus dem Leben, weil sie sich aufgegeben, allein gelassen vorkommen, weil kein Mensch sich ihrer Not annahm. Im vergangenen Jahre haben sich in Rheinland-Pfalz 543 Menschen selbst den Tod gegeben. Wie viele von ihnen mögen keinen Menschen gehabt haben, der sie gehalten, der sie getragen, der sie gerettet hat.

Die Kirche ist eine Gemeinschaft von Menschen desselben Glaubens und desselben Strebens. Sie sind eins in Christus, eins in der Gnade. Umso befremdlicher ist, dass sich auch in der Kirche die Klage der Vereinsamten erhebt. „Ich habe keinen Menschen!“ Sie hat in den letzten Jahrzehnten die Um-

formulierung angenommen: „Ich finde keinen Beichtvater“, weil entweder die Priester die Verwaltung des Bußsakramentes unterlassen oder weil sie die Kunst des Beichthörens nicht beherrschen! Andere klagen: „Ich finde keinen Liturgen, zu dem ich mit Vertrauen gehen kann! Ich finde keinen Priester, der das Opfer der Kirche normgemäß, fromm und erbaulich vollzieht! Ich weiß nicht, wohin ich gehen soll.“ Gelegentlich nimmt die Klage „ich habe keinen Menschen“ eine kollektive Gestalt an. Vor geraumer Zeit suchte mich ein Kanoniker eines süddeutschen Domkapitels auf. Er schilderte mir die Mißstände in seiner Diözese. Ich fragte ihn: Was tut Ihr Bischof? Er antwortete „Wir haben keinen Bischof!“ Er wollte nicht sagen, der Bischofsstuhl ist unbesetzt, sondern der Bischof tut nichts, der Bischof versäumt seine Pflicht. „Wir haben keinen Bischof“, sagte er zu mir.

Meine lieben Freunde. Wer klagt, „ich habe keinen Menschen“, vergisst leicht, dass die Menschen seiner Umgebung in einer ähnlichen Lage sind, dass auch sie nach einem Menschen Ausschau halten, dem sie vertrauen, dem sie sich öffnen, dem sie sich bis zu einem gewissen Grade schenken können. Alle suchen einen Menschen, der ihnen beisteht, der sie entlastet, der ihnen hilft, die Last des Lebens und des Schicksals zu tragen. Wir alle brauchen Menschen, sind auf Menschen angewiesen, die uns führen und raten, die uns mahnen und warnen. Es muss Herzen geben, meine lieben Freunde, welche die Tiefe unseres Wesens kennen und auf uns schwören, selbst wenn die ganze Welt uns verlässt. Wer nach einem Menschen, nach seinem Menschen Ausschau hält, muss sich aber fragen: Bin ich geeignet und fähig, einen Menschen zu empfangen, der mir Helfer, Freund, Kamerad sein soll? Wer einen Menschen sucht, der muss sich auch tauglich machen, ihn aufzunehmen. Er muss sich gemeinschaftsfähig machen, denn jede Gemeinschaft stellt Forderungen. Wir dürfen beten um einen Menschen, der uns anhört und versteht, der uns Freund und Mahner werden kann. Aber er kann nur von Gott kommen. Die Klage „ich habe keinen Menschen“ bleibt auch nicht immer unerhört. Gott erweckt solche Menschen, er hilft uns nicht so sehr durch sich selbst, sondern durch Menschen, die er zu uns sendet. Er schickt uns Kinder, Erwachsene, Priester als Boten, die uns etwas zu sagen haben, die uns etwas zu bedenken geben. Es gibt Menschen, die begreifen, dass Gott ihnen einen Menschen zugewiesen hat, den sie stützen, aufrichten, korrigieren sollen. Es gibt Menschen, die sich anderen zugesellen als verstehende, helfende Gefährten, Begleiter und Stützen. Ein jeder muss sich fragen, ob ihm nicht von Gott ein Mensch zugewiesen ist, den er beraten, betreuen, hüten und umsorgen soll. Keiner lebt für sich allein. „Wenn jeder dem anderen helfen wollte, wäre bald allen geholfen“, schreibt einmal Marie von Ebner-Eschenbach. Vielleicht sind wir dazu berufen, die Klage eines Menschen oder gar vieler Menschen „ich habe keinen Menschen“ zum Schweigen zu bringen, weil wir diesen oder jenen Menschen das sein können, was sie brauchen und was sie suchen. Angehörige, Verwandte, Kollegen, Nachbarn können dazu berufen sein, die Sehnsucht eines anderen zu erfüllen, der Ausschau hält nach einer mitfühlenden Seele. Jeder muss sich fragen: Kann ich oder muss ich einem anderen der Mensch sein, auf den er wartet, den er braucht, den Gott mir zugewiesen hat? Wenn wir es erkennen, dass wir dazu bestimmt sind, den anderen zu begleiten, zu stützen und zu tragen, dann machen wir uns darauf gefasst, diese Aufgabe zu übernehmen. Dann erwerben wir die Tugenden und üben wir die Tugenden, die notwendig sind, um einem anderen Menschen Halt und Stütze zu sein: Feinfühligkeit, Rücksichtnahme, Aufmerksamkeit, Selbstlosigkeit, Wahrhaftigkeit.

Der Dienst an Menschen ist anstrengend. Er verlangt ständige Aufmerksamkeit, ständigen Einsatz. Ohne Aufopferung lässt sich keine Freundschaft halten. Wenn ein Mensch sich einem anderen zugeordnet weiß, muss er ständig an sich arbeiten, um den Erfordernissen dieser Zuordnung gerecht zu werden. Er muss die Gesinnungen und die Haltungen in sich entfalten, die den Bedürfnissen des anderen angemessen sind. Das beste, meine lieben Freunde, was ein Mensch für den anderen tun kann, ist doch immer das, was er für ihn sein kann. Er versteht seine Beziehung zu dem anderen als Dienst, und dieser Dienst muss in Selbstlosigkeit geleistet werden. Er sucht nicht das Seine, sondern das Wohl des anderen. Wenn die Liebe zu rechnen anfängt, ist sie keine Liebe mehr. Stets muss in uns das Bewusstsein der Verantwortung sein, die wir für die anderen tragen. Wenn es einmal heißt: „Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung“, dann werden wir auch gefragt werden, was wir mit den Menschen getan haben, die Gott uns zugeordnet hat.

Es ist ein unbeschreibliches Glück, einen Menschen zu haben, der uns versteht und beisteht, der zu uns hält und uns nicht verlässt, wenn es schwierig wird. Dieses Glück will erhalten und gepflegt wer-

den. Wer beglückt sagen kann, „ich habe einen Menschen“, der muss diesen als ein unverdientes Geschenk ansehen. Wer einen Mensch gefunden hat, der ihn von seiner Einsamkeit erlöst, der muss ihm die Haltung bezeigen, die allein geeignet ist, die Zweisamkeit zu erhalten und fruchtbar zu machen. Jede Gemeinschaft, jede Seelenfreundschaft, jede Kameradschaft muss gehütet werden. Dem Menschen, den wir gefunden oder den Gott uns gegeben hat, müssen wir mit Ehrfurcht begegnen. Ehrfurcht ist scheue Liebe und liebende Scheu. Ehrfurcht ist Staunen und Achtung vor dem anderen. Ehrfurcht schafft die feine Distanz, die das „Sich-gehen-lassen“ und Absinken ins Triviale verhindert. Die Ehrfurcht meidet jede plumpe Vertraulichkeit. Ich lernte einmal im Orden der Mellersdorfer Schwestern zwei leibliche Schwestern kennen, die im selben Hause tätig waren und in derselben Zelle schliefen. Diese beiden Schwestern sprachen sich mit „Sie“ an. Sie mieden das „Du“ aus Ehrfurcht voreinander.

Wir dürfen Menschen, die uns Gott gegeben hat, nicht überfordern, nicht ausnutzen. Immer, wenn wir um etwas bitten, müssen wir uns fragen: „Darf ich darum bitten? Ist es notwendig oder dient es nur meiner Bequemlichkeit?“ Vor allem sollen wir einander Weggefährten zum Himmel sein. Derjenige, der einen Menschen sucht, und der andere, der sich finden lässt. Weggefährten zum Himmel. Wenn eine Gemeinschaft, eine Kameradschaft nicht zum Himmel führt, dann hat sie ihren Sinn verfehlt.

Unser Heiland konnte am Abend seines Lebens sagen: „Keinen von denen, die Du mir gegeben hast, habe ich verloren.“ O dass wir das doch von den Menschen sagen könnten, die Gott uns gegeben hat. O dass wir uns doch in der ewigen Seligkeit bestätigen lassen könnten: „Du hast mich an der Hand genommen und du hast mich über die Klippen des Lebens geführt.“

In der ewigen Seligkeit, meine Freunde, verstummt die Klage „ich habe keinen Menschen!“ Im Zustand der Erfüllung werden wir nicht nur einen Menschen haben, sondern alle heimgekommenen Menschen werden uns nahe sein, weil sie alle in Gott eins sind.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Sieg der Wahrheit in Nicäa

21.10.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Eines Tages, als die Pharisäer versammelt waren, fragte sie Jesus: „Was dünkt euch vom Messias? Wessen Sohn ist er?“ Sie antworteten: „Der Sohn des David!“ Jesus entgegnete: „David nennt ihn seinen Herrn. Wie kann er da sein Sohn sein?“

Die Frage nach dem Wesen Jesu ist in 2000 Jahren Kirchengeschichte nicht verstummt. Immer wieder und immer erneut unternahmen es Menschen, eine Antwort zu finden auf die Frage: „Was dünkt euch von Christus?“ Die Christenheit hat von Anfang an versucht, in das Wesen und in die Art Jesu einzudringen. Die Heilige Schrift bezeugt dieses unaufhörliche Bemühen, Jesus zu verstehen. Die Jünger Jesu und seine Anhänger gaben ihm „Würdenamen“, „Hoheitstitel“, die seine Wesensart aufdecken sollten. „Jesus ist der Christus“, das heißt „der Messias“, er ist der „Menschensohn“, der Menschensohn, den der Prophet Daniel verkündet hatte. Er ist der „Gottessohn“. Das ist wohl die höchste Aussage: „Der Gottessohn!“ Das alles ist richtig und notwendig. Aber es beantwortet nicht die entscheidende Frage, nämlich: „Wie steht Jesus zu Gott, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde?“

Im Johannesevangelium wird uns darüber genauere Auskunft gegeben. Da sagt Jesus von sich: „Ich und der Vater sind eins. Wer mich sieht, sieht den Vater.“ Aber auch: „Der Vater ist größer als ich!“ Das sind gewaltige Selbstzeugnisse, aber wie sind sie zu verstehen? Wie lassen sie sich widerspruchsfrei vereinen? Das christliche Denken hat einen Ausgleich gesucht. Die Kirche konnte sich mit der Wiederholung der biblischen Aussagen nicht begnügen. Warum nicht? Weil damit dem Verstehen keine Hilfe geleistet worden wäre. Und weil die falschen Ansichten damit nicht zurückgewiesen werden konnten. Sie musste die biblischen Bilder in Begriffe der Philosophie übersetzen. Sie hat diese Aufgabe geleistet. Die Gelehrten, das Gottesvolk, sie alle haben daran mitgearbeitet, in das Wesen Jesu einzudringen.

Die Gelehrten, die es unternahmen, das Wesen Jesu zu bestimmen, gingen damit ein erhebliches Risiko ein, nämlich das Risiko, sich zu verirren, das Risiko, die Wirklichkeit Jesu zu verfehlen. Aber ohne Versuch gibt es kein Gelingen. Entscheidend war die Antwort auf beiden Fragen:

1. Ist Jesus Gott oder ein Geschöpf Gottes?
2. Wenn er Gott ist, wie ist der Glaube an die Gottheit des Sohnes mit dem Glauben an die Einheit Gottes zu vereinigen?

Es wurden zwei Lösungen vorgeschlagen, die beide in die Irre gingen. Die einen erklärten: „Christus ist ein bloßer Mensch, aber er ist mit Gottes Kraft in besonderem, in einzigartigem Maße ausgestattet.“ Die anderen sagten: „In Jesus ist der Vater auf die Erde gekommen. Der Vater hat verschiedene Offenbarungsweisen angenommen.“ So war entweder die Gottheit des Sohnes oder der persönliche Unterschied zwischen Vater und Sohn preisgegeben. So ging es nicht! Die Kirche hat deswegen diese beiden Gruppen aus ihrem Schoße ausgeschlossen. Weit verbreitet war die Neigung, den Sohn, ohne freilich seine Gottheit zu leugnen, dem Vater unterzuordnen. Man nennt das Subordinationismus. Die andere Weise Jesus zu verstehen, vor allem in der Römischen Kirche, bestand darin, dass gelehrt wurde: „Vater und Sohn sind im Wesen gleich.“ Diese Lehre, die in der Schrift begründet ist, „Ich und der Vater sind eins“, diese Lehre trat im Glaubensbewusstsein der Kirche immer deutlicher hervor und wurde auch im vierten Jahrhundert bestätigt, aber nach langdauernden Kämpfen. In Alexandrien, das ist das heutige Ägypten, in Alexandrien trat ein Mann, ein Priester auf namens

Arius. Er war ein gescheiter Mann, er war ein Gelehrter, aber er ging in die Irre. Er ordnete den Sohn dem Vater unter. Er sprach ihm das göttliche Wesen und die göttlichen Eigenschaften ab. Namentlich die Ewigkeit und das „Aus-Gott-Sein“. Er lehrte: „Es gab eine Zeit, wo der LOGOS, also Jesus, nicht war. Aus Nichtseiendem ist er geworden.“ Das waren seine Hauptsätze. Der LOGOS Jesus Christus ist also ein Geschöpf, ein Gebilde des Vaters. Er ist als erstes und vornehmstes Geschöpf geschaffen, aber eben als Geschöpf. Er ist veränderungsfähig, er ist entwicklungsfähig, er ist dem Wesen nach dem Vater fremd, dem Wesen nach dem Vater fremd, nur dem Willen nach mit ihm geeint. Und in der Voraussicht seiner Verdienste hat ihn der Vater als Sohn angenommen. Er ist Gott, aber in einem übertragenen Sinne, nicht im wirklichen Sinne, nicht im metaphysischen Sinne. Das heißt: Arius hat Jesus Christus zu einem Halbgott, zu einem Heros, wie man ihn aus den heidnischen Religionen kannte, erniedrigt.

Der Bischof von Alexandrien, anders als unsere Bischöfe, der Bischof von Alexandrien trat ihm sofort entgegen und hat ihn, als er unbelehrbar blieb, aus der Kirche ausgeschlossen. Aber seine Lehre war damit nicht erledigt. Sie nahm größere Ausdehnung an, sie fand Anhänger, vor allen bei den Germanenstämmen. Sie waren die hartnäckigsten Anhänger des Arius. Und auch unter Bischöfen gab es Gefolgsleute, vor allem den Eusebius von Nikomedien. Nikomedien war damals die Hauptstadt des Reiches. Und Eusebius wirkte dort und hatte das Ohr des Hofes. Es regierte damals Kaiser Konstantin. Konstantin war noch ungetauft. Er war höchstens Katechumene, aber Konstantin trat auf die Seite der Gegner des Arius. Er schickte den Hosius, einen Bischof aus Spanien, nach Alexandrien, um die Versöhnung zwischen dem Bischof und dem Priester zu betreiben, aber sie mißlang. Da beschloß der Kaiser ein Reichskonzil einzuberufen, und zwar nach Nicäa. Nicäa ist das heutige Iznik in der Türkei. Dort trat das Konzil im Jahre 325 zusammen, und zwar von Mai bis Juli. Arius war zugegen. Er durfte seine Lehre verteidigen, siebzehn Bischöfe traten auf seine Seite. Aber es waren immerhin dreihundert oder dreihundertachtzehn Bischöfe anwesend. Die Synodalverhandlungen gestalteten sich außerordentlich bewegt, so dass der Kaiser eingreifen musste und zur Eintracht und zum Frieden mahnte.

Es wurden drei Glaubensbekenntnisse vorgelegt. Das erste war arianisch und wurde sofort abgewiesen. Das zweite war vermittelnd. Man beschränkte sich bei diesem zweiten vorgelegten Glaubensbekenntnis auf biblische Wendungen, aber damit war eben keine Klarheit geschaffen, denn die biblischen Wendungen wurden verschieden ausgelegt. Und so kam ein drittes Glaubensbekenntnis zustande, von Bischof Hosius und Athanasius formuliert. Es ist das Glaubensbekenntnis, meine lieben Freunde, das wir heute, wie in jeder Sonntagsmesse feiern und bekennen. Da heißt es, dass der Sohn Gottes aus dem Wesen des Vaters sei. Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott, nicht halber Gott, gezeugt. Damit wird abgewiesen, dass er geschaffen sein soll. Zeugung ist der Hervorgang eines Wesensgleichen. Gezeugt, nicht geschaffen, wesensgleich dem Vater. Das ist das entscheidende Wort: *homoousios* im Griechischen. Wesensgleich dem Vater. Das wurde das Fanal und das Banner der Rechtgläubigen. *Homoousios* – wesensgleich! Und dann wurden die Sätze des Arius abgewiesen, dass es eine Zeit gegeben habe, wo er nicht existiert habe. Dass er aus dem Nichts geworden sei, dass er der Wesenheit nach dem Vater verschieden sei. Arius wurde aus der Kirche ausgeschlossen, mit dem Anathema belegt, und seine Bücher, seine Schriften wurden verbrannt. Das Konzil von Nicäa wurde fast allgemein angenommen, zunächst – fast allgemein angenommen. Aber die Irrlehre war damit nicht besiegt, sie hatte hohe Gönner. Zwar nicht den Konstantin, aber dessen Nachfolger Konstantius. Dieser Kaiser Konstantius war Arianer, und er verschaffte dem Arianismus wieder weite Verbreitung. Es traten mehrere Synoden zusammen, die die arianische Lehre verkündeten, so dass Hieronymus schreiben konnte: „Der Weltkreis wunderte sich, dass er arianisch geworden war.“ Dabei ist es aber nicht geblieben. Erstens einmal starb der Konstantius im Jahre 350, und es kamen andere Kaiser. Es traten auch viele rechtgläubige Bischöfe mit Wort und Schrift für die reine Lehre ein, vor allem die großen Kappadokier. In unseren Gegenden Hilarius in Gallien, die Päpste Liberius und Damasus, und unter Kaiser Theodosius dem Großen wurde die rechte Lehre zum Siege geführt. Er hat 380 ein Gesetz erlassen: „Das ganze Reich hat die Lehre von Nicäa anzunehmen!“ Nur bei den Goten, bei unseren Germanen, da hielt sich die Lehre noch länger.

Die geschilderten Personen und Ereignisse zeigen, wie ernst die Kirche die Beantwortung der Frage genommen hat: „Was dünkt euch von Christus?“ Die Väter von Nicäa haben gewiß alle menschlichen Mittel benutzt, um zur Klarheit zu kommen. Die Denkgesetze, philosophische Begriffe, die Heilige Schrift, die Überlieferung. Die Kirche hat aber in Nicäa auch zum Heiligen Geist gefleht. Mit großer Intensität, damit er sie erleuchte und zur Erkenntnis der Wahrheit führe. Damit war sie bei der richtigen Adresse. Der Heilige Geist hat nicht nur durch die Propheten gesprochen. Der Heilige Geist hat nicht nur die Autoren der Heiligen Schrift inspiriert. Der Heilige Geist ist in der gesamten Geschichte der Kirche gegenwärtig, genauso wie im Urchristentum. Jede Periode der Geschichte ist unmittelbar zu Gott. Der Heilige Geist war daher in Nicäa nicht weniger wirksam als am ersten Pfingstfest der jungen Kirche. Der Sieg der Christen, welche die Wesensgleichheit zwischen Vater und Sohn bekannten, ist nicht der Erfolg einer Partei, sondern der Triumph der Wahrheit. Die Konzilsväter, die diese Lehre durchsetzten, waren die Werkzeuge des Heiligen Geistes. Von ihm hatte Jesus einst verheißen, dass er seine Jünger in alle Wahrheit einführen werde. Auf dem Konzil von Nicäa hat er es in wunderbarer Weise getan.

Sie fragen mich vielleicht: „Warum erzählen Sie uns diese alten Sachen?“ Meine lieben Freunde! Ich bräuchte von der Irrlehre des Arius nicht zu sprechen, wenn sie nicht heute auf protestantischer Seite herrschend geworden wäre! Und leider, leider auch von manchem katholisch sich nennenden Theologen vertreten würde. Fast die gesamte neuere protestantische Theologie gibt das christologische Dogma von Nicäa auf. Die Lehre von dem ewigen Sohn Gottes, der Mensch geworden ist, wird als Mythologie ausgegeben. Jedes Seinsurteil über Christus wird abgelehnt. Die altkirchlichen Dogmen stellen nach dem Urteil der meisten protestantischen Theologen einen Fremdkörper dar. Die Dogmenautorität wird radikal bestritten. Leider fehlt es nicht an katholischen Theologen, die mehr oder weniger offen die Gotteswürde Jesu verschweigen oder ablehnen. Der bekannteste ist der Tübinger Theologe Küng. Das kirchliche Lehramt ist in diesem Falle nicht untätig geblieben. Die deutschen Bischöfe haben am 17. November 1977 erklärt: „Der Schweizer Theologe Küng lässt die Gottheit Jesu unter den Tisch fallen.“ Damit hat er sich nicht bloß vom Konzil von Nicäa verabschiedet, sondern sich vom Glauben der Kirche getrennt. Die Behauptung, man könne die Person Jesu auch anders bestimmen als das Konzil von Nicäa, ist unzutreffend. Noch niemand hat eine Wesensbeschreibung Christi vorgenommen, die mit der von Nicäa konkurrieren könnte. Was das Konzil von Nicäa verkündet hat, ist bleibend gültig! Deswegen beten wir eben, auch heute in unserer Heiligen Messe, das nicänisch-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis, wie in jeder Sonntagsmesse.

Lassen Sie sich, meine lieben Freunde, nicht irre machen. Was das Konzil von Nicäa verkündet hat, ist keine zeitgebundene, überholbare Meinung, sondern das Zeugnis des Geistes der Wahrheit. An uns ist es, den Glauben, der sich in Nicäa sieghaft durchgesetzt hat, festzuhalten und an kommende Generationen weiterzugeben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Erhöhung Christi als Proklamation seines Königtums

28.10.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Königsfestes unseres Herrn und Heilandes Versammelt!

Im Jahre 1925 hat Papst Pius XI. das Christkönigsfest eingesetzt. Man könnte fragen: Ist das nicht reichlich spät? Nein! Warum nicht? Weil es das Königsfest Christi schon immer gab. Das Königsfest Christi, das uralte Königsfest Christi, ist das Fest der Auferstehung und der Himmelfahrt Jesu. Da wurde er zum König des Weltalls vor aller Welt eingesetzt. Als der Vater seinen Sohn aus dem Grabe rief, als er ihn sieghaft auferstehen ließ, als er ihn glorreich in die Herrlichkeit des Himmels aufnahm, da hat er ihn vor aller Welt beglaubigt, da hat er ihn als seinen König proklamiert, da hat er ihn vor aller Welt als König offenbar gemacht. Die Schrift nennt diesen Vorgang die „Erhöhung“, *hypsosis* im Griechischen. Sie verkündigt Petrus am Pfingstfest. „Jesus starb und wurde begraben. Gott aber hat ihn auferweckt. Gottes Rechte hat ihn erhöht.“ „Hat ihn erhöht.“ So bezeugen die Apostel auch vor dem Hohen Räte: „Der Gott unserer Väter hat Jesus auferweckt, den ihr umgebracht habt und den ihr ans Kreuz gehängt habt. Diesen Führer und Heiland hat Gott zu seiner Rechten erhöht – erhöht, um Israel Umkehr und Sündenvergebung zu gewähren.“

Wenn Jesus durch die Erhöhung zum König proklamiert wird, erhebt sich die Frage: „Ja, ist er es vorher nicht gewesen?“ Ohne Zweifel! Tatsächlich ruht das Königtum Jesu, also des Mannes von Nazareth, ruht das Königtum Jesu nicht auf Auferstehung und Himmelfahrt, sondern auf der hypostatischen Union. Das Wort müssen Sie sich merken, meine Freunde: Es ruht auf der hypostatischen Union. Was ist das? Das ist folgendes: Die göttliche und die menschliche Natur sind in Christus hypostatisch, d.h. in der Einheit der Person verbunden. Göttliche und menschliche Natur in der Einheit der Person, des LOGOS, verbunden. In Christus ist eine Person, nicht zwei, wie Nestorius wollte, und in ihm sind zwei Naturen, eine menschliche und eine göttliche, aber beide werden von der göttlichen Person getragen. Die göttliche Person wirkt in der menschlichen Natur und durch die menschliche Natur. Durch diese Verbindung ist der Mensch Jesus von Nazareth König des Weltalls geworden, weil er die göttliche Natur und die göttliche Person angenommen hat. Die hypostatische Vereinigung der menschlichen Natur Christi mit der göttlichen Person, mit dem LOGOS, erfolgte im Augenblick der Empfängnis. Von dem Moment an, da der LOGOS begann, ein Mensch zu werden, ist er auch Gott, und von diesem Moment an ist er auch König. Sein Königtum ruht auf seiner Gottheit.

Die hypostatische Union wurde niemals unterbrochen. Auch im Tode war Jesus mit der Gottheit vereinigt. Die Verbindung von Leib und Seele hat sich gelöst, aber die Gottheit war mit beiden Teilen, mit dem Leibe und mit der Seele. Die hypostatische Union wird auch nie aufhören. Sie hält auch im Himmel an, und deswegen ist das Königtum des Jesus von Nazareth ein ewiges Königtum. Was bedeutet dann die Erhöhung? Nun, sie bedeutet das Offenbarwerden des Königtums Jesu vor aller Welt. Da kam heraus, was immer schon in ihm war. Da hat sich der himmlische Vater vor aller Welt zum Königtum seines Sohnes bekannt. Da hat er ihm einen Namen gegeben, der über allen Namen ist. Ohne Auferweckung und Himmelfahrt würde Jesus als ein Gescheiterter dastehen, als ein gerichteter Verbrecher, als ein ohnmächtiger Wanderprediger. Erst die Auferstehung und die Himmelfahrt, also die Erhöhung, macht deutlich, wer er wirklich ist: Der Gottgesandte, der Anführer des Lebens, der HERR, vor dem jedes Knie sich beugen muss.

Dass auch der Apostel Paulus das Königtum Jesu in seiner Verbindung einer menschlichen Natur mit dem göttlichen LOGOS festmacht, das ergibt sich aus seinem ersten Brief an die Gemeinde in Korinth. Da schreibt er: „Wenn sie“, er meint die Henker Jesu, „wenn sie die verborgene Weisheit Gottes erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt.“ Also wen haben die Henker gekreuzigt? Den Herrn der Herrlichkeit! Jesus war immer schon der König, auch als seine

Feinde ihn dem Tode überlieferten. Dasselbe ergibt sich aus dem Briefe an die Philipper, wo Paulus schreibt: „Der Herr Jesus Christus befand sich in Knechtsgestalt, aber er hat sich der Knechtsgestalt entäußert, ward im Äußeren erfunden wie ein Mensch. Und hat sich erniedrigt, bis zum Tode, ja – bis zum Tode am Kreuz.“ Für das Königtum Jesu liegt auch sein Selbstzeugnis vor, wir haben es eben gehört. Der Prokurator Pontius Pilatus fragte ihn: „Du bist also ein König?“ Da gab er die Antwort: „Du sagst es, ich bin ein König!“ Christus ist freilich ein König anderer Art, als die Herrscher dieser Erde. Die gebieten kurze Zeit über ein begrenztes Gebiet. Seine Königsgewalt umfasst sie gesamte Schöpfung. „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden!“ Ein Wort, das den ungläubigen Exegeten nicht passt. „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden!“ Christus ist kein Herrscher über ein territorial begrenztes Gebiet. Er ist der Herr über alles. Und infolgedessen schreibt der Apokalyptiker Johannes: „Christus ist der Gebieter der Könige der Erde. Er ist der König der Könige und der Herr der Herrscher!“

Die Kirche bekennt sich in ihren Glaubensbekenntnissen zum Königtum Jesu. Im apostolischen Glaubensbekenntnis heißt es: „Er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten.“ Die Rechte, das ist ein Bild natürlich, die Rechte ist der Ehrenplatz. Die Rechte ist die Teilhabe am Throne Gottes. Und das nicänisch-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis verkündigt die ewige Dauer dieser Herrschaft: „Und seines Reiches wird kein Ende sein.“

Wir wollen heute, meine lieben Freunde, am Feste des Königtums Jesu, bei der Erhöhung Christi verweilen und fragen: Welche Bedeutung hat die Erhöhung für Weg und Werk Christi? Nun erstens: Mit der Erhöhung hat Jesus den Gipfel seines Aufstieges erreicht. Er ist erhöht zum Himmel, um einst wiederzukommen, sein Werk zu vollenden. Bis dahin wird er in der himmlischen Herrlichkeit aufbewahrt. Erfüllt ist, was der Sohn Mariens vor dem Hohen Rat verheißt: „Ich sage euch, ihr werdet den Menschensohn sitzen sehen zur Rechten der Kraft und kommen mit den Wolken des Himmels.“ Einer hat ihn schon gesehen: Stephanus! Als er zu Tode gesteinigt wurde, da sah er den Himmel offen und Christus stehend zur Rechten Gottes. Warum denn stehend? Weil er sich aufmacht, seinen Bekenner, seinen Märtyrer zu sich zu nehmen. Da steht er auf – alles bildlich gesprochen selbstverständlich. Aber dieses Bild, diese Bilder haben einen Hintergrund, einen realen Hintergrund. Jesus, der Arme, der Demütige, der Zerschlagene, der Blutverkrustete, ist dem Leid entnommen, dem Schmerz entronnen. Ihn kann niemand mehr bedrohen. Ihn kann niemand mehr zu Tode hetzen. Er lebt in ungefährdeter Sicherheit, in seliger Geborgenheit, in himmlischer Freude. Der große Ausgleich ist da. Geschaffen durch Gottes Macht, gewirkt durch Gottes Gerechtigkeit. Der Sohn hat seinen Auftrag vollendet. Er ist heimgekehrt ins Vaterhaus. Erfüllt ist, was der Engel Gabriel verkündete: „Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird herrschen über das Haus Jakob in Ewigkeit, und seines Reiches wird kein Ende sein.“ Ach was! Er hat ihm noch viel mehr gegeben als den Thron des Vaters David. Er hat ihn gesetzt auf einen Thron, der über das ganze Weltall herrscht.

Zweites: In der Erhöhung vollzieht sich die Machtergreifung des Auferstandenen. Gott hat ihm einen Namen gegeben, der über allen Namen ist, den Namen Kyrios, HERR. Er hat ihm damit überragende Autorität verliehen. Vor ihm müssen sich nun alle niederwerfen: Engel, Menschen, Unterirdische. Es hat sich erfüllt die Verheißung des Psalms 109: „Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde dir zum Schemel deiner Füße setze.“ Wer sind die Feinde, die Gott ihm zu Füßen legt? Es sind die Höllenmächte! Wann werden sie zu Füßen gelegt? Endgültig und für immer am Ende der Tage. Aber der Anfang ist gemacht. Die Höllenmächte müssen den Stärkeren weichen. Sie können keinen Menschen mehr zwingen. Sie vermögen keinen Menschen unter ihre Macht zu beugen, es sei denn, er liefere sich ihnen selbst aus. Der volle Triumph ist der Endzeit vorbehalten. Dann wird sich erfüllen, was der Apokalyptiker Johannes schreibt: „Alle werden ihn sehen. Auch die, die ihn durchbohrt haben!“ Der Kyrios hat jetzt schon alle Gewalt im Himmel und auf Erden, auch wenn sie den Menschen in ihrer Verblendung nicht sichtbar ist. Sein Königtum ist universal, umfasst Recht und Wirtschaft, Gesellschaft und Staat. Sie alle sollen sich ihm unterwerfen, auch wenn sie es nicht tun. Gott lässt ihnen noch die Freiheit. Er gibt ihnen noch die Zeit, sich zu bekehren. Aber unterworfen ist ihm alles! Er ist auch der König der Kirche. Er führt seine Kirche durch alle Fährnisse und Dunkelheiten, bis zum Ende dieser Weltzeit. In der Kirche setzt er sein Wirken fort. Wir, meine lieben Freunde, sind

seine Werkzeuge. An uns liegt es, wie weit er kommt auf dieser Erde. Die Christenheit war stets vom Königtum Christi überzeugt. Schon zu Beginn des 2. Jahrhunderts ist eine christliche Interpolation, eine Einfügung, in den 95. Psalm nachweisbar: Dominus regnavit a ligno. Der Herr regiert vom Holze. Damit ist natürlich das Kreuz gemeint. Am Kreuze hat der Herr seine Herrschaft angetreten, denn da hat er sich durch sein Blut eine ganze Menschheit erworben. Der vom Holze herrschende Herr ist Christus, der König. Die Christenheit hat daran nie gezweifelt. Christus ist nicht ein unverbindlicher Weisheitslehrer. Er ist nicht ein harmloser Wanderprediger, er ist der HERR, und als solcher ist er Gesetzgeber, Verwalter und Richter.

Drittens: Mit der Erhöhung hat die Kirche ihren Fürsprecher im Himmel erhalten. Jawohl – Christus ist unser Anwalt vor dem himmlischen Vater. Zu seiner Rechten, also an seinem Ehrenplatz, da steht er, da sitzt er, um für uns einzutreten und für uns Fürbitte einzulegen. Denn, wiederum bildlich gesprochen, zur Linken steht ein anderer: Der Satan, der Widersacher Christi. Er will uns vor Gott verklagen. Doch Christus aber ist mächtiger als der Satan. „Wer will uns verdammen?“, fragt der Apostel Paulus im Römerbrief. „Wer will uns verdammen? Christus ist es, der für uns eintritt!“ So hatte Jesus einst dem Nikodemus verheißen: „Der Menschensohn muss erhöht werden, damit jeder, der an ihn glaubt, ewiges Leben habe.“

„Ich werde“, sagt er selbst am Ende seines öffentlichen Wirkens, „wenn ich von der Erde erhöht bin, alle zu mir ziehen!“ Nun ist er erhöht. Nun zieht er alle an sich. Nun schenkt er allen Gnade um Gnade, Erlösung, Befreiung von der Schuld, sieghafte Tugend. Nun schenkt er allen das ewige Leben, die an ihn glauben.

In der Zeit der Apostel baute eine hellenistische Kultgenossenschaft, also eine heidnische Sekte, in Rom eine unterirdische Basilika. Das Apsisbild stellt Sappho da. Sie wissen, wer Sappho ist. Das ist die Frau von der Insel Lesbos, wovon die lesbische Liebe herkommt. Bald bauen die Christengemeinden ihre Katakomben und Kirchen und statten sie mit einem anderen Bilde aus, nämlich mit dem Bilde Christi, des Allherrschers. Im Thronsaal seines Palastes nimmt der Kaiser die Huldigung seiner Völker entgegen. In seiner Basilika aber thront Christus, und in himmlischer Majestät grüßt er seine Gläubigen. Die kaiserlichen Triumphbögen verherrlichen die Siege der Kaiser auf den Schlachtfeldern. Die Triumphbögen in den Basiliken der christlichen Kirche feiern die Proskynesis, das Sich-Niederwerfen der Himmelswesen vor dem Allherrscher, vor dem Pantokrator, vor dem Kyrios Jesus Christus. Er ist der Gott, der göttliche Menschensohn. Ich bin der Erste und der Letzte, so spricht er in der Apokalypse, und der Lebendige. Ich war tot und siehe, ich bin lebendig in alle Ewigkeit und halte die Schlüssel des Todes und der Unterwelt in meiner Hand. Er hat den Satan vom Gottesthron, den Drachen aus der Himmelswelt verdrängt. Ihm bringt die Kirche ihre Hymnen dar, wenn auch verfolgt von dem verstoßenen Drachen, und dennoch von einer ungeheuren Last befreit. Nun ist geworden das Heil und die Kraft und die Herrschaft unseres Gottes und die Gewalt seines Gesalbten, denn gestürzt ist der Ankläger unserer Brüder, der sie verklagt hat vor Gott, Tag und Nacht. Sie haben ihn besiegt um des Blutes des Lammes willen. Ostern und Himmelfahrt, meine lieben Freunde, stehen in einem untrennbarem Zusammenhang. Sie sind die Proklamation der Erhöhung Christi.

In der Pfarrgemeinde meiner Heimat war eine Christkönigskirche. Der Erbauer der Kirche hatte auf dem Altar ein Kreuz aufgestellt. Ein nachfolgender Pfarrer ersetzte das Kreuz durch eine Auferstehungsstatue. Das eine ist so richtig wie das andere. Der Gekreuzigte ist der Auferstandene. Und der Gekreuzigte ist König genauso wie der Auferstandene und in die Herrlichkeit des Himmels Aufgenommen. Auf einem Kirchenfenster in meiner Heimatkirche, auf einem Kirchenfenster, stand das wunderbare Wort:

Christ ist erstanden, wahrhaft vom Tod,
du Sieger, du König, sieh' unsere Not.

Amen. Alleluja.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Tod und Unsterblichkeit

01.11.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Verehrung aller Heiligen Versammelt!

Die beiden Tage „Allerheiligen“ und „Allerseelen“ lenken unsere Blicke auf die letzten Dinge: Tod, Gericht, Himmel oder Hölle. Das Fegefeuer, der Reinigungszustand, gehört nicht zu den letzten Dingen. Das Fegefeuer ist ein vorletztes Ding, denn die im Läuterungszustand Befindlichen sind gerettet. Sie haben die sichere Anwartschaft auf den Himmel. Aber sie müssen sich durchleiden, um von den Schlacken, die ihnen noch anhaften, geläutert zu werden. Am Tode zweifelt niemand, denn er ist eine alltägliche Erfahrung, eine unumstößliche Tatsache. Das Überdauern des Todes, das Weiterleben der menschlichen Seele, ist dagegen kein Allgemeingut der Menschen und auch nicht mehr aller Christen. Dieser Tage rief mich eine Dame aus Frankfurt an. Sie teilte mir mit, in der Pfarrei St. Joseph in Frankfurt vertritt ein Diakon die Lehre vom Ganztod. Es sterbe nicht nur der Leib, es sterbe auch die Seele. Das ist eine Irrlehre! Sie stammt aus dem Protestantismus, das gebe ich zu, aber auch dort ist es eine Irrlehre. Sie widerspricht dem Glauben und widerspricht der Vernunft. Da die Seele geistig ist und nicht aus Teilen zusammengesetzt, kann sie nicht zerfallen, ist sie unzerstörbar. Die Seele überdauert den Zerfall des Leibes.

Es ist lohnend, sich ins Gedächtnis zu rufen, wie Menschen anderer Zeit dem Tode, dem Sterben entgegengegangen sind. In der Französischen Revolution wurde dem König Ludwig XVI. der Prozess gemacht. Er wurde wegen Komplotts mit dem Ausland, mit Österreich, zum Tode verurteilt. Der König war ein gläubiger und sittenreiner katholischer Christ. Er sah seiner Hinrichtung gefaßt und angstlos entgegen. Ein Arzt, der ihn untersuchte, stellte fest: „Der Puls ist überhaupt nicht erhöht, der Blutdruck ist nicht gesteigert.“ Mutig und furchtlos betrat der König das Schafott, wo er hingerichtet werden sollte, und erhob noch einmal seine Stimme: „Volk, ich sterbe unschuldig, aber ich vergebene denen, die mich auf das Schafott gebracht haben.“ Und so ist er in die Ewigkeit gegangen, am 21. Januar 1793. Die Frau des Königs, Marie Antoinette, eine Tochter der österreichischen Kaiserin Maria Theresia, folgte ihrem Manne bald auf das Blutgerüst. Sie ging dem Tod ebenfalls in fester Haltung und ohne Zittern entgegen. Auf dem Wege zur Hinrichtung hatte sie eine Verabredung getroffen mit einem verkleideten Priester, der die letzte Lossprechung, die letzte sakramentale Lossprechung geben sollte. Und das geschah. So bestieg sie mutig die Richtstätte und beugte ihr Haupt unter die Guillotine. Sie starb würdig ihrer Mutter. Von Maria Theresia stammt das schöne Wort: „Wenn ich sterben muss, ist es mir, als ob ich von einem Zimmer ins andere gehe.“ Auch die Schwester König Ludwigs, Elisabeth, wurde vor die Revolutionsgerichte geführt. Sie forderte die Richter auf, das Verhör abzubrechen. „Alle diese Fragen sind unnütz! Sie wollen meinen Tod. Ich habe Gott das Opfer meines Lebens dargebracht. Ich bin bereit zu sterben, glücklich, mich aufzumachen, um mich mit meinen ehrbaren Verwandten zu vereinigen, die mir vorausgegangen sind.“ In der Französischen Revolution wurden Hunderte, Tausende von Bischöfen und Priestern, mit oder ohne Urteil, zu Tode gebracht. Die meisten, fast alle, ertrugen ihr Schicksal in gläubiger Ergebung. Der Bischof von Lyon erklärte im Gefängnis, kurz vor seiner Hinrichtung: „Der Tod ist ein Unfall im Leben, aber er ist kein Ende. Die Guillotine tötet mich keineswegs, das ist ein Schnipser um den Hals!“ Man kann nur bewundernd vor dem Glauben dieser französischen Christen stehen. Er gab ihnen die Kraft, furchtlos das Todesschicksal auf sich zu nehmen. Diese gläubige Haltung war um so erstaunlicher, als jahrzehntelang die Materialisten und Atheisten versucht hatten, mit ihren Schriften den Glauben zum Erlöschen zu bringen, die Erwartung des ewigen Lebens als eine Einbildung hinzustellen. Doch ganz vereinzelt fand sich sogar unter den Revolutionären ein Mann, der sich zu Gott und zur Unsterblichkeit bekannte. Ich erinnere an Maximilien Robespierre. Er wurde ununterbrochen angegriffen, und zwar kamen die Angriffe aus

dem Lager der Revolutionäre. Am 26. März 1792 versuchte Guadet Robespierre zu Fall zu bringen, denn Maximilien hatte anlässlich des Todes des Kaisers Leopold von Österreich von der ewig über uns waltenden Vorsehung und der himmlischen Güte, die uns gegen unseren Willen gerettet hat, gesprochen. Guadet brachte seine Verwunderung über solche Reden zum Ausdruck. Er hätte niemals vermutet, dass Robespierre das Volk erneut unter die Herrschaft des Aberglaubens werfen wolle. Robespierre erklärte auf der Stelle, nach dem Vorbild berühmter Männer glaube er an die Existenz Gottes. Das löste im Publikum Tumultszenen aus. Die Jakobiner schwankten zwischen Erstaunen und Zorn. Man will ihn zum Schweigen bringen. Aber er bleibt fest, zornbebend auf der Tribüne. „Nein, meine Herren, diese Stimme wird nicht schweigen und keine Tagesordnung wird die Wahrheit ersticken können!“ So spricht Robespierre vor den Revolutionären. „Es ist mir ein Herzensbedürfnis“, so fügt er hinzu, „den Namen der Vorsehung anzurufen und die Idee des ewigen Wesens zu verkünden. Wie hätte ich auf mich gestellt“, immer noch Robespierre, „wie hätte ich auf mich gestellt die Bürde tragen können, welche die menschliche Kraft bei weitem übersteigt, wenn meine Seele nicht zu ihm sich erhoben hätte. Dieses göttliche Gefühl hat mich für alle von den Volksvertretern erschlichenen Vorteile entschädigt.“ Robespierre war sich nicht nur der Existenz Gottes, sondern auch des ewigen Lebens gewiß. Ungläubige Revolutionäre suchten den Glauben daran zu ersticken. Einer von ihnen, Fouché, ließ auf den Friedhöfen die Inschrift anbringen: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf.“ Robespierre trat ihm entgegen und rief aus: „Nein, Fouché, nein, Chaumette, der Tod ist keineswegs ein ewiger Schlaf. Bürger, löscht auf den Gräbern diesen ruchlosen Satz aus, der einen dunklen Schleier über die Natur wirft und den Tod beschimpft. Laßt vielmehr einmeißeln: „Der Tod ist der Beginn der Unsterblichkeit!“ Robespierre nahm den Tod, der auch ihm zugedacht war, gefaßt und ohne Beschwerde entgegen, trotz furchtbarer Schmerzen - man hatte ihm ja das Kinn zerschmettert mit einer Pistole- trotz furchtbarer Schmerzen kam kein Klagelaut aus seinem Mund. Der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit gab ihm die Kraft.

Napoleon Bonaparte war ein Mann der Revolution. Er hatte die ungläubigen Bücher der Enzyklopädisten gelesen. Die Revolution hatte ihn nach oben gespült. Aber er war nicht radikal ungläubig. Das zeigte sich, als in der Schlacht von Bautzen 1813 sein enger Vertrauter, der General Duroc, tödlich verwundet worden war. Duroc wurde am Leibe zerschmettert und er bat um Opium, um die Schmerzen aushalten zu können. Napoleon sagte zu ihm: „Es gibt ein anderes Leben, Duroc. Dort warten Sie auf mich und dort werden wir eines Tages vereint sein.“ Es gibt ein anderes Leben, Duroc! Dort warten Sie auf mich und dort werden wir eines Tages vereint sein. Viele französische Offiziere hatten während der Revolution den Glauben verloren. So schien es auch bei dem Marschall Ney zu sein, der ja aus Saarlouis stammte. Der König Ludwig XVIII. hatte ihn zum Tode verurteilt, weil er sich dem wiederkehrenden Napoleon, entgegen seinem Treueid gegenüber dem König, angeschlossen hatte. Er sollte also hingerichtet werden, aber er durfte noch drei Besucher empfangen: Einen Notar, seine Frau und einen Priester. Ney erwiderte, dass er zuerst den Notar und seine Frau sehen wolle. „Was den Beichtvater betrifft, so lasse man mich in Frieden. Ich brauche keinen Pfaffen!“ Auf diese groben Worte hin stand einer der Soldaten auf und trat auf Ney zu. „Da machen Sie aber einen Fehler, Herr Marschall“, sagte der einfache Mann. „Ich bin nicht so berühmt wie Sie, aber ich bin so alt wie Sie und ich ging immer dann mit gutem Mut in die Schlachten, wenn ich meine Seele Gott empfohlen hatte.“ Ney sah den Veteran mit verwundertem Schweigen an. Das war ein Soldat Napoleons. Und er antwortete: „Du magst Recht haben, Soldat!“ Und er bat, dass man einen Priester herbeihole. Ney machte seinen Frieden mit Gott und ging dem Tod gefaßt entgegen. Als ihn der Rechtsanwalt zum letzten Mal in seiner Gefängniszelle besuchte, da sagte ihm der Marschall: „Adieu, mein lieber Verteidiger, wir werden uns dort oben wiedersehen!“

Die Ungewißheit über das ewige Schicksal seiner selbst oder eines Angehörigen kann quälend sein. „Werde ich von Gott angenommen werden?“ Meine Mutter sagte auf dem Sterbebett: „Wird er mich annehmen?“ Andere fragen: „Wie wird es meinem Mann, wie wird es meinen Kindern, wie wird es meinen Eltern ergehen?“ Im Jahre 1856 reiste ein Priester nach Ars, zum hl. Pfarrer von Ars. Im Wagenabteil war nur von den Wundern dieses heiligen Mannes die Rede. Neben ihm saß eine Frau in Trauer, die schweigend lauschte. Sie öffnete ihren Mund erst, als der Zug in Villefranche hielt, und sagte: „Darf ich mich Ihnen anschließen? Ich reise nur der Zerstreuung wegen.“ Der Geistliche nahm

die Frau mit zum hl. Pfarrer von Ars. Es war die Elf-Uhr-Christenlehre gerade zu Ende und im Chorrock erschien der Pfarrer von Ars. Er hielt vor der Dame in schwarzer Kleidung an und neigte sich zu ihrem Ohr: „Er ist gerettet!“ Die Unbekannte schnellte empor. Vianney wiederholte: „Er ist gerettet!“ Die Dame fragte: „Wieso?“ Darauf antwortete der Heilige, indem er jedes Wort wiederholte: „Ich sage Ihnen, er ist gerettet, er ist im Fegefeuer und man muss für ihn beten. Zwischen dem Brückengeländer und dem Wasser hat er noch Zeit gehabt, einen Akt der Reue zu erwecken. Die liebe Gottesmutter hat ihm diese Gnade erwirkt. Erinnern Sie sich, wie er im Maienmonat in Ihrem Zimmer, obgleich glaubenslos, sich zuweilen mit Ihrem Gebet vereinigt hat? Das hat ihm die Reue und ein letztes Erbarmen verdient!“ Der Priester verstand nichts von all diesen Dingen, aber am nächsten Tage eröffnete ihm die Dame, dass ihr Mann sich selbst umgebracht hatte und dass sie in wilder Verzweiflung war, dass er auf ewig verdammt sein könnte. Sie konnte nichts anderes denken, als dass er sich eben selbst in die Hölle gestürzt hatte, aber der Pfarrer von Ars hatte ihr gesagt: „Er ist gerettet!“ So hatte die Frau die Hoffnung: Ich werde ihn also im Himmel wiedersehen! So ein Heiliger verfügt über Kontakte zum Himmel, die wir nicht besitzen. Er selbst ging dem Tode ohne Zittern und Zagen entgegen. „Wie schön läßt es sich sterben“, sagte er, „wie schön läßt es sich sterben, wenn man auf dem Kreuze gelebt hat!“

Es ist nicht so, meine lieben Freunde, wie die Materialisten und Atheisten behaupten, dass die Unsterblichkeit und das Weiterleben der Seele von den Gläubigen erdacht worden sei, um sie über das Todesgeschick hinweg zu trösten. Denn der Gedanke an das Weiterleben ist nicht nur ein Trost. Er kann auch eine Furcht sein, eine berechtigte Furcht: „Wird Gott mich annehmen?“ Es ist also manchmal gerade umgekehrt. Diejenigen, die die Unsterblichkeit leugnen, wünschen, im Tode ausgelöscht zu werden, denn sie fürchten, dass, wenn es ein Weiterleben gäbe, es für sie nicht behaglich sein könnte.

Im spanischen Bürgerkrieg wurden zahllose Priester und Ordensleute von den Republikanern ermordet, darunter auch der Kanonikus eines Domkapitels. Er hatte vor seiner Hinrichtung ein letztes Gespräch mit einem ehemaligen Priester, der sich zu den Roten begeben hatte. Dieser ehemalige Priester sagte zu ihm: „Ach, wissen Sie, ich habe meinen Glauben abgeworfen.“ Der Kanonikus antwortete: „Sie Glücklicher! Sie Glücklicher! Ich wollte, ich könnte meinen Glauben loswerden. Morgen in aller Frühe erschossen zu werden, fiel mir nicht so schwer, wenn ich überzeugt wäre, danach in ewigen Schlaf zu fallen.“ Manche Christen zeigen sich beeindruckt oder bedrückt, wenn sie hören und lesen, dass angesehene Glieder der Gesellschaft das Weiterleben nach dem Tode des Leibes bestreiten. Sie vergessen, dass Kompetenz in einem bestimmten Fach aus dem Kanon der Wissenschaften kein Ausweis für Zuständigkeit in religiösen Angelegenheiten ist. Außerdem kann jedem Leugner der Unsterblichkeit ein Bekenner gegenüber gestellt werden. Steven Hawking, ein britischer Astrophysiker, erklärte neulich: „Das ist ein Märchen für Leute, die Angst vor dem Dunkel haben!“ Die Unsterblichkeit ist ein Märchen für Leute, die Angst vor dem Dunkel haben. Ihm widersprach sofort Markolf Niemz, ein Biophysiker von der Universität Heidelberg: „Ich bin überzeugt, dass es eine Seele gibt, die unseren Körper mit dem Tod verläßt und sie ist unsterblich.“

Die Naturwissenschaften erheben keinen Einwand gegen unseren Glauben. Nur Mißverständnisse oder gewollte Verdrehungen können die Naturwissenschaften nützlich zu machen versuchen für den Unglauben. Unser Glaube an das ewige Leben beruht nicht auf angeblichen oder wirklichen Ergebnissen der Naturwissenschaften. Er wird auch nicht begründet durch das Glaubenszeugnis namhafter Gelehrter. Unser Glaube an das ewige Leben gründet auf Gottes Offenbarung. Es ist einer gekommen aus der Welt Gottes, der selbst teilhat am Wesen Gottes und damit an der Erkenntnis Gottes. Er heißt Jesus Christus, Sohn der Maria aus Nazareth. Er hat uns das ewige Leben geoffenbart, verheißen und den Weg zu ihm gewiesen. Es kam einmal ein junger Mann und fragte Jesus: „Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen?“ Jesus antwortete: „Wenn du zum Leben eingehen willst, halte die Gebote!“ Jesus hat denen, die ihm nachfolgen, das ewige Leben versprochen. „Wer um meinetwillen Besitz und Angehörige verläßt, wird das ewige Leben erben.“ Jesus hat denen, die Barmherzigkeit üben, die Gewißheit gegeben: „Sie werden eingehen in das ewige Leben!“ Jesus knüpft den Gewinn des ewigen Lebens an die Stellung zu ihm. „Wer an mich glaubt, hat ewiges Leben!“ Die Kirche hat das aufgenommen. Bei der Taufe fragt der Priester den Täufling: „Was begehrt du von der Kirche

Gottes?“ Die Antwort lautet: „Den Glauben.“ Auf die weitere Frage: „Was gewährt dir der Glaube?“ lautet die Antwort: „Das ewige Leben.“ Jesus versichert dem das ewige Leben, der auf Erden mit ihm in inniger Gemeinschaft stand. Und diese innige Gemeinschaft vollzieht sich im eucharistischen Opfersakrament. „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat ewiges Leben.“ Christi unsterblicher Leib senkt in unseren Leib den Keim der Unsterblichkeit. Und deswegen kann Jesus der trauernden Martha erklären: „Ich bin, nicht nur ich gebe, ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist.“

Darum, meine lieben Freunde, seien wir nicht bange. Wir haben dem Herrn die Treue gehalten und wir wollen sie halten bis zum letzten Atemzug. Wir wollen ihm dienen mit all unserer Kraft. Und da sind wir auch gewiß, dass wir einst das Wort hören werden: „Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters, nehmt in Besitz das Reich, das euch bereitet war seit Anbeginn der Welt.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Eine göttliche Person in zwei Naturen

04.11.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Ringen um die Erkenntnis des Wesens Christi war mit der Entscheidung des Konzils von Nicäa nicht abgeschlossen. Damit waren zwar die Arianer zurecht gewiesen, die die Gottheit Christi leugneten, aber es war noch ein Rest des Irrtums geblieben, der sich verhängnisvoll ausweiten sollte. Denn die Arianer hatten nicht nur die Gottheit Christi geleugnet, sondern auch die Seele Christi. Sie sagten: Der LOGOS hat einen unbeseelten Leib angenommen. Die Menschheit Christi wurde also verstümmelt, denn ohne Seele kann man nicht von einem ganzen Menschen sprechen. Diese Lehre wurde von dem Bischof Apollinaris von Laodicea aufgenommen und fand weite Verbreitung. Es musste von neuem gekämpft werden, um diese Irrlehre zu überwinden, was durch hervorragende Theologen wie Gregor von Nyssa geschah, auch natürlich unter dem Schutz des Kaisers, der die Apollinaristen, also die Anhänger dieser Lehre, verwies und verbannte. Es war aber immer noch eine andere Frage zu erklären, nämlich: wie verhalten sich göttliche und menschliche Natur in Christus zueinander? Da gab es zwei Richtungen. Die Ägypter in Alexandrien sprachen von einer Vermischung der beiden Naturen. Die Antiochener, also in Syrien, redeten von einer Trennung der Naturen. Es waren vor allem die beiden Theologen Diodor von Tarsus und Theodor von Mopsuestia, die diese Meinung vertraten. Sie lehrten: Der LOGOS, also die zweite Person in Gott, wohnt in dem Menschen Jesus wie in einem Tempel. Das heißt, eine eigentliche Menschwerdung gibt es nicht, denn wie in einem Tempel wohnt ja Gott auch in den Begnadeten, in denen, welche die heiligmachende Gnade besitzen. Die beiden nahmen also eine Einheit nur im moralischen Sinne an, das heißt, der Mensch Jesus hat sich an die Gebote Gottes gehalten, aber er ist nicht Gott. Das heißt weiter, Maria ist nicht Gottesgebärerin, sie ist Christusgebärerin, sie ist Menschengebärerin. Sie ahnen, welche Verwirrung infolge dieser Lehre entstand. Die beiden, Diodor und Theodor, wären eventuell zu überwinden gewesen, aber die Lehre wurde übernommen von dem Patriarchen von Konstantinopel, von Nestorius. Und dadurch gewann sie erhebliche Kraft und Verbreitung. Was lehrte Nestorius? Nestorius sagte: „Der Sohn der Jungfrau Maria ist ein anderer als der Sohn Gottes. Entsprechend den zwei Naturen in Christus sind auch zwei Personen anzunehmen, eine göttliche und eine menschliche. Die beiden Personen sind nur durch die Einheit des Willens verbunden. Der Mensch Christus ist nicht Gott, sondern Gottesträger. Die Inkarnation ist keine wahre Menschwerdung, sondern nur die Einwohnung des göttlichen LOGOS im Menschen Jesus Christus, ähnlich wie Gott in den Seelen der Gerechten wohnt. Folglich kann Maria nicht im eigentlichen Sinne als Gottesgebärerin bezeichnet werden, sie ist Menschengebärerin oder Christusgebärerin.“ Das heißt, Nestorius zerriß die Einheit in Christus. Er teilte Christus auf in zwei Personen, in eine menschliche und eine göttliche. Er verfiel bei diesem Versuch, Christi Wesenheit zu erklären, einem Rationalismus, also einem Denksystem, das meint, mit dem Verstand könne man die Wirklichkeit Christi auflösen. Es kam, vom Kaiser einberufen, zu einer Allgemeinden Synode in Ephesus, im Jahre 431. Bei dieser Synode setzte die alexandrinische Richtung, also Cyrill von Alexandrien, die richtige Lehre durch, nämlich die Lehre einer wahren Einigung der zwei Naturen in Christus und vor allem von der Theotokos, von der Gottesgebärerin. Das Volk von Ephesus veranstaltete einen Fackelzug, als Maria wieder in ihre Ehre eingesetzt wurde. Aber damit war die Sache keineswegs erledigt, denn die Gegner hielten auch eine Synode ab, eine Gegensynode, und bekräftigten auf ihr ihre Irrlehre. Das rechtgläubige Konzil von Ephesus lehrte im einzelnen folgendes: Die göttliche und die menschliche Natur in Christus sind zu einer Einheit in der Person, in einer Person, miteinander verbunden. Christus ist eine einzige Person, er ist Gott und Mensch zugleich, ein und derselbe ist Gott und Mensch. Der göttliche LOGOS, also die zweite Person in Gott,

ist durch eine innere Vereinigung mit der Menschennatur verbunden. Christus ist nicht bloß Gottes-träger, er ist Gott. Es ist der göttliche LOGOS, der im Fleische litt, gekreuzigt wurde, starb und auferstand. Wegen der physischen Einigung von zwei Naturen in einer Personen gebührt auch der Menschheit Christi göttliche Verehrung, wegen dieser Einheit. Die heilige Jungfrau ist Gottesgebä-rin, da sie den fleischgewordenen LOGOS seiner Menschennatur nach geboren hat.

Der Streit hielt an, die Spaltung dauerte fort. Im Römischen Reiche hat der Kaiser für die Durchsetzung der rechten Lehre gesorgt. Aber außerhalb des Römischen Reiches hielt sich die Irrlehre. In Persien, im heutigen Iran, dauerte der Nestorianismus fort, und zwar kraftvoll. Die Nestorianer waren keineswegs schlechte Kerle, sie waren eifrige und gläubige Christen, freilich nach ihrem Glaubensbe-kenntnis, und sie waren außerordentlich missionseifrig. Die nestorianische Christen dehnten das Christentum aus nach Indien, in die Mongolei, nach China. Es gab 200 nestorianischen Bistümer und vermutlich Millionen solcher nestorianische Christen. Sie wurden freilich durch die Mongolenstürme dezimiert, vernichtet, ausgelöscht bis auf kleine Reste. Noch heute, noch heute gibt es in Kurdistan, also an der Grenze zwischen der Türkei und Iran, nestorianischen Christen. Auch im Irak, auch in Syrien hat sich diese Lehre in kleinen Gruppen behauptet.

Nun kann man natürlich fragen: Lohnt sich diese Auseinandersetzungen und Kämpfe? Waren sie notwendig? Die Antwort lautet: Sie haben sich gelohnt und sie waren notwendig. Warum? Die Kirche ist die Wirkstätte des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist ist der Geist der Wahrheit. In der Kirche muss darum die Wahrheit herrschen. Der Beistand des Heiligen Geistes garantiert ihr, dass sich die Wahrheit, wenn auch unter vielen Kämpfen, durchsetzt. Das Wirken des Heiligen Geistes macht menschliche Bemühungen nicht überflüssig, setzt sie vielmehr voraus, aber an dem Ringen der Menschen ist eben die Kraft des Heiligen Geistes beteiligt. Er lenkt die Herzen und den Verstand zur Klärung der Wahrheit. Und so muss man sagen: Ephesus ist der Erfolg des Heiligen Geistes. Was dort gelehrt wurde, ist die Wahrheit, die der Geist in seiner Kirche durchsetzt. Nun könnte einer kommen und sagen, ja das ist halt ein Versuch mit philosophischen Mitteln, die Offenbarung zu durchdringen, mehr nicht. Nein, meine lieben Freunde, das ist nicht bloß ein Versuch, das ist eine gelungene Defini-tion dessen, was das biblische Zeugnis hergibt. Die Bibel spricht nicht in philosophischen Begriffen, sie erzählt die Geschichte der Offenbarung. Aber wenn wir diese Geschichte umsetzen in Begriffe, dann kommt das heraus, was in Ephesus definiert wurde. Das Dogma von Ephesus ist die gültige Ausdeutung und die angemessene sprachliche Formulierung des biblischen Zeugnisses. Es hat darum für alle Gläubigen bindende Kraft.

Bei diesen altchristlichen Irrlehren handelt es sich um bleibende Versuchungen. Sie kommen im-mer wieder vor, wie ich Ihnen gleich zeigen werde, bis in unsere Gegenwart. Wir Christen müssen wissen, wer Jesus Christus ist. Wir müssen seine Wirklichkeit und seine Wesensart erforschen, denn davon hängt ja ab, wie wir uns zu ihm stellen, wie wir mit ihm umgehen, wie wir uns ihm gegenüber verhalten. Und der positive Inhalt des Dogmas von Ephesus lautet: In der Menschwerdung wurde die Daseinskraft der zweiten Person in Gott die Daseinskraft der menschlichen Natur. Die menschliche Natur in Christus hat keinen Selbststand. Sie hat kein ICH, sondern das ICH der menschlichen Natur Christi ist der LOGOS, ist die göttliche Person. Der LOGOS hat sich die menschliche Natur mit einer solchen Mächtigkeit angeeignet, dass sein eigenes Selbst das ICH der menschlichen Natur wurde, und er ist in der menschlichen und in der göttlichen Natur tätig. Die Definition von Ephesus, meine lieben Freunde, sichert die wahre und wirkliche Menschwerdung der zweiten Person in Gott. Die Men-schwerdung aber ist die Bürgin unseres Heiles. Da ist der Abgrund zwischen Gott und dem Menschen überbrückt. Da ist die ganze Schöpfung mit Licht und Leben erfüllt, wie wir wieder zu Weihnachten sehen werden. Indem der Mensch den geschichtlichen Christus ergreift, kann er in das innergöttliche Leben eintreten, weil dieser Mensch Gottes Sohn ist. Wenn die Einheit zwischen Gott und Mensch, wie es der Nestorianismus behauptet, nur eine äußere und äußerliche wäre, dann würden ja Gott und Mensch nebeneinander hergehen in Christus, da käme es nicht zu einer Überbrückung des Abgrundes. Da würde auch die Kluft nicht geschlossen. Der Mensch bliebe innerhalb der Todeszone. Nein, die Heftigkeit, mit der dieser Kampf geführt wurde, erklärt sich nur aus der Sorge um die Erlösung aus Sünde und Tod.

Die Kirchenväter haben noch auf zwei weitere Konsequenzen hingewiesen, die sich aus dem nestorianischen Irrtum ergeben, nämlich einmal: Wenn das Leiden Christi das Werk eines bloßen Menschen ist, wird es seines unendlichen Wertes beraubt. Denn dieses Leiden hat doch nur deswegen unendlichen Wert, weil es der Gottessohn ist, der leidet. Die Gottessohnschaft Christi, auch im Leiden, ist die Voraussetzung unserer Erlösung. Eine andere Konsequenz in der Eucharistielehre: Das Fleisch Christi in der Eucharistie ist nicht lebensspendend, wenn es nicht das eigene Fleisch des Gottessohnes ist. Nur weil wir in der Eucharistie den LOGOS, den Zweiten in der Dreieinigkeit empfangen, nur deswegen ist dieses heilige Fleisch, ist dieses heilige Geschehen lebensspendend.

Die Protestanten haben, als sie im sechzehnten Jahrhundert entstanden, zunächst an dem Dogma von Ephesus festgehalten. Luther hat das Dogma von Ephesus anerkannt. Aber seine Anhänger sind ihm nicht gefolgt. Fast der gesamte deutsche Protestantismus hat die Lehre des Konzils von Ephesus aufgegeben. Das Dogma von der hypostatischen Union, das heißt, von der Verbindung der göttlichen und der menschlichen Natur in der Einheit der göttlichen Person, verfällt im Protestantismus der Ablehnung. Ich frage mich dann aber: Ja, wozu machen wir denn da immer noch Ökumenismus? Wir können die Protestanten nicht hindern, ihren Ansichten zu folgen. Aber wir können es vermeiden, uns ihnen anzuschließen. Wir wollen festhalten am Glauben des Konzils von Ephesus. Wir wollen Christus in zwei Naturen, vereint in einer Person, bekennen, denn wir wissen, dass davon unser Heil und unsere Erlösung abhängt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Zwei Naturen in Christus, unvermischt und unverwandelt

11.11.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Sie haben wohl alle in der Zeitung gelesen oder im Rundfunk gehört, dass die Kopten, die christlichen Kopten, in Ägypten, einen neuen Patriarchen gewählt haben. Aus einem Dreivorschlag hat ein Knabe, dem man die Augen verbunden hatte, einen Zettel herausgezogen, und der Name, der auf dem Zettel stand, war der des neuen Patriarchen. Die Kopten in Ägypten, etwa 8 Millionen, sind die größte christliche Religionsgemeinschaft im Nahen Osten. Aber sie sind nicht in der katholischen Kirche. Sie haben eine Sonderexistenz, sie sind Schismatiker und sie sind auch Häretiker. Ich werde Ihnen am heutigen Sonntag erklären, wie es zu dieser Entwicklung kam.

Die Nestorianer, von denen wir am vergangenen Sonntag gesprochen haben, die Nestorianer nahmen in Christus zwei Personen an, ein unmögliches Vorgehen. Sie wurden auf der Synode von Ephesus im Jahre 431 eines Besseren belehrt und aus der Kirche ausgeschlossen. Gegen die Nestorianer erhoben sich die Alexandriner, also die christlichen Bewohner von Alexandrien in Ägypten. Sie vermischten die beiden Naturen in Jesus. Sie betonten das Göttliche so sehr, dass sie eine Verwandlung der menschlichen Natur in die göttliche annehmen. Christus, sagten sie, ist zwar aus zwei Naturen, aber nicht in zwei Naturen. Nach der Menschwerdung könne nur noch von einer Natur die Rede sein. Der Leib Christi ist also nicht dem unseren wesensgleich, er ist vergottet. Diese Lehre, Monophysitismus genannt, Ein-Naturen-Lehre, diese Lehre wurde vor allem von dem Archimandriten Eutyches in Konstantinopel vertreten. Eutyches war ein alter Mann, ein frommer Mann, aber ein unbelehrbarer Mann. Und deswegen wurde er im Jahre 448 vom Patriarchen in Konstantinopel aus der Kirche ausgeschlossen. Aber das war erst der Anfang, das war nur das Vorspiel zu großen Kämpfen. Er beklagte sich über das Unrecht und es gelang ihm, den Kaiserhof für sich zu gewinnen. Es wurde eine neue Synode einberufen und auf dieser Synode wurde Eutyches als rechtgläubig erklärt und die Vertreter der Zwei-Naturen-Lehren wurden als häretisch bezeichnet. Also gerade das Gegenteil von der kirchlichen Lehre. Der Papst, es war damals der große Leo I, hatte einen einleuchtenden und durchschlagenden Brief an die Synode geschrieben. Aber er kam gar nicht zur Verlesung. Die Synode ist einfach über das Wort des Römischen Bischofs hinweggegangen, als ob es nicht existierte. Die Synode hat sich mit Gewalt durchgesetzt. Militärischer Druck und der Einsatz von fanatischen Mönchen waren wirksam, und so wurde auf dieser "Räuber-Synode", wie man sie nannte, so wurde auf dieser Räubersynode die kirchliche Lehre verworfen und die nichtkirchliche anerkannt. Die rechtgläubigen Katholiken haben sich mit dieser Entscheidung nicht zufrieden gegeben. Inzwischen war ein anderer Kaiser an die Regierung gekommen. Auf Theodosius folgte der Kaiser Marzian, und er berief eine neue Synode ein, also eine dritte, und zwar nach Chalcedon. Chalcedon liegt gegenüber von Istanbul. Diese Synode war mit 600 Bischöfen beschickt. Im Jahre 451 wurde dort die kirchliche Lehre zum Siege geführt. Die "Epistola dogmatica", also der Glaubensbrief des Heiligen Vaters Leo, wurde verlesen und fand begeisterte Zustimmung. "Christus hat durch Leo gesprochen." So wurde auf dieser Synode die christliche, die katholische, die einzig richtige Lehre zum Siege geführt. Es wurde ein neues Glaubensbekenntnis aufgestellt, in Anlehnung an den Brief Leos, und da heißt es: "Wir lehren und bekennen einen und denselben Christus in zwei Naturen. Unvermischt und unverwandelt, ungetrennt und ungesondert. Durch die Einigung verlieren die beiden Naturen nicht ihre Eigentümlichkeit. Beide Naturen sind in einer Person vereinigt." Jetzt standen sich also monophysitische Lehre und katholische Lehre gegenüber. Die Monophysiten nahmen zwar auch, und das war richtig, in Christus nur eine Person an, aber auch nur eine einzige Natur. Christus sei zwar aus zwei Naturen, aber nicht in zwei Naturen. Die Art und Weise, wie sich Gottheit und Menschheit zu einer einzigen Natur vereinigen,

wurde verschieden erklärt. Die einen nahmen eine Verwandlung der menschlichen Natur in die göttliche Natur oder eine Aufsaugung der menschlichen Natur in die göttliche an. Die anderen lehrten eine Verschmelzung oder Vermischung der beiden Naturen zu einer neuen dritten Natur. Eine weitere Partei vertrat eine Zusammensetzung der beiden Naturen, so wie sich Leib und Seele im Menschen vereinigen. Das Konzil von Chalcedon hat die kirchliche, die richtige Lehre folgendermaßen zusammengefaßt: "Christus ist gemäß dem Konzil von Nicäa gleichwesentlich dem Vater." Das war unumstritten. Aber er ist auch uns gleichwesentlich. Er ist auch uns, den Menschen, gleichwesentlich, weil vollkommen in der Gottheit und vollkommen in der Menschheit. Ein und derselbe Herr ist in zwei Naturen. Ohne Wandlung, ohne Mischung, ohne Teilung, ohne Trennung. Durch die Vereinigung der beiden Naturen ist der Unterschied zwischen den Naturen nicht aufgehoben, sondern das Eigentümliche einer jeden Natur, also der menschlichen wie der göttlichen, bleibt bestehen. Sie sind nur in einer Person verbunden. Es gibt nicht einen in zwei Personen geteilten, sondern nur einen einzigen eingeborenen Sohn, den göttlichen LOGOS, den Herrn Jesus Christus.

Die Unhaltbarkeit der Position der Monophysiten wurde schon früh von den Kirchenvätern dargetan. Sie wiesen auf die innere Unmöglichkeit der monophysitischen Lehre hin. Warum unmöglich? Sie widerspricht der absoluten Unveränderlichkeit und unendlichen Vollkommenheit Gottes. Eine Verbindung in der Natur, also gedacht als Vermischung der Naturen, eine Verbindung in der Natur bringt aber eine Veränderung in Gott hinein. Das ist unmöglich, denn Gott ist unveränderlich. Gott kann weder durch Wandlung noch durch Vermischung noch durch Zusammensetzung mit einem Geschöpf zur Einheit der Natur sich zusammenschließen. Dem widerstrebt seine Unveränderlichkeit und absolute Einfachheit. Nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift ist Christus wahrer Gott und wahrer Mensch, das heißt Inhaber der unversehrten göttlichen Natur und Inhaber einer unversehrten menschlichen Natur. So schreibt Johannes zu Beginn seines Evangeliums: "Und das Wort", der LOGOS, die zweite Person in Gott, "und das Wort ist Fleisch geworden", das heißt, ist Mensch geworden, "und hat unter uns gewohnt. Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit." Der göttliche LOGOS hat sich das Fleisch, das heißt eine unversehrte Menschennatur, angeeignet.

Sie fragen mich vielleicht, sind denn diese Unterschiede so wesentlich? Muss man sich deswegen streiten? Muss man sich deswegen gegenseitig ausschließen? Ja, wegen der großen Konsequenzen, die die falsche Lehre hat! Ich will Ihnen diese Konsequenzen vorführen.

Erstens: Die Monophysiten lassen das Menschliche in Christus vom Göttlichen verschlungen sein, so daß es in ihm nur eine einzige Natur gibt: die göttliche. Dieser Irrtum ist ein Kind der hellenistischen Verachtung des Leibes und übersteigerter Geistigkeit. Seine philosophische Heimat ist der Platonismus. Die Platoniker sprachen das eigentliche Sein den Ideen zu, während die Einzeldinge nur ein Schattendasein haben. Diese Vorstellung wandten die Monophysiten auf die zwei Naturen in Christus an. Sie dachten sich die Auflösung der menschlichen Natur in die göttliche als eine Konversion, eine Umwandlung, oder eine Komposition, eine Zusammensetzung. Diese Ansicht führt mit der Aufhebung der wahren Menschheit Christi zur Zerstörung des Erlösungswerkes. Denn Christus hat uns erlöst in seinem menschlichen Leibe, durch sein Leben, Leiden und Sterben hat er uns erlöst. Wer die menschliche Natur Christi abbaut, der zerstört das Erlösungswerk.

Zweitens: Nicht der Aufstieg des Menschen zu Gott, sondern das Herabsteigen Gottes zu den Menschen ist das Entscheidende in Christus. "Und das Wort ist Fleisch geworden!" Nicht in der Gottwerdung des Menschen, sondern in der Menschwerdung Gottes liegt das Wesentliche in Christus. Dagegen verfehlten sich die Monophysiten. Sie leugneten die Wesensgleichheit Christi mit uns Menschen. "Er ist ein Mensch geworden, im Äußeren erfunden wie ein Mensch", schreibt Paulus im Philipperbrief.

Drittens: Wenn die menschliche Natur Christi nicht mehr ernst genommen wird, oder im gläubigen Bewußtsein zugunsten der Gottheit zurückgedrängt wird, dann entfällt die Voraussetzung für sein Mittlertum. Der Sohn Gottes ist Mittler geworden durch die Menschwerdung. Da wurde er die Mitte zwischen Gott und den Menschen. In der menschlichen Natur ist er Hoherpriester, der für uns opfert, der Weg, auf dem wir zum Vater gelangen. Durch ihn, den Menschgewordenen, haben wir Friede und Versöhnung mit Gott. Der Ort des christlichen Interesses in dieser Weltzeit ist nicht der präexistente

LOGOS für sich allein, sondern dieser Mensch Jesus ist durch seine Wesensverbundenheit mit der Gottheit und in der Kraft dieser Wesensverbundenheit durch sein Leben, Leiden und Sterben unser Mittler geworden bei Gott. Deswegen beten wir in der Heiligen Messe so oft: "Durch unsern Herrn Jesus Christus." Damit ist die Mittlerschaft Jesu angesprochen. Durch sie nämlich er trägt unsere Gebete, unser Opfer zu Gott.

Viertens: In der Frömmigkeit wirkt sich der monophysitische Irrtum so aus, dass nicht mehr durch den menschgewordenen Sohn zum Vater gebetet wird, sondern dass, was freilich auch möglich ist, vor allem er selbst angebetet wird. Wir beten, wie ich es schon gesagt, in der Heiligen Messe durch Christus zum Vater. Wer aber die menschliche Natur Jesu geringschätzt oder verschwinden lässt, der betet nur noch zu Christus. Da ist Jesus nicht mehr der Repräsentant der Menschen, nicht mehr der Anwalt der Menschen, nicht mehr der Erstgeborene unter den Brüdern, sondern er strahlt dann nur noch im unnahbaren Licht der Gottheit. Er ist in Unendlichkeiten von den Menschen entfernt. Und als solch Erhabener erbringt er das Opfer des Altares.

Fünftens: Wenn der Glaube an Jesu heiligste Menschheit zurücktritt, dann schafft man sich Ersatz. Wodurch? Durch die Heiligen. Als der Glaube an Jesu heilige Menschheit zurücktrat, nahm die Verehrung der Heiligen zu, teilweise unangemessen zu. Die Heiligen lösten sich gewissermaßen vom Mittlertum Christi los und verselbständigten sich. Mit der Schwächung des lebendigen Glaubens an die heiligste Menschheit Christi war der Raum zwischen Gott und den Menschen gewissermaßen leer geworden. Und er wurde ausgefüllt und aufgefüllt mit den Heiligen. Deswegen in den Liturgien der von uns getrennten Christen das Übermaß der Anrufung der Heiligen.

Gegen diesen fünffachen Irrtum hat das Konzil von Chalcedon gelehrt: „Ein und derselbe Christus, der Sohn, der Herr, der Eingeborene, ist in zwei Naturen unvermischt und unverwandelt.“ Das ist gegen den Monophysitismus gesagt: „Unvermischt und unverwandelt!“ „Ungeteilt und ungetrennt“, das ist gegen den Nestorianismus gesagt. Der Unterschied der Naturen wurde infolge der Einigung niemals aufgehoben, sondern die Eigentümlichkeit beider Naturen blieb erhalten.

Es wurden in der folgenden Zeit große Anstrengungen unternommen, um die Monophysiten zu bekehren, aber es gelang nicht. Ganze Länder, ganze Nationalkirchen blieben beim Monophysitismus: Armenien, Syrien, Mesopotamien, Ägypten, Abessinien. Alle diese Nationalkirchen hängen noch heute dem Monophysitismus an. Leider ist auf eine Einigung mit der heiligen katholischen Kirche nicht zu hoffen. Wir haben keine Animositäten gegen die getrennten Christen. Wir lieben die Kopten und wir helfen ihnen, soweit es uns möglich ist. Aber die Kopten haben eine Animosität gegen die katholische Kirche. Der verstorbene Patriarch von Ägypten, Schenuda III., der jetzt ersetzt worden ist, dieser verstorbene Patriarch hat seine Kopten gelehrt: „Wenn Sie schon einen Nicht-Kopten heiraten, dann lieber einen Mohammedaner als einen Katholiken.“ Da können Sie die ganze Feindseligkeit sehen. Sie sollen lieber einen Mohammedaner heiraten als einen katholischen Christen.

Der monophysitische Streit zeigt, wie notwendig, ja unentbehrlich die Entfaltung des Primats des Römischen Bischofs war. Wären schon damals die beiden Dogmen vom Universalepiskopat und von der Unfehlbarkeit des Römischen Bischofs bekannt gewesen, hätten sich die Entfernung ganzer Landeskirchen von der gesunden Lehre und die Trennung von der katholischen Einheit entweder nicht entwickelt oder nicht behaupten können. So aber bildeten und bilden die häretischen Nationalkirchen bis heute von der katholischen Kirche getrennte Gemeinschaften. Wenn es, meine lieben Freunde, kein letztes unfehlbares und unverbrüchliches Wort in der Kirche gibt, sind Spaltungen und Trennungen unvermeidlich und unaufhebbar. Die Rechthaberei, die Besserwisserei, der gekränkte Stolz, die mangelnde Demut verhindern, dass sich die Menschen zusammenfinden in der Wahrheit. Wie dankbar dürften wir sein, dass das Erste Vatikanische Konzil die beiden Dogmen vom Universalepiskopat und von der Unfehlbarkeit des Papstes definiert hat.

Mögen noch so viele Falschlehrer auftreten, mögen sie eine noch so zahlreiche Anhängerschaft finden: Wir wissen und wir bekennen, dass wir dank der Verbindung mit dem Römischen Bischof in der Wahrheit und in der Einheit der einen heiligen katholischen Kirche sind. In dieser Kirche erfüllt sich das Wort, das Christus zu Petrus gesprochen hat: "Der Satan hat verlangt euch zu sieben, wie man den Weizen siebt. Ich aber habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht wanke. Wenn du einst bekehrt bist, stärke deine Brüder!" Dieses Wort hat Petrus internalisiert. Seit zweitausend Jahren stärkt

er seine Brüder. Und zu ihm und dem von ihm bekannten Glauben wollen wir uns halten, bis zum Ende unseres Lebens.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Jahr des Glaubens

18.11.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Königsfestes unseres Herrn und Heilandes Versammelt!

Der Heilige Vater hat ein Jahr des Glaubens ausgerufen. Die Gläubigen sollen wieder an den Glauben erinnert werden. Ihr Wissen um den Glauben soll zunehmen und sich vertiefen. Ihr Leben soll vom Glauben geprägt sein. Sie sollen den Glauben bekennen und weitergeben. Wir alle wissen, wie dringend dieser Mahnruf des Heiligen Vaters ist. Der Glaube ist in vielen Christen geschrumpft oder ganz verlorengegangen. Die katholische Kirche in unserem Vaterlande besteht ganz überwiegend aus Abständigen und Abgefallenen. Dieser Zustand ist alarmierend.

Unser Glaube ist der christliche. Das Christentum ist die Religion, die sich auf Jesus Christus, den Sohn Gottes und Herrn, zurückführt. Jesus Christus ist der menschgewordene Gott. Die Religion, die er gestiftet hat, ist die einzige gottgewollte. Mit ihr kann keine andere Religion konkurrieren. Die nichtchristlichen Religionen sind von Menschen gemacht. In ihnen drückt sich die Sehnsucht nach Gott, das Verlangen nach dem Numinosen aus. Die christliche Religion ist die einzige, die entstanden ist durch die Menschwerdung Gottes. Die Verfasser von Büchern über Religionswissenschaft bilden sich törichterweise ein, die Ähnlichkeit falscher Religionen mit der wahren beweise, dass das Christentum falsch sei. Es ist gerade umgekehrt. Die Ähnlichkeit beweist, dass auch in den falschen Religionen Wahres sich findet, entweder von der Uroffenbarung oder aus dem von Gott in den Menschen gelegten Erkenntnisdrang nach dem Numinosen. Das Christentum unterscheidet sich von den anderen Religionen wesentlich dadurch, dass es den Menschen schwerfällt. Es ist nicht leicht für sie, auf Vergnügen, Wohlstand und Macht zu verzichten und jeden Tag so zu leben, als ob es ihr letzter wäre. Das war niemals leicht und wird niemals leicht sein. Das Christentum darf nie hoffen, eine beliebte Religion zu werden. Das Christentum anzunehmen und es zu bewahren, bedarf erheblicher Anstrengung. Andere Religionen machen es ihren Anhängern leicht und erst recht die Weltanschauungen. In einem Buche von Bruce Marshall erklärt ein Kommunist seinem priesterlichen Freund: „Du kannst deine Überzeugung predigen, bis du blau wirst im Gesicht und kein Mensch schert sich darum. Aber die Arbeiter der ganzen Welt brauchen nur ein einziges Mal unsere Lehre zu hören und begreifen sie sofort.“ Der Priester antwortete ihm: „Ja, weil eine höhere Denkweise schwerer zu begreifen und mühsamer zu befolgen ist.“ Schwerer zu begreifen und mühsamer zu befolgen.

Das Jahr des Glaubens ruft uns auf, den christlichen Glauben neu zu schätzen und zu würdigen. Es ist ein unersetzlicher Vorteil, meine lieben Freunde, ein Christ zu sein, ein Kenner des wahren Gottes, ein Erlöster Jesu Christi, ein Träger des Heiligen Geistes. Der heilige Paulus bezeichnet die Christen in seinen Briefen als „Geliebte Gottes“ und „berufene Heilige“, als „Hausgenossen und Auserwählte Gottes“, als ein „geheiliges Volk“. Wahrhaftig, wer die Ehre hat, ein Christ zu sein, braucht nicht um Anerkennung und Nachsicht zu betteln. Er hat das Recht, Respekt einzufordern. Das Christentum begegnet den Menschen in der Gestalt der Kirche. Die Kirche ist die Vereinigung der Menschen, die Christus um sich gesammelt hat. Ihre Einheit wird gewährleistet durch denselben Glauben, dieselben Sakramente und dieselbe hierarchische Verfassung. Manche Menschen meinen, sie könnten religiös oder gar christlich sein ohne die Kirche. Es gibt kein wahres Christentum ohne die Kirche. Das Christentum war immer ein kirchliches. Es kann Bestand haben nur in kirchlicher Gestalt. „Das kirchliche Christentum ist ebenso notwendig für die Religion wie die Flasche für den Wein“, schreibt einmal der Schriftsteller Bruce Marshall. „Die Leute leben irrtümlich in der Einbildung, sie müßten die Flasche mittrinken. Sie begreifen nicht, daß man die Form haben muss, um den Geist zu fassen, und den Geist, um die Form zu füllen. Eins oder das andere taugt nicht viel.“ Ja, so ist es, meine lieben Freun-

de. Die Form ist für den Inhalt unerlässlich. Freilich muss die Form prallvoll mit Geist gefüllt sein. Wenig ist schlimmer, als wenn die Form vom Geiste leer wird. Die Menschen lassen sich eine Form ohne Geist nicht gefallen.

Die Feinde überziehen das christliche Christentum entweder mit ihrem Hass oder mit ihrer Verachtung. Mit Hass, wenn wir Christen sind, mit Verachtung, wenn wir nicht nach dem Christentum leben. In den zweitausend Jahren ihres Bestehens hat die Kirche es als ihre Aufgabe angesehen, die Menschen zu Jüngern Christi zu machen. Alle die Jahrhunderte hat sie für dieses Ziel gebetet und gearbeitet, die Menschen zu überzeugen, daß sie Christus gehorchen sollen. Ihre Sendung ist, die Menschen zu bestürmen, dass sie sich bemühen, für die heiligmachende Gnade empfänglich zu werden. Und es ist die Stärke der Kirche, dass sie allen ohne Unterschied das gleiche Evangelium verkündet hat, dem irischen Bauernknecht wie dem österreichischen Hochadel. Zum Christentum berufen sind alle Menschen. Da gibt es keinen Unterschied der völkischen Herkunft und der sozialen Stellung. In der Kirche haben auch alle Völker und alle Stände ihre Heimat gefunden. Im Brief an die Gemeinde in Korinth schreibt der heilige Paulus: „Da sind“, im Sinne der Welt „nicht viele Weise, nicht viele Mächtige, nicht viele Hochgeborene. Nein, was der Welt töricht scheint, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen. Was der Welt schwach scheint, hat Gott erwählt, um die Starken zu beschämen. Was der Welt niedrig erscheint und was nichts gilt, was überhaupt nichts ist, hat Gott auserwählt, um das, was etwas ist, zunichte zu machen, damit sich kein Sterblicher vor Gott rühmen kann.“ An diesen Verhältnissen hat sich in zweitausend Jahren wenig geändert. Die Kirche ist auch heute eine Kirche der Armen. Die Mehrzahl ihrer Mitglieder zeichnet sich nicht durch Wohlstand, Macht, vielleicht nicht einmal durch Klugheit und hohe Bildung aus. Aber sowohl der Arme wie der Kluge haben von jeher in der Kirche eine Heimat gehabt. Nur der Halbgebildete ist jederzeit zu eingebildet gewesen, um in die Kirche zu kommen.

Im Laufe der Jahrhunderte haben sich viele Christen von der wahren Kirche getrennt, haben eigene Gemeinschaften gebildet. Die wahre Kirche erkennt man an ihren Merkmalen: Sie ist eins, sie ist heilig, sie ist katholisch und sie ist apostolisch. Und noch eins: Sie ist immer eine leidende Kirche. Das Leid kommt über sie von außen und von innen: Nachstellung, Unterdrückung, Verfolgung waren das Los der Kirche in allen Jahrhunderten. Daran erfüllt sich ihre Verbundenheit mit dem leidenden Herrn. Gerade die Zeiten der Verfolgung sind Hochzeiten der Kirche. Dort, wo ihre Martyrer sterben, erblüht Gottes Reich. Die Feinde der Kirche wissen es. Eine Kirche in den Katakomben ist gefährlicher als eine Kirche in den Kathedralen. Dass die Kirche in diesem Haß nicht gewankt hat, dass sie in allen Stürmen dem Herrn treu geblieben ist, das macht ihren Ruhm aus. Gewiss, es hat Menschen gegeben, die schwach geworden sind. Auch in der Kirche gibt es eitle, feige, ehrgeizige und auf sich bedachte Menschen. Aber niemals hat die Kirche die Lampe Gottes erlöschen lassen. Niemals hat sie gelehrt: Hass, Lust, Lüge und Diebstahl seien Recht, sondern immer hat sie gelehrt: Hass, Lust, Diebstahl und Lüge seien schwere Verbrechen. Die Kirche kann nicht versagen. Aber ihre Glieder können versagen. Sie können den Sieg hemmen, den Sieg der Kirche, vor allem wenn der Klerus die Gläubigen nicht aufruft, zu einem strengen und entschiedenen Leben im Glauben zurückzukommen. Dazu soll das Jahr des Glaubens nützen. Es darf nicht vorübergehen, ohne dass unsere Verbindung zur Kirche vertieft wird. Dass wir der Kirche dankbar sind für das, was sie ist und was sie tut. Dass wir die Kirche mehr schätzen lernen und inniger lieben lernen als bisher. Das soll das Jahr des Glaubens bewirken, dass wir mutiger für unsere Kirche eintreten als bisher. Dass wir sie verteidigen gegen die Anwürfe des Satans. Die Kirche ist eine leidende Kirche, weil sie die wahre Kirche ist. Mit den Amateuren gibt sich der Satan nicht ab. Er hält sich an die Profis.

Die Kirche wird konstituiert durch den Glauben. Sie ist die Gemeinschaft der Glaubenden. "Glaube ist die feste Zuversicht auf das, was man erhofft, die Überzeugung von Dingen, die man nicht sieht", so heißt es im Brief an die Hebräer. Die Zuversicht auf das, was man erhofft, die Überzeugung von dem, was man nicht sieht. Darin liegt natürlich auch die Schwierigkeit des Glaubens, dass er sich auf Zukünftiges und auf Unsichtbares bezieht. Aber ich erinnere an das Wort des französischen Dichters Victor Hugo: „Glauben ist schwer, nicht glauben ist unmöglich.“ Glauben ist schwer, nicht glauben ist unmöglich. Warum unmöglich? Weil dem Nichtglaubenden eine ganze Wirklichkeit verschlossen bleibt. Die Rätsel des Lebens lösen sich nur im Glauben. Der Glaube vermittelt Kenntnisse, die

mit dem Suchen und Forschen des Verstandes nicht zu erreichen sind. Der Glaube eröffnet eine Wirklichkeit, die über dem Meßbaren und Wägbaren liegt. Wer glaubt, sieht weiter, wer glaubt, blickt tiefer. Die Augen des Ungläubigen sehen nur das Irdische. Mir sagte einmal eine Nachbarin: „Ich glaube nur an die Fliege an der Wand.“ Das Auge des Christen blickt hinein in die Ewigkeit. Durch den Glauben werden wir bewahrt für das Heil. Der Glaube gewinnt das ewige Leben. Es ist genug Licht da, um zum Glauben zu kommen. Es ist aber auch genügend Dunkelheit da, um den Nichtgläubenden als scheinbares Alibi zu dienen. Der schottische Schriftsteller Bruce Marshall, den ich in dieser Predigt ausgiebig zitiere, schreibt einmal: „Gott muss dem Unglauben immer einen Spielraum lassen, wenn der Glaube ein Verdienst bleiben soll.“ Und an einer anderen Stelle schreibt er: „Glaube bedeutet zugunsten Gottes am Zweifel zu zweifeln.“ Zugunsten Gottes am Zweifel zu zweifeln.

Nicht nur mit dem Verstand erfasst man Gott, sondern auch mit dem Verhalten. „Das Tun des Willens Gottes besitzt Erkenntniskraft.“ Das schreibt schon der heilige Apostel Johannes. „Wenn jemand bestrebt ist, Gottes Willen zu tun, wird er erkennen, ob meine Lehre aus Gott ist.“ Wenn jemand bestrebt ist, Gottes Willen zu tun, wird er erkennen, ob meine Lehre aus Gott ist. Das Eingehen auf Gottes Willen führt zum Glauben, das Abgehen von Gottes Willen entfernt vom Glauben. Die meisten Sünder meinen, sie hätten wegen ihrer Sünden das Recht auf den Glauben verwirkt. Ein französischer Priester erklärte: „Bei uns ist es nicht nur so, dass der Glaube keinen Einfluß auf unser Verhalten hat, sondern wir lassen sogar zu, dass unser Verhalten den Glauben beeinflusst.“ Der Pariser Unternehmer, der die Herabkunft des Heiligen Geistes auf die Apostel durch einen Ausflug mit seiner Sekretärin feiert, meint, er habe das Recht verwirkt, an den Heiligen Geist und an die Apostel zu glauben. "Die Sünde entfernt vom Glauben."

Seit jeher werden unterschiedliche Rezepte angeboten, um den Glauben anziehender zu machen. Man empfiehlt der Kirche, sie solle doch die schwer verständlichen Dogmen fallen lassen: das Dogma vom Dreifaltigen Gott, das Dogma von der Gottheit Jesu, das Dogma von der Gegenwart Christi in der Eucharistie. Viele protestantische Theologen haben diese Dogmen fallen gelassen. Ist dadurch der Protestantismus anziehender geworden? Ein Priester schlug vor, man solle die Ausdrucksweise der Verkündigung ändern. Die alten Wahrheiten müssten in einer neuen Sprache hervorgebracht werden. Ein langjähriger Pfarrer schüttelte darüber den Kopf und entgegnete: „Nicht wegen unserer Ausdrucksweise wollen die Leute nicht auf uns hören, sondern weil die Befolgung unserer Lehre sie in ihren Vergnügungen stören würde.“ Weil die Befolgung unserer Lehre sie in ihren Vergnügungen stören würde. Dann schildert Bruce Marshall ein Beispiel, das sich in Paris zugetragen hat. Ein Kontrolleur in der U-Bahn sprach mit einem Priester und schimpfte auf die Politik. Die Politik sei eine ekelhafte Sache. Der Priester fragte ihn: „Ja, warum versuchen Sie es nicht mal mit der Religion?“ Der Kontrolleur entgegnete, er habe tatsächlich oft daran gedacht, es mit der Religion zu versuchen, aber er sei entmutigt worden, denn die Religion sei gegen zu viele Dinge. Er habe gelesen, die Religion sei gegen Faulheit, gegen Missmut, gegen Hochmut, gegen freie Liebe. Das wäre ein bißchen viel, meinte er, wogegen die Religion sei. Der Priester entgegnete, er verstehe das falsch. Die Religion sei nur gegen diese Dinge, weil sie für andere sei. Sie sei für Fleiß, für Anstand, für Beherrschung, für Enthaltsamkeit, für Demut, für Keuschheit. Da antwortete der Kontrolleur: „Ja, die Dinge, für die sie sei, seien ja noch viel schrecklicher als die, gegen die sie ist. Und da wolle er sich lieber an die Politik halten. Da wende man sich sowieso nur gegen Leute, die man nicht leiden kann.“ Dieses Gespräch ist sehr aufschlußreich. Das Christentum ist anstrengend. Sein Anspruch ergreift das ganze Leben, die Jugendzeit ebenso wie das Alter. Das Christentum läßt auch keine Pause zu. Ein Kloostervorsteher meinte einmal: „Das Schwerste für einen Christen ist, dass er immerfort ein Christ sein muss.“ Ja, so ist es. Der erwähnte Kontrolleur fragte nämlich den Priester bei einer anderen Gelegenheit, ob die Vorschriften der Religion nicht einmal vorübergehend aufgehoben werden könnten, damit die Gläubigen eine Atempause haben. Der Priester versicherte ihm: „Das sei eben das Schwierige an der Religion, dass es niemals eine Atempause gebe.“ Vom Christentum gibt es weder Urlaub noch Dispens. Das ist das eigentlich Schwierige im Christentum, dass man immer und überall Christ sein muss.

Es ist kein Einwand gegen das Christentum, dass viele, die den Christennamen tragen, sich nicht an das christliche Sittengesetz halten. Eine Lehre wird nicht dadurch falsch, dass ihre Anhänger nicht danach leben. Nach dem letzten Krieg konnte man häufig die Rede hören: „Das Christentum hat ver-

sagt.“ Darauf antwortete der General Gareis, ein katholischer General: „Nicht das Christentum hat versagt, sondern die Menschen haben sich als unfähig erwiesen, es zu leben.“ Vielleicht kommt ein Teil des Übels daher, dass die falschen Leute die richtige Sache und die richtigen Leute die falsche Sache vertreten. Sich für eine gute Sache einzusetzen trotz all derer, die sie auch verfechten, dazu gehört wirklich Mut.

Das Jahr des Glaubens, meine lieben Freunde, ist dazu angetan, den Glauben besser kennenzulernen, das Glück des Glaubens zu erfahren, Festigkeit im Glauben zu gewinnen, Zweifel zu überwinden. Es soll dazu benutzt werden, um Nichtglaubende und Schwankende und Zweifelnde zum Glauben zu führen. Wir dürfen das Evangelium nicht bloß denen verkündigen, die schon gläubig sind, sondern wir müssen es auch denen predigen, die es nicht hören wollen. Ich habe nie begriffen, warum die katholische Kirche in Deutschland mit ihren reichen Mitteln den Glauben nicht an Litfaßsäulen und in der Presse und im Fernsehen verkündet. Ich habe das nie verstanden.

Die katholische Kirche hat eine anspruchsvolle Sittenlehre. Sie verkündet Gottes Willen bezüglich des Verhaltens der Menschen ohne Abstriche und Umdeutungen. Es gibt auf dieser Erde keine einzige Religion, deren Verhaltenscodex mit der Moralverkündigung unserer Kirche auch nur entfernt konkurrieren könnte. Alle machen den menschlichen Schwächen Konzessionen und verraten damit Gottes Willen. Der Protestantismus führt diese Leute an. Protestantische Theologen erklären das Leben Jesu als einen Mythos, also als eine erfundene Geschichte. Es gibt keine Menschwerdung, es gibt keine Auferstehung. Jawohl, das lehren evangelische Theologen. Der Protestantismus schafft eine himmelschreiende Sünde ab, weil die Meinungsführer der Gesellschaft sie abgeschafft haben wollen. Der oberste Protestant in Deutschland, der Präses Schneider, hat soeben, ich lese das hier in einer Zeitung, hat soeben erklärt, die Kirche solle die Selbsttötung eines Schwerkranken seelsorgerlich begleiten. Sie soll also auf ihre Weise Beihilfe leisten zum Selbstmord. Dagegen haben sich auch evangelische Christen empört. Ein Vorsitzender der bekennenden Gemeinschaften hat ausgeführt: „Der Chef der evangelischen Kirche bringt hier ein Seelsorgeverständnis zum Ausdruck, das Sünde begleitet, anstatt ihr entgegenzutreten. Die ökumenische Gemeinsamkeit, jede Form aktiver Sterbehilfe zu vermeiden, sei fahrlässig aufgegeben worden. So werde die Trennung zwischen den Konfessionen vertieft.“ Die Kirche könnte sich leicht Beliebtheit oder wenigstens Duldung verschaffen, wenn sie ihre Moralverkündigung den Wünschen der Massen angleichen würde. In einem Buch von Bruce Marshall wird ausgemalt, was geschehen könnte, wenn die Kirche das Sittengesetz nach dem Geschmack der entchristlichten Massen manipulieren würde. Bruce Marshall schreibt da: „Der Kardinal von Paris hatte einen Traum. Er träumte, der Papst sei gestorben und ein Amerikaner sei Papst geworden. Seine erste Kundgebung an die Welt sei verblüffend gewesen. Er habe nämlich der Stadt und der Welt verkündet, alle seine Vorgänger hätten sich in einer theologischen Lehrmeinung geirrt. Die freie Liebe sei keine Todsünde, sondern eine unsterbliche Tugend. Auf diese Äußerung hin war die Einheit der Christenheit im Nu wiederhergestellt worden. Ketzer und Abgefallene hatten ihre Irrtümer abgeschworen. Die Türken hatten sich wie ein Mann bekehrt. Und Schottland war nicht weit dahinter zurückgeblieben. Rußland hatte dem Kommunismus abgeschworen. Das unentwegt fromme Argentinien hatte Schlachtschiffe geschickt, die in der Tibermündung Salut schossen. Und Port Said hatte sich ein Feuerwerk abgerungen. Einen solchen Traum hatte der Kardinal geträumt.“ Das ist natürlich eine literarische Erfindung. Die Kirche wird niemals sich so verhalten, wie hier beschrieben ist. Aber die Kirche weiß, daß sie mit solcher Anpassung Menschen gewinnen würde, die sie dulden oder die sie sogar verehren. Das Bequeme und Eingängige findet immer seine Anhänger. Das Beschwerliche und das Erhabene stösst die Menschen ab. Die Kirche hält am Willen Gottes fest. Sie bleibt sein Herold, ob sie deswegen angeschwärzt und verfolgt wird. Schmähungen und Verfolgungen sind das Ehrenzeichen dieser Kirche.

Mit dem Boss im Himmel, sagen manche, mit dem Boss im Himmel könnten sie auskommen, aber sie reiben sich am Bodenpersonal. Damit sind die Bischöfe und Priester gemeint. Sie sind ja die tragenden Glieder unserer Kirche. Die katholische Kirche ist eine Bischofskirche. Die Bischöfe sind die Repräsentanten Christi. Man kann an den Bischöfen Kritik üben und vielleicht muss man das manchmal. Schließlich hat der Kardinal Seper, der wichtigste Mann an der Römischen Kurie, einmal das Wort gesprochen: „Die Krise der Kirche ist eine Krise der Bischöfe!“ Die Mängel und Schwächen

der Bischöfe sind bekannt. Aber so berechtigt sie häufig sind, die andere Seite besteht darin, dass die Bischöfe die Macht haben, den Heiligen Geist weiterzugeben. Das ist es, wodurch die Kirche und die Sakramente und die Gnade Christi weitergehen und heil bleiben. Bruce Marshall schreibt einmal: „Was bedeutet es schon, dass die Kirche wackelt, solange es noch etwas zum Wackeln gibt. Je mehr sie wackelt, ohne umzukippen, desto deutlicher erweist sich, dass der Heilige Geist sie vor dem Umkippen bewahrt.“

Die unentbehrlichen Helfer der Bischöfe sind die Priester. Eine Kirche ohne Priester wäre nicht die Kirche Christi. Der Priester leiht Gott sein Herz und seinen Verstand, seinen Mund und seine Hand. Er führt die Menschen zu Christus. Er ist Diener, nicht Herr. Er tritt völlig hinter dem Dienst, der ihm aufgetragen ist, zurück. Deswegen, meine Freunde, deswegen ist es so angebracht, dass der Priester bei der heiligen Messe sein Antlitz dem Altar und dem Kreuz zuwendet. Der Priester am Altar hat kein Antlitz, weil er es dem Herrn zuwendet. Dem guten Priester ist es darum zu tun, die flackernde Flamme weiterzugeben und eine Kerze an der anderen zu entzünden. Er will nicht selbst eine Kerze sein. Der Priesterberuf hat seine besonderen Schwierigkeiten. Der Priester befriedigt ja keine elementaren Bedürfnisse. Er sorgt nicht für Nahrung, Kleidung, Wohnung. Viele Menschen meinen, deswegen den Priester nicht nötig zu haben. Der Priester verkündet Gott, den Allherrscher, der in unsichtbarem Lichte lebt. Die meisten Menschen halten sich an das Sichtbare, Greifbare, Materielle. Der Priester hat keine Machtmittel zur Verfügung. Er kann nur an die Einsicht und an den guten Willen appellieren. Er muss stets auf Widerstand, Geringschätzung, Ablehnung und Verleumdung gefasst sein. Viele Menschen lassen es den Priester spüren, dass sie ihn nicht mögen. Die einen schauen ostentativ weg, die anderen blicken ihn frech und herausfordernd an. Diese Feindseligkeit, die den Priester trifft, ist in der Hauptsache seinem Beruf zuzuschreiben. Man steht auf gegen Gott, aber weil man Gott nicht erreichen kann, hält man sich an seine Diener. Priester werden durch eine Weihe Christus verähnlicht. Wer einmal zum Priester geweiht ist, bleibt es immer. In diesem Sinne gibt es keinen Berufswechsel der Priester. Aber, meine lieben Freunde, Sie alle wissen, dass nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil Zehntausende, Zehntausende von Priestern ihren Beruf aufgegeben haben. Warum? Weil der Glaube in ihnen eingebrochen ist. Die priesterliche Persönlichkeit steht und fällt mit dem Glauben. In wem der Glaube zerfällt, der kann nicht weiter Zeuge des Glaubens sein. Zum Glück haben manche Priester, die den Abendmahlssaal verlassen haben, zurückgefunden. Sie haben die Kraft zur Rückkehr von Gott erhalten. Ein Priester sagte: „Ich bin zur Kirche zurückgekehrt, weil ich das Siegel auf meiner Seele spürte.“ Hier müsste im Jahr des Glaubens angesetzt werden. Die Bischöfe haben ja Listen der Priester, die sich entfernt haben. Was geschieht, um sie zurückzuholen? Wesen und Würde des Priesters müssen den Menschen wieder nahegebracht werden. Im Weihesakrament wird der Geweihte Christus verähnlicht und mit Vollmachten ausgestattet, die Wahrheit und die Gnade den Menschen zuzuwenden. Aber der Priester ist stets angefochten. Der Teufel hält sich an die Priester, nicht an die Religionsdiener. Er sucht sie zu verunglimpfen. Was bedeutet es, meine lieben Freunde, wenn der Limburger Bischof in der Mainzer Zeitung als „Neokonservativer“ bezeichnet wird, was bedeutet das? Konservativ ist heute ein Schimpfwort geworden. Und der Bischof von Limburg, der den Glauben der Kirche über der Ehe verkündet, wird als neokonservativ ausgegeben. Das Jahr des Glaubens erinnert uns an unsere Verantwortung für die Priester. Sie, meine Gläubigen, müssen sich hinter die Priester stellen, müssen ihnen zur Seite stehen, müssen sie verteidigen, müssen Leserbriefe schreiben, müssen in der Öffentlichkeit sich zu den Priestern bekennen.

Das ist Ihre Aufgabe im Jahr des Glaubens! Das Jahr des Glaubens lenkt unseren Blick auf die Letzten Dinge. Jeder Tag bringt uns dem Tode näher. Auf den Tod folgt das Gericht. Wer möchte dort verworfen werden? Also leben wir so, dass der göttliche Richter uns annehmen kann. Nützen wir die Zeit, kaufen wir sie aus, denn die Tage sind böse.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Kirche der Dogmen

25.11.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Alle Feinde unserer heiligen Kirche ziehen zu Felde gegen den Glauben an Dogmen. Sie sagen: Dogmen sind Hemmnisse der Freiheit. Dogmen hindern das Denken. Darum weg mit den Dogmen. Was versteht man unter einem Dogma? Ein Dogma ist eine in der Offenbarung enthaltene Wahrheit, die von der Kirche zu glauben vorgelegt wird. Diese Definition des Dogmas hat das I. Vatikanische Konzil gegeben. „Mit göttlichem und katholischem Glauben ist all das zu glauben, was im geschriebenen oder überlieferten Wort Gottes enthalten ist und von der Kirche entweder in feierlichem Lehrentscheid oder durch die gewöhnliche allgemeine Lehrverkündigung als von Gott geoffenbart zu glauben vorgelegt wird.“ Das Dogma wird also durch zwei Wesenselemente bestimmt. Erstens: Es ist von Gott geoffenbart. Es ist uns von Gott mitgeteilt in seiner Heilsveranstaltung, sei es im Alten Bund durch die Propheten, sei es im Neuen Bund durch den letzten und größten der Propheten, Jesus Christus. Diese Mitteilung kann ausdrücklich oder einschlußweise erfolgen. Ausdrücklich ist etwas geoffenbart, wenn es deutlich ausgesprochen ist, wenn es also so gesagt ist, dass sein Sinn offen zutage liegt. Eingeschlossen ist es geoffenbart, wenn sein Sinn entfaltet werden muss, wenn das Dogma in ein Gefüge von Äußerungen eingehüllt ist, aus dem man es dann herauslesen kann und muss. Aber jedes Dogma ist entweder in der Heiligen Schrift oder in der Überlieferung enthalten. Es ist zweitens eine Offenbarungswahrheit, die vom kirchlichen Lehramt verkündet und zur Annahme vorgelegt wird. Es gibt zwei Weisen, wie man ein Dogma erkennen kann. Einmal durch einen Kathedralentscheid des Papstes. Wenn der Papst ausdrücklich erklärt, dass er kraft seiner Stellung als Oberhaupt der Kirche endgültig und letztgültig eine Wahrheit vorlegt, dann ist das ein Dogma. Das hat Pius XII. am 1. November 1950 getan, als er das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel verkündete. Ein Dogma kann aber auch durch ein allgemeines Konzil vorgelegt werden. Und das I. Vatikanische Konzil hat zwei solcher Dogmen definiert. Erstens: Dass der Heilige Vater der Universalbischof der Kirche ist. Er ist neben jedem Bischof auch noch Bischof, und so ist er universal allgemeiner Bischof der gesamten Kirche. Zweitens: Der Heilige Vater ist, wenn er in seiner höchsten Lehrfunktion spricht, unfehlbar. Diese Weise, Dogmen zu erkennen, ist nicht schwer. Das letzte Konzil, das II. Vatikanische Konzil, hat kein einziges Dogma verkündet, kein einziges Dogma.

Dogmen können aber auch durch die allgemeine Lehre der Kirche entstehen und vorgelegt werden. Die tägliche Lehrverkündigung vollzieht sich in den Ansprachen und Enzykliken des Papstes. Sie vollzieht sich in den Hirtenbriefen und Predigten der Bischöfe - hoffentlich! Sie vollzieht sich in der Lehrverkündigung der Priester durch Predigt und durch Religionsunterricht. Der Charakter eines Dogmas ist also nicht abhängig von der feierlichen Verkündigung. Auch die gewöhnliche Lehrverkündigung besitzt dogmenbildende Kraft, wenn sie Wahrheiten der Offenbarung allgemein und verbindlich vorträgt. Dogmen, meine lieben Freunde, sind so alt wie die Kirche. Der Satz: „Jesus ist der Christus“, also der Messias, das ist ein Dogma. Der Satz: „Jesus ist der Gottessohn“, das ist ein Dogma. Die Kirche ist zuständig, Dogmen vorzulegen, denn sie ist ja die von Gott ermächtigte Trägerin und Bürgin der göttlichen Wahrheit. Und sie ist dafür verantwortlich, dass diese Wahrheit zu den Menschen kommt. Sie vollzieht diese Verantwortung, indem sie Dogmen vorlegt. Freilich nicht aus eigener Kraft, sondern in der Macht des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist ist, nachdem er die Heilige Schrift geschaffen hat, nicht in Urlaub gegangen. Der Heilige Geist trägt die gesamte Kirchengeschichte und erhält die Kirche in der Wahrheit. Der Heilige Geist hält an dem fest, was er in der Heiligen Schrift geoffenbart hat. Er ist nicht mit sich selbst uneins, er steht zu dem, was in der Heiligen Schrift geoffenbart ist, in den Dogmen. Die Dogmen sind gewissermaßen die Heilige Schrift in einer

veränderten Formulierung. Alle Glieder der Kirche sind gehalten, die Wahrheit der Offenbarung zu bewahren. Alle sind verantwortlich, aber einige sind in besonderer Weise verantwortlich. Wir nennen sie die Träger des kirchlichen Lehramtes: die Bischöfe, mit dem Papst an der Spitze. Sie haben die heilige Verpflichtung, die Offenbarung zu bewahren und zu verkündigen und vorzulegen.

Aus dem Wesen des Dogmas ergeben sich die Eigenschaften. Ein Dogma hat immer seinen Ursprung in Gott. Das Dogma ist nicht, wie der Protestantismus lehrt, die sprachliche Fassung von inneren Erlebnissen des Menschen. Nein, das Dogma enthält vielmehr die durch unmittelbare Einwirkung Gottes den Menschen zuteil gewordene göttliche Selbstmitteilung. Das Dogma ist die Offenbarung in einer zeitgebundenen Form. Die Offenbarung, die im Alten Bunde und im Neuen Bunde geschehen ist, hat ja in sich eine Fülle von Wahrheiten. Aber die Kirche konnte sich nie beruhigen, diese Wahrheiten einfach, wie sie in der Bibel stehen, weiterzutragen. Warum nicht? Weil Irrlehrer auftraten. Bisher sind fast alle Dogmen dadurch entstanden, dass die Kirche Stellung nehmen musste gegen Irrlehrer. Sie musste die in der Heiligen Schrift enthaltene Wahrheit begrifflich fassen, und das ist in den Dogmen geschehen. Zu Dogmen werden die Wahrheiten der Heiligen Schrift, wenn die Kirche sie in einer neuen Sprachform vorlegt. Dieselbe Wahrheit wird in einer veränderten Sprache den Christen vorgelegt. Das ist gewissermaßen eine Weiterführung der Menschwerdung Gottes. Auch Gott ist ja in einem menschlichen Leibe erschienen. Letztlich wird der Sprachleib der Dogmen vom Heiligen Geist geschaffen. Er verhütet, dass die Kirche Dogmen verkündet, die nicht der Wahrheit entsprechen. Er wirkt mit, dass der Wahrheit ein ihr gemäßer Ausdruck gegeben wird. Die Dogmen sind die Weise, wie die Kirche Zeugnis ablegt vom Glauben. Sie sind ein Bekenntnis der kirchlichen Gemeinschaft zum Glauben. In den Dogmen spricht sich nach der Stiftung Christi der Glaube des Volkes Gottes in entscheidender und verbindlicher Weise aus. Deswegen ist das Dogma ein Glaubensgesetz. In ihm wird der Glaube gesetzt, weil er von der Kirche kraft ihrer hoheitlichen Macht vorgelegt wird.

Die Dogmen sind unwandelbar. Sie sind nicht bloß Symbole oder Bilder oder Hinweise auf irgendwelche religiöse Gefühle, die durch andere ersetzt werden können. Nein, die Dogmen sind Ausdruck der geheimnisvollen Wirklichkeit Gottes. Natürlich bleiben alle menschlichen Äußerungen, auch die der Heiligen Schrift, hinter der Wirklichkeit Gottes zurück. Wir sprechen in einer ähnlich-unähnlichen Weise von Gott, also in einer analogen Weise. Aber das hindert nicht, dass die Weise, wie wir von Gott sprechen, richtig ist. Sie erschöpft Gott nicht, sie fasst ihn nicht, aber sie sagt Wahres aus. Der Sinn des Dogmas, wie es die Kirche verkündet, ist bestimmt und unabänderlich. Was die Kirche einmal als wahr erkannt hat, das bleibt immer wahr und kann niemals aufgegeben werden. Die jeweilige geschichtliche Formulierung ist gültiger Ausdruck der überzeitlichen Wahrheit. An sich könnten die Dogmen auch in einer anderen Sprache ausgedrückt werden. Aber das ist gefährlich. Und das ist schwer. In den meisten Fällen ist es unmöglich. Es ist in den allermeisten Fällen ausgeschlossen, dass die Kirche die Worte, die sie bei Dogmatisierungen gebraucht, durch andere ersetzt. Man hat das ja versucht. Die Kirche bezeichnet in ihrem Dogma den Vorgang in der Heiligen Messe als Transsubstantiation, Wesensverwandlung. Das heißt, das Brot wird von Christus angenommen und in seinen heiligen, verklärten Leib übergeführt, und dasselbe geschieht mit dem Wein, er wird in sein heiliges, verklärtes Blut übergeführt. Jetzt sind holländische Theologen darangegangen und haben den Begriff „Transsubstantiation“ zu ersetzen versucht. Sie sprachen von einer Transfinalisation oder einer Transsignifikation, das heißt, das Brot bleibt Brot, aber es bekommt eine andere Bedeutung. Sie machen das deutlich an einem Stück Tuch. Ein rotes Tuch ist zunächst einmal eine Textilie. Aber wenn man es an eine Fahnenstange anbringt, dann wird es zu einer Fahne. Aus diesem Beispiel mögen Sie erkennen, welche Verirrung, welche Verirrung diese Theologen vorgenommen haben. Sie haben das Geheimnis zerstört, sie haben das Dogma verfälscht. Der Heilige Vater, Paul VI., hat eine eigene Enzyklika gegen diese Verfälschung geschrieben.

Man kann die Dogmen einteilen in Zentraldogmen und Einzeldogmen. Es ist klar, dass es wichtigere und weniger wichtiger Dogmen gibt. Was zum Geheimnis Christi und Gottes gehört, das ist eben entscheidend. Dass Christus das Sühneopfer geleistet hat, ist selbstverständlich wichtiger als daß man durch Ablass Nachlass zeitlicher Sündenstrafen gewinnen kann. Aber eines ist so wahr wie das andere. Die Hierarchie der Wahrheiten, von der man heute so gern spricht, diese Hierarchie der Wahrheiten ändert nichts daran, dass alle Dogmen geoffenbart und mit festem Glauben anzunehmen sind.

Eine andere Unterscheidung ist die zwischen Glaubens- und Sittenlehre-Dogmen. Ein Glaubensdogma ist zum Beispiel, dass Gott in drei Personen existiert. Aber die Kirche verkündet unfehlbar nicht nur die Wahrheit in Sachen des Glaubens, sondern auch in Sachen der Sittenlehre, also der Gebote und der Verbote. Und so gibt es auch moralische Dogmen. Moralische Dogmen sind geoffenbarte Wahrheiten der Sittenlehre, die von der Kirche, vom Lehramt der Kirche, endgültig vorgelegt werden. Also beispielsweise das Gebot der Nächstenliebe ist ein Dogma, ein moralisches Dogma. Oder das Verbot geschlechtlicher Betätigung außerhalb der Ehe ist ein Dogma.

Die Dogmen wollen nicht nur unsere Erkenntnis bereichern, sondern sie wollen auch unseren Heilsvollzug lenken. Wir sollen uns die Wahrheit, die in den Dogmen enthalten ist, aneignen und nach ihr leben. Wir werden also in den Dogmen angerufen, uns an Gott anheim zu geben. Die Dogmen sind ja nichts anderes als die Selbstmitteilung Gottes in einer bestimmten Sprache. Sie sind Ausdruck der Heilsgedanken und des Heilshandelns Gottes. Wer die Dogmen annimmt, wirkt auch damit sein Heil. Sie sind Begegnungen mit Gott. Wenn wir das Glaubensbekenntnis sprechen mit den darin enthaltenen Dogmen, dann bekennen wir uns zu dem sich offenbarenden Gott.

Nun aber, meine lieben Freunde, muss ich auf den Ansturm gegen die Dogmen zu sprechen kommen. Wir lieben unsere evangelischen Brüder. Sie sind ja getauft und haben aus ihrer Trennung von der katholischen Kirche gewisse Wahrheiten mitgenommen. Darum sind sie uns wert und lieb. Aber um der Wahrheit willen muss gesagt werden: Der Protestantismus lehnt Begriff und Sache der Dogmen im katholischen Sinne ab. Im Protestantismus sind Dogmen kirchlich festgelegte Lehren oder Lehrsätze, die durch obrigkeitlichen Befehl für die Geistlichen zur Lehrverpflichtung erhoben werden. Also Dogmen sind Ergebnisse menschlichen Nachdenkens, besitzen lediglich zeitbedingte Geltung, können geändert, aufgegeben, ins Gegenteil verkehrt werden. Der berühmte evangelische Theologe Baur erklärt: „Dogmen sind zeitbedingte Ausdrucksformen des christlichen Bewusstseins.“ Zeitbedingte Ausdrucksformen des christlichen Bewusstseins, also eines seelischen Vorganges, nicht einer von aussen kommenden Offenbarung. Der Protestantismus sieht weder die Tradition noch das Dogma als verpflichtende Norm an. Christlicher Glaube ist nach evangelischer Auffassung nicht Glaube an Dogmen, sondern Glaube an biblische Lehren. Aber das wird auch wieder abgeschwächt, denn die Bibel, so sagt man, die Bibel ist keine Lehrnorm, sie ist keine gesetzliche Lehrnorm. Jeder Christi ist berechtigt, aus der Bibel herauszulesen, was ihm eingegeben wird. Und er kann morgen etwas anderes herauslesen als heute. Niemand kann zu einer bestimmten Auslegung verpflichtet werden. Jede Auslegung ist überholbar. Eine verbindliche Auslegung kann es im Protestantismus nicht geben, weil es kein Lehramt gibt. Die Ablehnung der Dogmen geschieht bald in milderer, bald in schärferer Form. Ich zitiere hier nur den berühmten evangelischen Theologen Adolf von Harnack. Er findet in den Dogmen eine Entstellung des Evangeliums. Er sieht es als Aufgabe der Theologie an, die Kirche von den Dogmen zu befreien. Ich habe mich nicht versprochen. Dogmen sind nach diesem Theologen eine Entstellung des Evangeliums, und Aufgabe ist es, die Kirche von den Dogmen zu befreien. Und das ist ja auch im Protestantismus in erheblichem Maße geschehen. Die altkirchliche Christologie und Trinitätslehre wird als sachlich fragwürdig und begrifflich unbiblisch eingeschätzt. Es fallen also die Gottheit Christi und der Dreieinige Gott dahin. Es gab, das muss ich leider sagen, es gab und gibt wohl auch heute Protestanten und protestantische Pfarrer, die das Apostolische Glaubensbekenntnis, also eine frühe Zusammenfassung von Dogmen, ablehnen, und sich weigern, es bei der Spendung der Taufe zu verwenden. Nun haben auch die protestantischen Religionsverbände Lehrformeln und Glaubensbekenntnisse aufgestellt: Augsburger Bekenntnis, Konkordienformel, und wie sie alle heißen. Ich kenne sie. Von diesen Bekenntnissen aber gilt zweierlei. Erstens: Die Bekenntnisse sind stets der Heiligen Schrift untergeordnet, das heißt dem, was der Einzelne aus der Bibel herausliest. Zweitens: Die protestantischen Bekenntnisse sind keine für alle Zeiten verbindliche Lehr- und Glaubensnormen. Es kann im Protestantismus keine Lehrgesetzlichkeit geben, denn die protestantische Lehre ist überhaupt nicht abgeschlossen. Sie läuft immer weiter, sie ist in ständigem Werden. Ein führender Protestant erklärte, dass seiner Kirche, der evangelischen Kirche, jetzt die Erkenntnis aufgegangen sei, dass homosexuelle Betätigung erlaubt sei. Das sind Tatsachen, meine lieben Freunde.

Trotz der Ablehnung der Dogmen gibt es auch im Protestantismus Sätze, die nicht bezweifelt werden. Z.B. ist die Behauptung, es gebe keine Dogmen, auch eine Art Dogma. Das ist ein Pseudodogma,

das man aufgestellt hat. Wer behauptet, es gibt kein Dogmen, der stellt damit auch ein Dogma auf, für sich selbst. Von Luther stammen mehrere solcher Pseudodogmen, zum Beispiel das Dogma von der Unausweichlichkeit geschlechtlicher Betätigung für einen jeden Menschen. Das ist ein negatives Dogma. Jeder Mensch muss sich geschlechtlich betätigen. So wie er essen und trinken muss, so musste er auch auf diesem Felde tätig sein. Ein anders Pseudodogma lautet: Jede Ehe kann getrennt werden. Es gibt keine Ehe im Protestantismus, die nicht aufgelöst werden könnte. Von Luther stammt das weitere Pseudodogma: Es gibt kein Priestertum. Es gibt nur von der Gemeinde aufgestellte Diener des Wortes. Und diese Bestellung ist natürlich kein Sakrament und kann jederzeit zurückgenommen werden, wie es ja bei dem Bundespräsidenten Gauck der Fall ist. Der Protestantismus hat auch noch ein anderes Dogma aufgestellt, nämlich: Ein evangelischer Theologe besitzt eine große Lehrfreiheit. Er kann in seiner Lehre grundsätzlich in jede Richtung gehen, nur in eine nicht, nach Rom. Aus diesem Tatbestand ergibt sich nach meiner Überzeugung, dass Lehrgespräche zwischen Katholiken und Protestanten sinnlos sind. Der Protestant kann niemals auf ein bestimmtes Bekenntnis festgelegt werden. Er kann sich jederzeit einer Festlegung entziehen. Wozu dann solche Gespräche?

Alle Abfallbewegungen von der Kirche haben gegen Dogmen protestiert und auf Dogmenfreiheit bestanden, haben aber wiederum auch ihre Pseudodogmen geschaffen. So lautet zum Beispiel ein Dogma der abständigen Katholiken: Die Kirche darf uns nicht in unseren Vergnügungen stören, vor allem nicht in den sexuellen. Das ist auch ein Dogma, aber ein falsches. Die Ökumeniker verkünden heute das Dogma: „Mehr ist, was uns eint, als was uns trennt.“ Mehr ist, was uns eint, als was uns trennt. Dieser Satz hat den Nachteil, dass er falsch ist. Das Gegenteil ist wahr. Es gibt fast keinen Gegenstand, wo katholische Lehre und protestantische Meinung übereinstimmen. Der Philosoph Ludwig Feuerbach, dem in Nürnberg ein Denkmal gewidmet ist, hat das Dogma aufgestellt: „Der Mensch schuf Gott nach seinem Bild.“ Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde, das heißt, die Menschen haben die Götter hervorgebracht. Das mag zutreffen für die Mythologie der Römer und der Griechen. Aber es trifft nicht zu für die Offenbarung Gottes in Christus Jesus. Sie ist total verschieden von dem, was ein Mensch sich ausdenken kann. Die Gottlosen der Sowjetunion begrüßten sich zeitweilig mit dem Gruß: „Es gibt keinen Gott.“ Und die Antwort lautete: „Es hat noch nie einen gegeben.“ Das war ein kommunistisches "Dogma". Berthold Brecht hat auch ein Pseudodogma aufgestellt, und das lautet: „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.“ Das ist das Dogma von Berthold Brecht. Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral. Dieser falsche Satz übersieht, dass auch die Nahrungsaufnahme dem Sittengesetz untersteht. Im täglichen Leben kann man erfahren, welche Maximen Menschen bestimmen. Zum Beispiel: „Jeder ist sich selbst der Nächste.“ Das ist natürlich die Verkehrung des christlichen Liebesgebotes. Jeder ist sich selbst der Nächste. Oder: „Wie du mir, so ich dir.“ Das ist wiederum ein Anschlag gegen das Gebot des Herrn: „Wer dich auf die linke Wange schlägt, dem halte auch die rechte hin.“ Nein nicht, wie du mir so ich dir, sondern: wenn dein Bruder hungert, wenn dein Feind hungert, dann gib ihm zu essen. Ein anderes Pseudo-Dogma, das mir schon gelegentlich vorgehalten worden ist, lautet: „Man muss mit der Zeit gehen.“ O meine Freunde! Mit der Zeit gehen. Wenn die Braunen an der Regierung sind, dann sich zu den Braunen schlagen. Wenn die Roten die Macht haben, dann sich zu den Roten halten. Wenn die Grünen den Staat bestimmen, dann die grüne Ideologie übernehmen. Nein - nicht mit der Zeit muss man gehen, sondern mit dem Licht, das Christus angezündet hat. Die Sozialisten stellten das Pseudodogma auf: „Religion ist Privatsache.“ Meine lieben Freunde! Wenn Religion Privatsache ist, dann ist die Kehrseite dieses Satzes: Die Ausschaltung der Religion ist öffentliche Sache. Das heißt, die Gesellschaft und der Staat bekennen sich zur Religionslosigkeit. Das ist die Kehrseite dieses Satzes: Religion ist Privatsache.

Nein, meine lieben Freunde, halten wir uns an die Dogmen unserer heiligen Kirche. Sie machen uns frei vom Irrtum und frei von der Diktatur des Zeitgeistes. Sie binden uns an den ewigen Gott und sein irdisches Organ, unsere heilige Kirche. Die Dogmen bergen Gottes Wahrheit. Die Dogmen schützen Gottes Wahrheit. Die Dogmen vermitteln Gottes Wahrheit. Ein undogmatisches Christentum hat es nie gegeben. Das Christentum steht und fällt mit den Dogmen. Als der Dichter Heinrich Heine einmal vor dem Dom von Antwerpen stand, da sagte er: „Die Menschen, die diesen Dom gebaut haben, hatten Dogmen. Wir haben nur Meinungen. Mit Meinungen baut man keine Dome.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Wiederkunft Christi

02.12.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ein recht eifriger Katholik sagte einmal: „Die beiden Evangelien vom 24. Sonntag nach Pfingsten und vom 1. Adventsonntag gefallen mir gar nicht!“ Es sind die Evangelien, die vom Ende der Weltzeit, die von den apokalyptischen Ereignissen uns berichten. Es sind Bilder, die vor unserem Auge entstehen, die uns Angst machen können. Schon jetzt können wir, aus rein natürlichen Gründen, Befürchtungen hegen. Was bedeutet es, dass die Weltmeere jedes Jahr um mehrere Millimeter steigen? Was bedeutet es, dass die Gletscher in Grönland und in der Antarktis abschmelzen? Was hat das für Folgen für uns? Aber das sind natürliche Dinge. Was aber wird sein, wenn die Ereignisse eintreten, die der Herr uns vor Augen stellt? Man ist berechtigt, Furcht zu haben. Den Bewohnern von Athen kündigte Paulus an: „Gott hat einen Tag festgesetzt, an dem er die Welt nach Gerechtigkeit richten wird. Durch einen Mann, den er dazu bestellt und bei allen beglaubigt hat durch die Auferweckung von den Toten.“ An die römische Gemeinde schreibt Paulus: „Gott wird die verborgenen Absichten“ – die verborgenen Absichten – „der Menschen durch Jesus Christus richten.“ Und der Herr hat es ja selbst gesagt: „Gott wird einem jeden vergelten nach seinen Werken!“ Die Furcht vor dem Weltgericht ist berechtigt.

„Und ein Buch wird aufgeschlagen,
treu darin ist eingetragen,
jede Schuld aus Erdentagen.
Sitzt der Richter dann zu richten,
wird sich das Verborgne lichten,
nichts kann vor der Strafe flüchten.“

So beten wir in jeder Totenmesse. Gott ist kein Schattenkönig. Er ist der Herr der Schöpfung. Er ist auch der Richter der Welt. Er kam verborgen, um sich richten zu lassen. Er wird sichtbar kommen, um selbst zu richten. Wann wird das geschehen? Wir wissen es nicht! Es ist ein vergebliches Unterfangen, die Jahre, die für die Weltzeit noch übrig sind, zu berechnen. All den eifrigen Rechenkünstlern hat jener Ruhe geboten, der das Wort gesprochen hat: „Es steht euch nicht zu, die Zeiten zu wissen, die der Vater aus eigener Machtvollkommenheit festgesetzt hat!“ Das Gericht ist gewiss! Der Zeitpunkt ist ungewiss. Sein Eintreten kann für Viele eine Überraschung sein. Denn der Herr sagt: „Der Menschensohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht vermutet.“ Die Uhren Gottes schlagen anders als die Uhren der Menschen. Und Paulus schreibt: „Der Tag des Herrn kommt wie ein Dieb in der Nacht!“ Und wie kommt der Dieb in der Nacht? Unbemerkt, unerwartet, unangekündigt! Die Menschen haben häufig gemeint, die Ankunft des Herrn stehe unmittelbar bevor. Schon im Jahre 66 n. Chr. haben die Christengemeinden in Palästina die Ankunft, die Parusie, Christi erwartet. Papst Leo der Große, von 440 bis 461 die Kirche regierend, Papst Leo der Große hielt es für denkbar, dass der Herr noch zu seinen Lebzeiten erscheinen wird. Papst Gregor I., der von 590 bis 604 regierte, war ebenfalls der Ansicht, der Herr könne noch in seiner Regierungszeit wiederkommen. Im Jahre Tausend waren viele Menschen überzeugt: Das ist das Ende der Zeit. Jetzt wird der Herr kommen. Ein lutherischer Pfarrer in Lochau war der Meinung: Am 19. Oktober 1533 um acht Uhr werde der Herr erscheinen. Er wurde enttäuscht. Im 17. Jahrhundert gab es in Russland die Altgläubigen. Sie wandten sich gegen die liturgischen Reformen, die der Zar angeordnet hatte und die sie als einen Verrat am rechten Glauben ansahen. Aber diese Altgläubigen waren überzeugt, dass jetzt der Herr kommen

würde. Und in ihrer Verranntheit, so muss ich wohl sagen, haben sich viele selbst den Tod gegeben. Aber der Herr kam deswegen trotzdem nicht. Alle diese Erwartungen wurden enttäuscht. Deswegen darf man aber nicht dem Unglauben verfallen und meinen, wenn der Herr bisher nicht erschienen ist, wird er überhaupt nicht erscheinen. O nein, meine Freunde! Die Menschen, die die Ankunft des Herrn erwartet haben, sind nicht einer Verirrung zum Opfer gefallen. Sie haben nur die Ankündigung des Herrn ernst genommen. Sie haben gewusst: Was jederzeit eintreten kann, ist immer nahe.

Seit der Himmelfahrt des Herrn ist Letzte Stunde. Sein Wiederkommen ist zu jeder Stunde möglich. Der Tag des Gerichts ist aber freilich nicht nur ein Tag der Furcht. Er ist auch ein Tag der Sehnsucht, ein Tag der Freude. Die junge Kirche lebte in der freudigen Zuversicht, dass der Herr kommen werde, dass er sie heimholen werde. Sie baute ihre Gotteshäuser nach Osten, von wo man den Herrn erwartete, der erscheinen werde, wie der Blitz aufzuckt. In der Osternacht jubelten die Christen dem kommenden Herrn entgegen. Sie haben eben das Wort des Herrn ernstgenommen: „Dann werden sie den Menschensohn kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Wenn dies geschieht, dann richtet eure Häupter auf, denn es naht eure Erlösung.“ Sie wussten, die Wiederkunft des Herrn ist die Rechtfertigung ihres Glaubens, sie ist die Bestätigung ihrer Hoffnung, sie ist die Erfüllung ihrer Liebe. Die Wiederkunft des Herrn ist die Befreiung von all der Missachtung, Geringschätzung, Verfolgung, die die Christen seit Jahrtausenden erleiden müssen. Dann werden sie gerechtfertigt vor aller Welt. Alle werden ihn sehen, auch die, die ihn durchbohrt haben. In der Liturgie hat die Kirche immer diese Erwartung, diese selige Erwartung auf das Kommen des Herrn wachgehalten und durch alle Jahrhunderte gerettet. Im 19. Jahrhundert hat der evangelische Theologe Johannes Weiß ein Buch über die Letzten Dinge geschrieben, und er meinte, dass das eine in der evangelischen Christenheit vergessene Wahrheit sei. Aber bei uns ist diese Wahrheit nie vergessen worden. Die Kirche hat immer diese Erwartung genährt, und lässt uns noch am Vorabend des Weihnachtsfestes beten: „O Gott, du erfreust uns alle Zeit durch die Erwartung unserer Erlösung. So gib denn, dass wir deinen Eingeborenen, den wir freudig als Erlöser aufnehmen, einst auch als Richter mit Zuversicht kommen sehen.“ Die Kirche lebt in der seligen Erwartung auf das Kommen des Herrn. In der seligen Hoffnung der glorreichen Erscheinung unseres großen Gottes und Heilandes Jesus Christus, der sich für uns hingegeben hat, um uns von aller Ungerechtigkeit zu erlösen und ein auserwähltes Volk zu schaffen. Als Paulus in Rom in Gefangenschaft war, da hatte er Todesgedanken, verständlich. „Ich rechne schon mit der Hingabe meines Lebens“, schreibt er an die Philipper. „Die Zeit meiner Auflösung steht bevor. Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt. Nun liegt die Krone der Gerechtigkeit für mich bereit, die er mir geben wird. Aber nicht nur mir, sondern allen, die auf seine Wiederkunft liebend warten.“ Die Kirche weiß, das Letzte ist nicht der Zerfall der Weltelemente. Das Letzte ist die Wiederkunft des Herrn und die Neue Welt. Jawohl, die Neue Welt, der Neue Himmel und die Neue Erde. Denn das ist es. Wir können natürlich fragen: Was wird aus unserer Erde, die uns geboren hat, auf der wir gelebt und gelitten haben? Was wird aus unserer Erde, deren Früchte wir erarbeitet haben und die Gott in seine sakramentalen Wunder hineingenommen hat, wie Brot und Wein, wie Öl und Wasser? Was wird aus der Erde, in die man uns bettet? Die Schöpfung harret auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Das wird aus der Erde: Sie harret auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Durch Feuer und Staub muss die Erde zugrunde gehen. Aber nur, um neu geschaffen zu werden. In der Salomons-Halle im Tempel zu Jerusalem predigt Petrus: „Ihn muss der Himmel aufnehmen, bis zu den Zeiten der Wiederherstellung aller Dinge.“ Das ist das Wort: Bis zu den Zeiten der Wiederherstellung aller Dinge.

Christus lebt in der Herrlichkeit des Vaters. Er ist im Wartestand, denn er wartet, bis der Befehl des Vaters ergeht: Jetzt ist es Zeit, jetzt ist die Stunde der zweiten Ankunft. Er wartet, um die Parusie zu vollziehen, wenn das Ende der Welt gekommen ist. Dann entfaltet er seine Schöpfermacht. Dann entsteht der neue Himmel und die neue Erde, wie ihn Johannes beschrieben hat. „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen und auch das Meer ist nicht mehr“, das furchtbare Meer, vor dem den Menschen der alten Zeit immer gegraut hat. Die Apostel haben diese beglückende Botschaft nicht aus heidnischen Mythen entlehnt. Es war der Herr, der ihnen das alles verheißen hat. Petrus stellt das ausdrücklich fest in seinem ersten Briefe: „Wir sind nicht spitzfindigen Märchen nachgegangen, als wir euch die Macht und Herrlichkeit

Christi verkündeten und die Wiederkunft unseres Herrn. Wir waren Augenzeugen seiner Herrlichkeit.“ Der Schöpfergott, der die Welt ins Leben gerufen hat, vermag sie auch zu verwandeln, und er wird es tun, wenn die Stunde des Herrn gekommen ist. Wenn sich das himmlische Jerusalem auf die Erde herabsenkt, dann wird die Erde für immer verwandelt werden. Sie wird eine Stätte werden, die den Menschen die Erfüllung ihrer berechtigten Sehnsüchte gewährt. Dann wird Gottes Herrlichkeit auf der ganzen Erde gegenwärtig sein. Dann werden die Menschen nicht mehr fragen: „Wo ist denn euer Gott?“ Sie werden ihn schauen! Die Erde wird die Herrlichkeit des Herrn nicht mehr verschleiert in sich tragen, sondern sie wird sich in offener Gestalt als die Schöpfung Gottes darbieten. Da muss nicht mehr ein Stück Welt nach dem anderen heimgeholt werden in die Herrlichkeit Gottes. In jener Stunde übergibt der menschengewordene Sohn Gottes die Welt und die Menschheit dem himmlischen Vater für immer in den Raum der Gottesherrschaft. Dann kommt das zur Reife, was wir in jedem Vaterunser beten: „Dein Reich komme.“ Dann wird nicht nur die Erde verwandelt, sondern das ganze Weltall. Die gesamte Schöpfung wird verklärt, sie wird durchscheinend für die Herrlichkeit Gottes.

Was wird aus uns werden? Die Christen der Urkirche hatten Bange um die Mitchristen, welche vor der Wiederkunft des Herrn gestorben waren. „Ja, was wird aus denen werden?“, sagten sie. „Sie sind doch jetzt tot und der Herr ist noch nicht gekommen?“ Paulus erklärt ihnen: „Das ist ganz unwesentlich, ob man bei der Ankunft des Herrn noch lebt oder ob man gestorben ist. Es kommt die Stunde“, so erinnert er seine Gläubigen, „es kommt die Stunde, da alle in den Gräbern seine Stimme hören werden, dann werden die, die Gutes getan haben, herauskommen zur Auferstehung des Lebens. Die aber Böses getan haben, zur Auferstehung des Gerichts.“ In der Epistel der Totenmesse tröstet Paulus die Christen: „Trauert nicht wie jene, die keine Hoffnung haben.“ Wir haben eine Hoffnung. Wir haben die Hoffnung auf die Auferstehung, denn wir haben einen Auferstandenen, einen allmächtigen Auferstandenen, er heißt Jesus Christus. Er ist der Erstling. Nach ihm folgen alle. Er ist der erste Anwärter, dessen Anwartschaft erfüllt ist. Wir sind weitere Anwärter, deren Erwartung erfüllt werden wird.

Sie werden mich vielleicht fragen: Ja, warum spricht denn Paulus nur von der Auferstehung der Toten, warum spricht er nicht auch von der ewigen Seligkeit der Verstorbenen, in die die Menschen eingehen, wenn der Leib zerfällt? Das war nicht notwendig. Die Überzeugung, dass es eine Seele gibt und dass die Seele weiterlebt, war in der Zeit, als Paulus predigte, allgemein verbreitet. Aber was eben neu war, war die Auferstehung auch des Leibes. Deswegen musste er darauf das ganze Gewicht seiner Verkündigung legen. Wir freilich, die wir ja nicht unbedingt damit rechnen, dass wir die Auferstehung der Toten noch erleben, wir freilich fragen eher, was geschieht mit mir, wenn mein Leib zerfällt, heute, oder morgen, oder übermorgen? Wir wissen, dass der Mensch eine Seele besitzt, eine geistige Seele. Ich will versuchen, an kommenden Sonntagen darüber einiges vorzutragen. Aber schon heute sei soviel gesagt: Die Existenz der geistigen Seele wird uns nicht nur durch die Offenbarung bestätigt. Es gibt durchaus naturwissenschaftliche Beweise, dass eine geistige Seele existiert. Wir stützen uns auf den Glauben, ganz gewiss, aber wir vernachlässigen nicht die ‚praeambula fidei‘, das, was dem Glauben vorausgeht, nämlich die natürliche Erkenntnis. Und die sagt uns:

„Was wir bergen in den Särgen, ist der Erde Kleid.
Was wir lieben, ist geblieben, bleibt in Ewigkeit.“

Es gibt ein ewiges Leben. Die Geistigkeit und die Unzerstörbarkeit des geistigen Elementes in uns sichert die Fortexistenz unserer Wirklichkeit, unserer menschlichen Wirklichkeit. Lassen Sie sich nicht irremachen von den Leugnern des ewigen Lebens. Wir haben für unsere Zuversicht die Wahrheit des Glaubens und Überlegungen der Naturwissenschaft.

Was wird, wenn der Herr kommt, wenn die letzten Tage anbrechen, was wird aus unserer Kirche? Christus wird seine Braut, die Kirche, dem Vater übergeben. Die Kirche muss ja auf ihrem Weg durch die Geschichte viele Prüfungen und Schrecken durchmachen. Ein Priester, meine lieben Freunde, der wachen Geistes diese heutige Zeit durchlebt, kann nur von tiefer Besorgnis erfüllt sein. Er sieht den Zerfall auf allen Ebenen. Er sieht den Rückgang in jeder Beziehung. Aber er gibt die Hoffnung nicht

auf, dass aus der pilgernden Kirche einmal die angekommene Kirche werden wird. Dass aus der leidenden Kirche einmal die triumphierende Kirche werden wird. Die Kirche wird eine radikale Verwandlung erfahren. Die Zeit der Kirche ist ja in dem Zwischenzustand zwischen der Himmelfahrt des Herrn und seiner Wiederkunft angesiedelt. In dieser Zeit vertritt sie Christus und führt die Menschheit zu Gott. Wenn das Ziel erreicht ist, nämlich wenn Christus wiederkommt, wenn das Ziel erreicht ist, bedarf es keiner Zeichen mehr, weil die von ihnen gemeinte Wirklichkeit in unverhüllter Gestalt hervortritt. Da gibt es keine Wortverkündigung mehr, keine Sakramentenverwaltung, keine Kirchengzucht. Da gibt es kein Papsttum mehr, kein Bischofsamt, kein Priestertum. Es braucht ja niemandem mehr das Leben Christi eingeformt zu werden, weil die Herrlichkeit des verklärten Leibes Christi alles erfüllt. Die Gemeinschaft der mit Christus vereinten Menschen wird freilich weiter bestehen. Insofern lebt auch die Kirche weiter. Aber eben als eine verklärte Gemeinschaft von Vollendeten. Dann kommt sie, diese Menschheit, die verklärte Menschheit, ganz zu sich selbst. Die von Christus gesammelte Gemeinschaft kommt dann zu dem von ihm bestimmten Ziel.

Die Ausführungen, meine lieben Freunde, die ich heute gemacht habe, von den Letzten Dingen dieses Weltalls, diese Ausführungen könnten als Phantasie oder Schwärmerei angesehen werden, wenn sie von Menschen erwartet würden. Aber sie haben Gott als Urheber und Garanten. Gott täuscht nicht und kann nicht getäuscht werden. Was er verheißen hat, das wird er erfüllen. Wir dürfen weiter zuversichtlich beten: „Dein Reich komme!“ Mit dem Propheten Daniel schauen wir in die Ferne und sehen die Macht Gottes kommen. Die Zukunft gehört den Christen. Wir aber wollen flehen mit der Kirche: „Rüttle, oh Herr, unsere Herzen auf, auf dass wir deinem Eingeborenen die Wege bereiten, und ihm zu dienen vermögen mit einem durch seine Ankunft geläuterten Herzen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Johannes der Täufer

09.12.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Advent stellt uns die Kirche zwei Gestalten vor Augen: die Gottesmutter Maria und den Vorläufer Johannes. Das sind für den Advent unerlässliche Gestalten, denn ohne die Gottesmutter gibt es keinen Gottessohn, und der Vater im Himmel wollte, dass sein Sohn vorherverkündigt wurde durch einen Vorläufer: Johannes den Täufer. „Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Pfade“, so ruft er. Und er kündigt an: „Nach mir kommt der Stärkere. Ich bin nicht tauglich, mich zu bücken und ihm die Riemen seiner Schuhe aufzulösen.“

Jesus beginnt seine Tätigkeit, als Johannes verhaftet, in den Kerker geworfen wird. Jetzt ist dessen Sendung beendet, jetzt setzt die Verkündigung des Evangeliums, der Heilsbotschaft, ein. Der Ratsschluss Gottes hat sich an Johannes erfüllt, und nun tritt der Stärkere, der Kommende, auf. Er beginnt seine Tätigkeit in Galiläa. Warum? Warum nicht in Jerusalem, denn Jerusalem ist doch die Hauptstadt? Er beginnt sie in Galiläa, weil er weiß, ein Prophet gilt in Jerusalem nichts, wenn er aus Galiläa kommt: „Was kann schon aus Galiläa Gutes kommen?“ So denkt man in Jerusalem. Deshalb, weil er den Widerstand der führenden jüdischen Kreise voraussieht, beginnt er seine Tätigkeit in dem von Jerusalem politisch getrennten Galiläa. Es ist seine Frohbotschaft, seine Heilsbotschaft, die Botschaft, die den Menschen das Heil verkündet und bringt.

Der im Gefängnis liegende Johannes erfährt durch seine Jünger von den Werken des Messias. Damit ist die Verkündigung und das Wunderwirken Jesu gemeint. Er fragt an, ob er der Kommende sei. Der Kommende ist eben der, den er verkündet hat, derjenige, dem er die Schuhriemen aufzulösen nicht tauglich ist: „Bist du der Kommende oder sollen wir auf einen anderen warten?“ Man nimmt an, dass Jesus auf diese Frage geantwortet hätte: „Ja, ich bin es.“ Nein, so antwortet er nicht. Er gibt vielmehr eine Umschreibung: „Geht hin, und verkündet dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf und allen Menschen, den Armen zuvor, wird die Heilsbotschaft verkündet.“ Der Täufer soll also aus dem Wirken Jesu seine Qualität erkennen, nämlich seine Eigenschaft als der Messias. Johannes ist sich nicht ganz sicher, ob Jesus der Messias ist, und deswegen diese Frage: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ Zunächst einmal ist die Antwort Jesu überhaupt nur dann beweiskräftig, wenn die darin erzählten Taten wirklich und wahrhaftig geschehen sind. Das heißt: nur dann, wenn Jesus zahlreiche unerhörte Wunder gewirkt hat. Wenige Stellen der Evangelien sind so unwiderleglich für Jesu Wandertätigkeit wie dieses Wort. Alle Versuche, ihm seine unerhörten Wunder abzuspoken, wie es die ungläubigen Theologen tun, alle diese Versuche sind zum Scheitern verurteilt. Bei Jesus besteht eine Einheit von Reden und Taten. Die Taten geben für seine Worte und die Worte für seine Taten Zeugnis.

Und dann kommt der Weckruf: „Selig, wer an mir keinen Anstoß nimmt.“ Das ist eine Warnung an Johannes, das ist ein leichter Tadel an Johannes, nämlich weil er Zweifel hat an dem Wirken, an dem Auftreten Jesu, ob er wirklich der Messias ist. Selig, wer an mir keinen Anstoß nimmt, das heißt: wer sich im Glauben nicht irre machen lässt. Warum ist der Täufer in eine Krise gekommen? Warum ist er in einer Glaubenskrise? Das erklärt sich daraus, dass das Auftreten Jesu nicht dem Bilde entsprach, das er in sich trug. Er lebte ja ganz im Alten Bunde, er ist ein Mann des Alten Bundes. Und so hat er den kommenden Messias verkündet als den, der mit heiligem Geist und mit Feuer taufen wird. Er selbst tauft mit Wasser, aber der da kommt, wird mit Heiligem Geist und mit Feuer taufen. Was heißt das? Er wird ein Strafgericht bringen, ein furchtbares Gericht über die gottvergessene Menschheit. Feuertaufe, das ist damit gemeint. Er wird mit Heiligem Geist taufen, das heißt er wird alle Men-

schen zum Glauben an sich führen durch den Heiligen Geist. Und das vermisst Johannes bei Jesus, dass alle Menschen ihm zuströmen, er vermisst den großen Erfolg, den er erwartet hatte. Und er vermisst noch etwas. Er vermisst das klare Bekenntnis: „Ich bin der Messias, ich bin der gottgesandte Erlöser, ich bin der Heiland der Welt!“ Aus drei Gründen ist Johannes in eine Glaubenskrise gekommen: Er vermisst die Feuertaufe, er vermisst den Erfolg beim jüdischen Volk und er vermisst das klare Bekenntnis. Aus eigener Not heraus spricht der Täufer: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“

Dieses Verhalten des Täufers, meine lieben Freunde, enthält eine wichtige Lehre für uns: Gott ist anders, als wir ihn uns vorstellen. Gott handelt anders, als wir es wünschen. Das mussten schon die Jünger Jesu erfahren. Als er am Ende seiner Laufbahn von Galiläa nach Jerusalem zog, da kam er durch das Gebiet von Samaria, und die Samaritaner sind den Juden feindlich gewesen. Er schickte zwei Jünger voraus, die in einem Dorfe der Samaritaner Quartier machen sollten für die Übernachtung. Aber die Dorfbewohner lehnten es ab, Jesus und seine Begleiter aufzunehmen, sie wiesen sie ab. Die beiden Jünger, es waren Jakobus und Johannes, waren empört, und sie sprachen zu Jesus: „Herr, willst du, dass wir Feuer herbeiführen vom Himmel über dieses Dorf?“ Sie wollten also ein göttliches Strafgericht herabrufen über die sie unwillkommen heißenden Samariter. Jesus verwies es ihnen streng: „Ich weiß nicht, wessen Geistes ihr seid. Der Menschensohn ist nicht gekommen, Menschenleben zu verderben, sondern zu retten.“

Gott ist anders, als wir es uns vorstellen. Gott handelt anders, als wir es wünschen. Das Verhalten der Jünger hat sich im Laufe der Geschichte vielfältig wiederholt. Christen, die den Unglauben und den Undank der Menschen gegen Gott sahen, die die Verunglimpfung der Kirche und ihrer Vertreter erlebten, diese Christen meinten, es müsse ein göttliches Strafgericht über die undankbare, gottlose, gottvergessene Welt kommen. Gott könne nicht weiter zusehen, wie sein heiliger Name gelästert wird, wie seine Gebote übertreten werden, wie seine Macht verspottet wird. „Ich habe gesündigt, und was ist mir geschehen? Nichts!“ So sagen die Gottlosen. In unserer Zeit sehen die gläubigen und frommen Christen den Zerfall in unserer Kirche. Sie erleben die Zersetzung des Glaubens durch die eigenen Theologen. Sie erleben die Missachtung der kirchlichen Gesetze. Der Theologe Küng in Tübingen ruft öffentlich zur Rebellion auf! Die Priesterseminare entleeren sich, die Ordenshäuser brechen zusammen. Das alles erleben die gläubigen und frommen Christen. In ihrer Ohnmacht und Not ringt sich aus ihrer Seele der Ruf: „Muss Gott nicht eingreifen? Will er noch länger zusehen?“ Ein Priester rief mich an und fragte: „Hat Gott Freude am Zusammenbruch der Kirche?“

Ich kann nur sagen: Wir können Gott nicht zwingen. Wir dürfen ihn nur bitten. Wir dürfen ihm auch keine Vorwürfe machen. Wir dürfen ihm nur unsere Not und unsere Klage vortragen. Im Alten Bunde sind diese Klagerufe vorgezeichnet in den Psalmen, die wir Priester jede Woche beten: „Du Gott der Rache, leuchte auf, erhebe dich, vergilt den Stolzen ihr Tun! Wie lange sollen die Frevler noch prahlen?“ An einer anderen Stelle: „Warum verbirgst du dein Angesicht, o Gott? Vergisst du unser Elend und unsere Bedrückung? Warum schläfst du, Herr? Wache auf!“ Das beten wir Priester in jeder Woche. „Hilf uns Gott, unser Heiland, um deines Namens Ehre willen befreie uns! Was sollen die Heiden spotten: Wo ist denn ihr Gott?“ So haben die Frommen des Alten Bundes gebetet, und so beten wir es heute noch. Wir dürfen zu Gott rufen. Wir müssen aber immer in Demut und Ergebung gegen Gottes Willen verharren. Wir müssen warten, bis Gottes Stunde schlägt. Advent heißt ja: Erwartung. Und unser ganzes Leben ist ein Warten auf die Erhörung unserer Gebete. Ich sehe vielleicht noch klarer als Sie, meine lieben Freunde, die Zerstörungen in unserer Kirche. Aber eines muss ich Ihnen ebenso sagen: Ich bin nie irreworden daran, dass sich eines Tages das Wort des 36. Psalms erfüllen wird: „Ich sah den Gottlosen hoherhaben wie eine Zeder. Ich ging vorüber, und er war nicht mehr.“

Jesus begann dann, zu den Volksscharen über Johannes zu reden. Er fragt sie dreimal, wozu sie in die Wüste hinausgegangen sind, wo Johannes wirkte. Und dann legt der Herr Zeugnis über Johannes ab. Die beiden ersten Fragen haben einen stark ironischen Klang: „Wolltet ihr da ein Schilfrohr sehen, vom Winde hin und her getrieben?“ Johannes ist ganz anderer Art, er ist unbeugsam. „Wolltet ihr einen Mann mit weichlichen Kleidern angetan sehen?“ Johannes ist ein Asket, er lebt von wildem Honig und von Heuschrecken. Ein furchtloser Mahner ist er. „Einen Propheten?“ Ja, das bejaht Jesus,

ein Prophet ist Johannes der Täufer. Aber er ist noch mehr als ein Prophet. Die Propheten haben alle von ferne auf den Messias hingewiesen. Sie haben ihn angekündigt, sie haben das Volk im Glauben an den Messias und in der Hoffnung auf den Messias erhalten. Aber Johannes tut mehr: Er geht unmittelbar dem Messias voran. Er ist derjenige, den der Prophet Malachias verkündet hat: „Siehe, ich sende meinen Boten vor dir her, dass er dir den Weg bereite.“ Das gibt ihm seine einzigartige Würde. Er ist der letzte, aber auch der größte der Propheten. Andere haben die Ankunft des Messias geweissagt, Johannes zeigt auf den erschienenen Messias hin.

Das ist ein hohes Lob des Johannes aus dem Munde Jesu. Johannes ist der Größte unter den von der Frau Geborenen. Aber jetzt kommt gleich ein Nebensatz, ein Zusatz: „Der Kleinste im Himmelreich ist größer als er.“ – Der Kleinste im Himmelreich ist größer als er! Mit ihm, mit Jesus, bricht nämlich die Gottesherrschaft an, die Wirkungen und die Taten der Gottesherrschaft sind in ihm schon lebendig. Und deswegen, weil eine neue Heilsordnung angebrochen ist, in der Johannes nicht steht, deswegen gilt das Wort, der Kleinste im Himmelreich ist größer als er. Es ist eine unbeschreibliche Würde, in das Himmelreich, in das Gottesreich, in das Reich Christi aufgenommen zu werden. Johannes steht im Vorhof, die zu Jesus Gehörenden sind in den Tempel eingegangen. Dieser Satz ist wichtig, meine lieben Freunde. Warum? Es gibt Theologen, die Jesus allein im Judentum verorten, sie sagen, Jesus sei nicht nur aus der Judenschaft hervorgegangen, als Jude geboren. Nein, er sei auch ein Jude geblieben. Jesus sei kein Christ, Jesus sei ein Jude gewesen und geblieben. Das lehren christliche, vor allem protestantische Theologen! Erst die Anhänger Jesu, vor allem Paulus, hätten Jesus zum Stifter einer neuen Religion gemacht. Jesus sei auch keineswegs der Messias gewesen, sondern seine begeisterten Jünger hätten ihn zum Messias gemacht, also seine Würde erfunden, die Menschen getäuscht! Meine lieben Freunde, ich habe es Ihnen schon wiederholt gesagt: Ich habe alle diese ungläubigen Bücher gelesen, damit Sie sie nicht zu lesen brauchen. Aber eines kann ich Ihnen mit Gewissheit sagen: Sie haben mich im Glauben nicht unsicher gemacht, sondern bestärkt. Ich bin überzeugt, dass unsere Kirche allein in diesem Wirrwarr die Wahrheit lehrt und an dieser Wahrheit festhält. Das ist ihr Ruhm, das ist ihre Größe, das ist das Signum ihrer göttlichen Herkunft.

Zwischen Johannes und Jesus besteht eine Zäsur, ein scharfer Schnitt. Johannes ist der Mann der alten Ordnung, allerdings an der Schwelle zur neuen Ordnung. Jesus ist die Wende der Zeiten, mit ihm wenden sich die Zeiten. Seitdem schreiben wir „nach Christus“. Der Herr hat das selbst erklärt. Einmal sagt er den Pharisäern: „Das Gesetz und die Propheten reichen bis zu Johannes. Seitdem wird das Reich Gottes verkündet.“ Klarer kann man das nicht sagen: Das Gesetz und die Propheten reichen bis zu Johannes. Seitdem wird das Reich Gottes verkündet.

Die Kirche hat den Vorläufer Johannes in die Liturgie der Heiligen Messe aufgenommen. An zwei Stellen erwähnen wir Johannes, weil er zu uns gehört als der Vorläufer des Herrn. Und im Johannes-evangelium, das wir am Ende der Heiligen Messe beten, stellt uns der Evangelist Johannes den Täufer Johannes vor: „Es ward ein Mann von Gott gesandt, sein Name war Johannes. Dieser kam zum Zeugnis, er sollte Zeugnis geben von dem Lichte, auf dass alle durch ihn zum Glauben kämen. Er selbst war nicht das Licht, sondern sollte Zeugnis geben von dem Lichte. Aber dieses Licht war das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Vom Kommen Gottes

16.12.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Ankunft des Herrn wird sich mitten in der Routine des täglichen Lebens vollziehen. Dann wird ein Engel rufen und das Zeichen des Menschensohnes wird am Himmel erscheinen. Der Herr hat es im Matthäusevangelium eindeutig beschrieben. Wie es in den Tagen des Noe war, so wird es auch in den Tagen des Menschensohnes sein. Sie aßen und tranken, sie heirateten und ließen sich verheiraten, bis zum Tage, da Noe in die Arche stieg und die Flut kam. Sie kam und vernichtete alle. Ebenso war es in der Zeit des Untergangs von Sodom und Gomorrha. Die Menschen aßen und tranken, sie kauften und verkauften, sie heirateten und wurden verheiratet. Da ließ Gott Feuer und Schwefel vom Himmel fallen und vernichtete alle. Genauso wird es sein am Tage, da der Menschensohn offenbar werden wird. Das besagt, da wird sich gar nichts ändern im täglichen Ablauf des Lebens. Es werden weiter die Werbeprospekte der Schuhgeschäfte in unsere Briefkästen fallen. Die Menschen werden einkaufen. Die Bauern werden pflanzen. In den Städten wird sich der Baukran über einem Neubau drehen, lautlos, und dann geschieht es, dass Christus kommt. Ist das nicht bedrohlich? Ganz gewiss. Es ist Zeit, achtzugeben und wachsam zu sein. „Gebt acht, Gott selbst kommt.“ Johannes der Täufer hat den Luftdruck des Kommens, den Luftdruck des Reiches Gottes gespürt. Und deswegen rief er zur Bekehrung auf. Echte Früchte der Bekehrung verlangt der ankommende Herr. „Kehrt um, bereitet den Weg des Herrn!“ Die Verkündigung Jesu unterscheidet sich davon wenig. „Die Zeit ist erfüllt. Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Kehrt um und glaubt dem Evangelium.“ Damit ist der Inhalt der Botschaft Christi umrissen. Er hat eigentlich kein anderes Thema. Kehrt um und glaubt dem Evangelium. Die Herrschaft Gottes ist gekommen. Jetzt, da Jesus seine Predigt beginnt, ist der Augenblick da, in dem die Gottesherrschaft anbricht. Dieser von Gott angesetzte Termin ist ein heilsgeschichtlicher Termin. Für die Menschen ist er die Stunde der Entscheidung. Die Botschaft fordert von ihnen Umkehr und Glauben. Glaube ist die Bedingung für die Umkehr. Wer nicht glaubt, wird auch nicht umkehren. Umgekehrt: wer wahrhaft glaubt, wird sich bekehren. Glaube, wie oft hat der Herr den Glauben gefordert. „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben.“ „Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist.“ „Und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben.“ „Solange ihr das Licht habt, glaubt an das Licht, damit ihr Kinder des Lichtes seid!“ „Wer an den Sohn Gottes glaubt, wird nicht gerichtet. Wer aber nicht glaubt, ist schon gerichtet.“

Nicht zu glauben ist schrecklich. „Es sind aber einige unter euch“, sagte der Herr, „die nicht glauben.“ „Wenn ihr nicht glaubt, dass ich es bin“, nämlich der erschienene Heiland und Erlöser, „werdet ihr in euren Sünden sterben.“ „Ihr glaubt nicht, denn ihr gehört nicht zu meinen Schafen“, sagt er seinen Feinden. Und beim Abschied spricht der Herr vom Geist, der die Welt überführen wird von der Sünde. Und die Sünde, die Hauptsünde, die entscheidende Sünde wird sein, weil sie nicht an Ihn geglaubt haben.

Dann tritt zu diesem Ruf nach Glauben der andere nach Umkehr. Er ist ernst. Er ist voll schicksalhafter Bedeutung. Es kamen einmal Leute zu Jesus und berichteten ihm, dass Pilatus, der Prokurator, in Jerusalem während des Opfers eine große Anzahl von Galiläern habe niederhauen lassen. Er hat sie während des Opfers getötet. Und die Jünger meinten in der pharisäischen Frömmigkeit, die sie gelernt hatten, diese Leute seien halt besonders sündhaft gewesen. Aber das passte nicht mit der Tatsache zusammen, dass sie fromme Leute waren, sie kamen ja aus Galiläa zum Tempel nach Jerusalem, zur Wallfahrt. Wie konnten sie also, obwohl sie fromm waren, eine solche furchtbare Strafe erleiden? Der Herr klärt sie auf. „Sie waren nicht mehr schuld als andere. Aber wenn ihr euch nicht bekehrt und

wenn ihr euch nicht ändert und wenn ihr meinen Ruf zur Umkehr nicht hört, da wird es euch genauso gehen wie diesen Galiläern.“ Die Umkehr muss sich natürlich in praktischen Verhaltensweisen kundtun, meine lieben Freunde. Zürnet nicht, so mahnt der Herr. Zürnet nicht, zürne nicht deinem Bruder, denn ihr geht beide denselben Weg ins Gericht. Versöhnt euch noch unterwegs, noch ist Zeit, seid klug. Richtet nicht, denn ihr seid beide auf dem Weg zum Gericht. Das Reich Gottes kommt. Gott wird volle Gerechtigkeit auf Erden bringen. Richtet nicht vor der Zeit, ehe der Herr kommt, der das Geheime ans Licht bringen wird. Das Kommen des Herrn fordert eine Umkehr. Und diese Umkehr muss sich in praktischen Verhaltensweisen kundtun. Sorge dich nicht, es kommt das Reich Gottes. Lilie und Vogel rechnen nicht. Du aber, rechne mit Gott und mit Gott allein. Trachte nach seinem Reich und Recht, alles andere wird dir dazu gegeben werden. Sammelt nicht nicht Schätze auf Erden, die verrotten, an die die Motte kommt. Sammelt euch Schätze im Himmel, an die keine Motte kommt und die kein Rost zerfrißt, denn wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein. Der Herr unterstreicht diese Belehrung mit einem Gleichnis: Ein Bauer hatte sein Land bestellt. Er hatte eine reiche Ernte eingebracht. Die Scheunen reichten nicht aus, um die Ernte aufzunehmen. „Ich will neue Scheunen bauen“, sagt er „und alles hineinführen in diese Scheunen. Und dann werde ich zu mir sagen, ruh dich aus, iss und trink und lass es dir gut gehen.“ „Du Tor, noch heute Nacht wird man deine Seele von dir fordern! Und was du aufgespeichert hast - wem wird es gehören?“

Das Kommen des Herrn zum Gericht und zur Neugestaltung ist gewiss der entscheidende Inhalt unseres Wartens. Der Herr wird kommen, so gewiss, wie das Schicksal kommt, denn er ist das Schicksal der Welt. Vor dem letzten Kommen des Herrn gibt es aber auch andere Weisen des Kommens. Wir Priester, die wir ja die hundertfünfzig Psalmen jede Woche beten, lesen oft von einem anderen Kommen des Herrn. Und ich möchte Ihnen drei Weisen vorführen, wie der Herr auch vor dem endgültigen Kommen zu uns kommt. Die erste Weise dieses Kommens ist der sogenannte ‚concursum generalis‘. Was ist damit gemeint, allgemeine Mitwirkung? Mit dem ‚concursum generalis‘ ist gemeint: Gott erhält alles Geschaffene im Dasein. Er bewahrt es vor dem Zurückfallen ins Nichts. Diese erhaltende Tätigkeit Gottes ist eine ständige, kausale, ursächliche Einwirkung. Dadurch bewirkt Gott den Fortbestand der Dinge. „Alles hat durch ihn Bestand“, schreibt Paulus im Kolosserbrief. „Er trägt alles durch die Macht seines Wortes“, heißt es im Hebräerbrief. Mit der allgemeinen Mitwirkung Gottes ist seine Weltregierung verbunden. Gott regiert die Welt nach einem ewigen göttlichen Plan. Und die Ausführung dieses Planes ist seine Weltregierung. Wir können sie auch Vorsehung nennen. Die Vorsehung trägt die Geschehnisse der Welt. Wir unterscheiden eine ordentliche und eine außerordentliche Vorsehung. Die ordentliche besteht im gewöhnlichen Wirken Gottes. Die außerordentliche in einem außergewöhnlichen Eingreifen Gottes. In den Psalmen ist häufig von dieser Vorsehung Gottes, von seinem Einwirken, von seiner Hilfe die Rede. „Hilfe kommt mir vom Herrn, meinem Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat“, bekennt der fromme Beter. Oft rufen die Beter in den Psalmen um die Hilfe Gottes. „Hilf uns, zieh aus, uns zu retten.“ „Wende unser Los, lass leuchten dein Antlitz!“ „Gott, schweige nicht, bleibe nicht stumm!“ Und Gott erhört die Gebete seiner Frommen und bietet auf seine Macht. Das alles ist eine Weise des Kommens Gottes. Die Kirche hat diese Fleh-Rufe aufgenommen. Wir Priester haben sieben Stundengebete zu verrichten, jeden Tag. Siebenmal! Und jedesmal, bevor wir darangehen, die Psalmen zu beten, heißt es: „O Gott, komm mir zu Hilfe, Herr, eile, mir zu helfen!“ Das ist die erste Weise des Kommens Gottes, uns zu helfen, uns zu retten.

Die zweite Weise geschieht in der Mitteilung der Gnaden. Das Wort Gnade ist ein leider Gottes verbrauchtes Wort. Wir müssen wissen, was Gnade ist. Gnade ist jede geistliche Gabe, die uns Gott zu unserem Heil verleiht. Gnade ist jede geistliche Gabe, die uns Gott zu unserem Heil verleiht. Wir unterscheiden die helfende und die heiligmachende Gnade. Die helfende Gnade ist ein Impuls, eine Anregung. In der helfenden Gnade wirkt Gott auf uns ein, dass wir das Gute tun. Er will uns zu einem Heilsakt hinleiten. Diese übernatürliche Einwirkung Gottes kann der Handlung vorangehen oder sie begleiten. Wir sprechen deswegen von der zuvorkommenden und von der nachfolgenden Gnade. Die heiligmachende Gnade ist eine geschaffene, übernatürliche Gabe, die die Seele Christus ähnlich macht. Die heiligmachende Gnade ist ein der Seele anhaftendes, übernatürliches Sein, ein dauernder Zustand im Gerechtfertigten, eine der Seele mitgeteilte göttliche Beschaffenheit. In jeder Heiligen Messe, wenn Sie achtsam sind, in jeder Heiligen Messe, wird darum gebeten, dass wir der göttlichen

Natur teilhaftig werden. Das soll in der Heiligen Messe geschehen, der göttlichen Natur teilhaftig zu werden. Und das ist die übernatürliche, heiligmachende Gnade. Der Herr drückt es in seiner Weise aus: „Wenn einer mich liebt, wird er mein Wort bewahren, und mein Vater und ich werden zu ihm kommen und in ihm wohnen.“

Eine dritte Weise des Kommens Gottes zu den vernünftigen Geschöpfen vollzieht sich in der Spendung und im Empfang der Sakramente. Gott wird dabei in einer spezifischen Weise tätig. Wenn uns die Sünden verziehen werden, kommt Gott zu uns und tilgt die Sünden. Das geschieht in der Taufe, das geschieht im Bußsakrament. Gott trägt in der Taufe die Erbsünde und etwaige persönliche Sünden hinweg. Gott kommt im Bußsakrament über den Pönitenten und nimmt ihm die bereuten und bekannten Sünden hinweg. Wenn sich in der heiligen Messe die Wesensverwandlung vollzieht, ist das auch ein Kommen des verklärten Herrn. Christus wird im Altarsakrament durch die Verwandlung der ganzen Substanz des Brotes in seinen Leib und der ganzen Substanz des Weines in sein Blut gegenwärtig. Der Leib und das Blut Christi werden unter den Gestalten von Brot und Wein herbeigeführt. Das ist ein Kommen. Der präexistente Leib Christi wird gleichsam zu den sakramentalen Gestalten hingeführt. Er erhält neben seiner Daseinsweise im Himmel eine sakramentale Daseinsweise unter den Gestalten. Der gegenwärtig gewordene Herr will Einkehr halten in den bereiteten Gläubigen. Wir beten ja oft das schöne Gebet:

„Komm, o Herr, o komm zu mir.
O wie sehn' ich mich nach dir.
Meiner Seele bester Freund,
wann werd' ich mit dir vereint?“

Das Gebet können wir unserem Heiland entgegenrufen, wenn wir in der Heiligen Messe das Opfer mitfeiern.

Was uns der Herr in dieser Adventszeit sagen will, läßt sich zusammenfassen in dem Wort: Nehmt euch in acht, gebet acht, wachet. Es ist wie ein Warnsignal, wie eine rote Lampe, die aufleuchtet. Wachsamkeit ist die entscheidende Forderung. Wachsam waren die Jungfrauen am Hochzeitstag, in der Hochzeitsnacht. Wachsam waren die Knechte, die an der Tür wachen, wenn der Herr von seiner Reise zurückkommt. Seid allezeit wach, betet, damit ihr dem, was geschehen wird, zu entrinnen und vor dem Menschensohn zu bestehen vermöget. Suchet das Reich Gottes. Es ist letzte Chance. Du kannst den Weg verfehlen, denn der Weg, der zum Heile führt, ist ein kleiner, ein schmaler, ein steiniger, ein ansteigender Weg. Der Weg, der ins Verderben führt, ist breit, einladend, bequem. Vom Wachen, vom Wachsein, vom Harren auf den Herrn hängt unser ewiges Schicksal ab. Und der Herr hat in einem Gleichnis geschildert, wie verschieden das Los der Menschen sein kann, wenn er wiederkommt. „Ich sage euch: In jener Nacht werden zwei auf einem Lager sein. Der eine wird hinweggenommen, der andere wird zurückgelassen werden. In jener Nacht werden zwei zusammen an der Mühle mahlen. Die eine wird hinweggenommen, die andere wird zurückgelassen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Bereit sein für das Gnadenwirken Gottes

30.01.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott wirkt das Wollen und das Vollbringen. Das ist die Lehre der Heiligen Schrift, der Apostel und der ganzen Überlieferung. Zur Verwirklichung, zur Erfüllung unserer sittlichen Lebensaufgabe benötigen wir die göttliche Gnadenhilfe. Wir müssen unterscheiden zwischen der Einwirkung Gottes in natürlicher Weise und in übernatürlicher Weise. In natürlicher Weise wirkt Gott auf alles Geschaffene mit dem sogenannten „concurus divinus“ – mit der göttlichen Mitwirkung oder mit dem göttlichen Zusammenwirken. Gott hat ja die Welt geschaffen, und er erhält sie im Dasein. Wenn er seine Kraft zurückziehen würde, würde die Welt ins Nichts zurücksinken. Die Welt hat nur Bestand, weil Gott sie fortdauernd erhält und mit allem, was ist, wirkt, so dass es seinen Bestand hat. Was der Schöpfer mit seiner Allmacht ins Dasein gerufen hat, das würde ins Nichts zurücksinken, wenn die gleiche Kraft nicht weiterwirken würde, um das, was anfänglich geschaffen wurde, im Dasein zu erhalten. Gott schuf nicht also und ging weg, wie die Deisten meinten im 18. Jahrhundert. Nein, was von ihm stammt, das bleibt in ihm und durch ihn. Die Allmacht wird nicht müde. Gott wirkt in jedem Akt der Geschöpfe unmittelbar mit kraft des concursus divinus oder concursus generalis oder concursus universalis, die Theologie hat verschiedene Bezeichnungen für dieselbe Sache gewählt.

Über den allgemeinen Konkurs, über die allgemeine Mitwirkung hinaus geht die besondere Anregung und Kräftigung zu sittlich guten Handlungen. Wir können sittlich Gutes nur wirken, wenn Gott mit uns wirkt. Die menschliche Kraft kommt von Gott, und weil Gott mitwirkt, wird nicht etwa die menschliche Freiheit vernichtet, sondern Gott schafft die menschliche Freiheit. Er wirkt die Freiheit, dass wir in Freiheit das Gute tun können.

Von dieser natürlichen Mitwirkung verschieden ist die gnadenhafte Wirkung, ist die Gnadenhilfe Gottes, also die freie Huld und Gnade und Gabe, die Gott uns schenkt, damit wir das Gute tun können. Zuerst natürlich die heilende Gnade, die den Sünder zum Gerechten macht. Wir haben ja an den vergangenen Sonntagen von der Rechtfertigung gesprochen, und sie ist das Werk der heilenden Gnade Gottes. Sie gibt uns die Hilfe, die notwendig ist, um aus einem Sünder zu einem Gerechten zu werden. Sie ist eine stärkende Arznei, und gleichzeitig mit der Nachlassung der Sünde erhebt sie uns in einen höheren Stand, in den Stand der heiligmachenden Gnade. Die heilende Gnade wird zur erhebenden Gnade im Gnadenstand der heiligmachenden Gnade.

Diese Wirklichkeit, meine lieben Freunde, hat uns Gott verdient durch das Erlösungswerk Jesu Christi. Wir wissen, dass die Stammeltern die Gnade besessen, aber verloren haben. Sie lebten im Zustand der Gottesfreundschaft. Alle ihre Kräfte, die körperlichen und die geistigen, waren harmonisch vereinigt. Es gab keinen Zwiespalt zwischen Wollen und Vollbringen. Aber dann kam die Ursünde, und die Ursünde hat die Stammeltern der übernatürlichen Lebensgemeinschaft mit Gott beraubt. Sie haben das Glück der heiligmachenden Gnade für sich und für ihre Nachkommen verloren. Das höhere Leben mit seinen Kräften erstarb. Die Folge war die Zerstörung der Harmonie, die bis dahin im Menschen zwischen Geist und Leib geherrscht hatte. „Welch ein Glück, welche eine Seligkeit, welche Gnade hast du, Adam verscherzt“, ruft einmal der heilige Ambrosius aus, „dass du dich in ein solches Elend gestürzt hast!“

Aus der Ursünde ergab sich die Erbsünde. Nach einem geheimnisvollen Ratschluß Gottes sollten die Menschen die Sünde Adams erben, sollten sie in den Zustand der Nichtbegnadigung hineingebohren werden, und die gefallene Menschheit hat sich dann auch in dieser Sünde entsprechend verirrt. Eine Flut persönlicher Sünden kam zur Erbsünde hinzu, zu der erblichen Belastung. Die Erbsünde ist ein Geheimnis, und sie ist vielleicht auch schwer zu verstehen. Aber kein Geringerer als der große

französische Philosoph und Mathematiker Blaise Pascal hat einmal den Satz geprägt: „Ich für meine Person muss gestehen: Sobald die christliche Religion mir die Lehre vom Sündenfall erklärte, gingen mir die Augen auf, und ich sah überall die Merkmale dieser Wahrheit; denn die ganze Welt predigt von einem verlorenen Gott und von einer gefallenen Natur.“ Die ganze Welt predigt von einem verlorenen Gott und von einer gefallenen Natur. Die Erbsünde besteht im Wesentlichen darin, dass der Mensch der übernatürlichen Gnade verlustig gegangen ist, dass ihm die Heiligkeit, die ihm ursprünglich zugestanden hätte, verloren wurde. Die Folgen der Erbsünde sind die Neigung zum Bösen, die böse Begierlichkeit, die uns, wie das Konzil von Trient sagt, zum Kampfe – zum Kampfe! – belassen ist.

Christus hat die Gnade durch sein Leben und Leiden wiedererlangt. Das ganze Leben, meine Freunde, das ganze Leben Jesu ist von erlöserischer Qualität. Also Christus hat uns erlöst durch seine Ankunft, durch seine Geburt, durch sein ganzes göttliches Leben, durch seine Lehre, durch sein Beispiel. Alles besitzt erlöserische Kraft. Aber freilich, der Gipfel dieser Erlösung wurde erstiegen am Kreuze. Durch die freiwillige Hingabe seines Lebens zur Tilgung der Sünden hat uns Christus die Fülle des übernatürlichen Lebens beschafft. Von ihm, von seiner Person geht die erlösende Gnade aus. Er ist ja der zweite Stammvater, der zweite Adam, und er vertritt das ganze Menschengeschlecht. Als Gottessohn trägt er in sich eine unendliche Würde und Heiligkeit, und so kann er durch seine gottmenschliche Tat die Sühne leisten, die wir Menschen brauchen. Er kann uns zur gnadenhaften Gotteskindschaft erheben. Freilich, der Einzelne muss zu diesem Erlöser finden; er muss Anschluß an Christus gewinnen; er muss eingegliedert werden in seinen mystischen Leib, die Kirche. Das geschieht durch die Rechtfertigung des Sünders, die durch aktuelle Gnaden vorbereitet und durch die heiligmachende Gnade vollendet wird.

So wird das Reich der Übernatur hergestellt, wiederhergestellt, das Reich Gottes aufgebaut, wieder aufgebaut. Die Apostel werden nicht müde, in immer neuen Wendungen diese unglaubliche Heilstat Gottes zu schildern. „In Christus besitzen wir die Erlösung durch sein Blut“, heißt es im Epheserbrief. „Er hat sich als Lösegeld für alle hingegeben. Durch den Tod seines Sohnes wurden wir mit Gott versöhnt. Das Blut seines Sohnes macht uns von allen Sünden rein“, so heißt es im Römerbrief. Und das schönste Wort, meine ich, steht im Galaterbrief: „Christus hat mich geliebt und sich für mich geopfert.“ Christus hat mich geliebt und sich für mich geopfert.

Gnade ist mehr als Schöpfung. Die Schöpfung brachte uns auf diese Erde, die Gnade soll uns in die ewige Welt Gottes bringen. Wir sind durch die Gnade mystisch mit Gott vereint. Wir haben also eine Beziehung zu Gott, die über alle sonstigen, irdischen Wirkungen hinausgeht. Die Seele ist unmittelbar mit Gott vereint. Das göttliche Leben ist uns mitgeteilt, die göttlichen Gnadenkräfte sind uns eingesenkt. Es ist schwer zu beschreiben, was diese Wiedergeburt, was diese Kindschaft Gottes bedeutet, eine innere Wandlung, eine innere Einpflanzung in den mystischen Leib des Herrn, das ist es. Und sie vollzieht sich in der sakramentalen Welt durch die Sakramente. Die Sakramente bringen uns in diese Verbindung mit Christus. In den Sakramenten wird das übernatürliche Leben der Seele begründet und gefördert.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Maria im Advent

23.12.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In zwei Tagen werden wir das Geburtsfest des menschengewordenen LOGOS, des Wortes Gottes, feiern. Was diesem Ereignis vorausging, hat uns in den vergangenen Wochen beschäftigt. Es ist aufgezeichnet in den Evangelien nach Matthäus und Lukas. Im Mittelpunkt dieser Vorbereitungszeit steht eine Frau. Sie heißt „MARIA“. Neben ihr findet sich ein Mann mit Namen „Josef“. Im sechsten Monat wird der Engel Gabriel in eine Stadt Galiläas gesandt, namens Nazareth, zu einer Jungfrau mit Namen Maria. Sie war verlobt mit einem Manne namens Josef aus dem Hause Davids. Der sechste Monat, das ist die Zeit der Schwangerschaft Elisabeths. Der Täufer ist ein halbes Jahr älter als Christus. Die verwandtschaftliche Verbundenheit sollte sich bald als heilsgeschichtliche Gemeinschaft zeigen. Nazareth ist ein kleiner Ort an der Straße von Haifa nach Tiberias. Eine Quelle gibt den Menschen das benötigte Wasser. Und noch um 200 n. Chr. fanden sich dort Verwandte Jesu. In Nazareth also wohnt der Zimmermann Josef. Was bedeutet der Name „Josef“? Übersetzt besagt er: „Gott möge hinzufügen.“ Josef bedeutet: Gott möge hinzufügen. Also ihn wohlhabend und reich, gesegnet mit Kindern, vor allem mit Söhnen, machen. Er stammt aus der Familie Davids, ist also königlichen Geschlechtes, das ja weit verbreitet war. Und er war verlobt mit einer Frau namens Maria. Was bedeutet der Name „Maria“? Meine Freunde, es gibt 60 Versuche, den Namen „Maria“ zu erklären, zu übersetzen. Es ist also unmöglich zu sagen, welches nun die genaue Bedeutung ist. Vielleicht am ehesten noch „die Wohlgenährte“. Wir kennen weder den Geburtsort Mariens noch ihre Eltern. Er ist verborgen vor uns. Wir können unser Unwissen nicht auffüllen mit den Fantasien von unechten Evangelien. Nach dem jüdischen Eherecht war die Verlobung rechtlich eine Eheschließung. Verlobung war rechtlich eine Eheschließung. Und die Verlobte heißt deswegen auch die Ehefrau des Mannes. Sie wird, wenn der Mann stirbt, Witwe und kann von ihm durch einen Scheidebrief entlassen werden. Es musste dann nur noch die „Heimführung“ erfolgen, also die Aufnahme in das Haus des Mannes. Das Zusammenkommen, wie es Matthäus nennt. Dann war die Ehe erst zur Vollziehung geeignet. Die Heimführung erfolgte gewöhnlich ein Jahr nach der rechtlichen Eheschließung, der Verlobung. Ein Jahr später!

Maria wird nun einer Engelserscheinung teilhaftig. Der gleiche Bote, der dem Vater des Täufers, dem Priester Zacharias, in dessen Tempeldienst erschien, dieser selbe Bote redet nun die heilige Jungfrau an. „Sei begrüßt, Gnadenvolle, der Herr ist mit Dir.“ Sei begrüßt, Gnadenvolle, der Herr ist mit Dir. Gnadenvolle, das besagt, dass Gottes Huld mit ihr ist, dass sie von Gott begnadet ist, hochbegnadet, mehr begnadet als andere. „Und der Herr ist mit Dir“, das ist eine Zusicherung des göttlichen Schutzes und der göttlichen Führung. Das sind die entscheidenden Ausdrücke, über die die Kirche zweitausend Jahre lang nachgesonnen hat, um zu erkennen, was alles in diesen Worten verborgen ist. Die Botschaft des Engels weckt bei Maria keine Freude. Sie ist bestürzt, sie ist verwirrt, nicht wegen der Erscheinung des Engels, sondern wegen seiner Worte. Sie versteht nicht, warum und wieso sie von Gott besonders begnadet sein soll. Der Engel gibt ihr Aufklärung. Sie ist begnadet, weil sie von Gott ausersehen ist, die Mutter des Messias zu werden. „Du wirst empfangen und einen Sohn gebären. Dieser wird groß sein und Sohn des Allerhöchsten genannt werden.“ Weil Gott der Urheber dieser Empfängnis ist, wird das Heilige, das aus ihr geboren wird, Sohn Gottes genannt werden. Der Engel bietet also Maria die höchste Würde an, die sich eine jüdische Frau ausdenken konnte, Mutter des Messias zu werden. Aber das, was ihr hier verheißen wird und woran Maria nie gedacht hat, das scheint ihr gegen ihr Gewissen zu gehen, gegen ihr jungfräuliches Gewissen. Sie droht in einen schweren seelischen Konflikt zu stürzen. Sie gerät in Verwirrung. Wie soll das geschehen? Es ist für sie eine

Gewissenssache, sich streng an die Sitten zu halten, die jeden Geschlechtsverkehr zwischen Verlobten, solange die Heimführung nicht erfolgt ist, als unehrbar erklärt. Ein solcher Geschlechtsverkehr, der gegen ihr Gewissen geht, kommt für sie nicht in Frage. Daher fragt sie: Wie soll das geschehen? Erst, wenn das Jahr herum ist, wonach die Heimführung erfolgt, erst danach kann sie sich zu dem bereitfinden, was der Engel ihr verheißt, was er ihr anträgt. Aber der Engel gibt ihr Auskunft, wie, auf welche Weise Gott seine Absicht an ihr trotz ihres Entschlusses, als Jungfrau unversehrt zu bleiben, verwirklichen wird. Nämlich: Gott verlangt nichts, was im Widerspruch zu ihrem Gewissen steht. Sie wird ein Kind empfangen gewiss, aber die Empfängnis dieses Kindes wird nicht durch Verkehr mit einem Manne zustande kommen, sondern durch den Heiligen Geist und die Kraft des Höchsten. Das besagt: Die schöpferische Macht Gottes wird sich auf ihr niederlassen, wird die Empfängnis Mariens bewirken. Auf diese Weise Mutter zu werden, ist unerhört und unvergleichlich. Es unterscheidet die Empfängnis Jesu durch Maria total von den Mythen der Griechen. Die Griechen haben ihre menschlichen Sehnsüchte, auch ihre menschlichen Laster, auf Götter übertragen. Und so kannten sie auch eine Theogamie, also eine Hochzeit der Götter. Die Götter halten Hochzeit. Davon kann hier überhaupt keine Rede sein. Der christliche und der jüdische Gottesbegriff sind über jede geschlechtliche Bestimmtheit völlig erhaben. Hier geht es nicht darum, nach Weise von Menschen ein Kind zur Welt zu bringen, sondern auf die Weise Gottes, also durch ein unerhörtes Wunder. Eine göttliche Tat geschieht an Maria. Von ihr hängt es jetzt ab, ob sie dem Ratschluß Gottes nachkommen wird, ob sich dieser Ratschluß an ihr erfüllen kann. Wird sie der Absicht Gottes entsprechen? Maria gibt eine Antwort der Demut und Ergebenheit. Sie ist bereit, den Willen Gottes zu erfüllen. „Ich bin eine Magd des Herrn.“ Eine Magd, nun, das ist eben eine Dienerin. Sie glaubt an das Wort, das der Engel ihr ausrichtet. In diesem Augenblick wird man die Empfängnis Mariens annehmen müssen. Und deswegen feiert die Kirche zurecht am 25. März, also neun Monate vor Weihnachten, das Fest der Verkündigung Mariens, also eigentlich der Empfängnis Jesu.

Als die Zeit der Heimführung gekommen ist, entdeckt Josef an ihr die Zeichen einer Schwangerschaft. Das ist ein unerwartetes Hindernis. Josef wird durch die Kunde von dem Zustand seiner Verlobten in einen schweren seelischen Konflikt gestürzt. Er kann nichts anderes annehmen als Untreue, Ehebruch. „Aber er ist gerecht“, so sagt die Heilige Schrift, das heißt, er ist milde, er ist gütig. Und deswegen will er seine Verlobte nicht durch eine Anzeige beim Gericht wegen Buhlerei bloßstellen und harter Bestrafung überliefern. Er will sie möglichst unauffällig im Beisein von zwei Zeugen, wie es vorgeschrieben war, entlassen, also die Ehe zunichte machen. All das beweist, dass Maria ihm von dem Geheimnis, das in ihr geschehen ist, nichts erzählt hat. Mit guten Gründen, denn was da geschehen ist, ist etwas so Unerhörtes, dass es einer anderen Beglaubigung bedarf als des Zeugnisses eines Menschen. Ehe Josef dazu kommt, seinen Entschluß auszuführen, wird er durch die Erscheinung eines Engels aufgeklärt. Diese Mitteilung durch einen Boten Gottes hat höheres Gewicht als eine solche aus dem Munde Marias. Jetzt wird ihm autoritativ bestätigt, was in Maria vorgegangen ist. Jetzt hört er authentisch, was er von diesem Kind im Schoße Mariens zu halten hat. Und gleichzeitig wird ihm die Aufgabe zugewiesen, die jetzt auf ihn zukommt, nämlich der Schützer Mariens und der Pflegevater des Sohnes Mariens zu werden. Es bedurfte des Eingreifens Gottes, um das Geheimnis der wunderbaren Empfängnis Mariens dem Verlobten glaubhaft zu machen. Der Engel redet Josef als Sohn Davids an, also er packt ihn bei seiner davidischen Herkunft, bei seiner Abkunft aus einem Königsgeschlecht. Warum? Weil er ihm eine messianische Botschaft bringt. Weil er ihm den Messias kündigt. Josef ist der Nachkomme Davids, und als solcher ist er der gesetzliche Vater Jesu und so leitet Jesus seine Abkunft von David über Josef, den gesetzlichen Vater, ab. Die Aufklärung, die Josef jetzt zuteil wird, beschränkt sich nicht auf die wunderbare Art der Empfängnis Mariens durch die schöpferische Kraft Gottes. Als dem gesetzlichen Vater des zu erwartenden Kindes wird ihm auch durch Gott der Name mitgeteilt, den er diesem Kind geben soll. Namengebung war Sache des Vaters. Was besagt der Name „Jesus“? Er bedeutet: „Jahwe ist Heil“. Jahwe ist der hebräische Name für Gott. Jahwe ist Heil. Das bedeutet Jesus. Dieser Name deutet die Sendung Jesu an. Er soll Israel erlösen. Aber nicht, wie die Juden damals meinten, von der politischen Bedrückung. Nein, er soll Israel erlösen von seinen Sünden, von einer viel tieferen Fährnis als es politische Umstände sein können. Damit wird die landläufige Messiasidee in grundlegender Weise korrigiert. Es wird dem Kind eine Aufgabe zuerkannt, die

nach dem Alten Testament und nach jüdischer Anschauung nur Gott selbst leisten kann: Erlösen von den Sünden. Nach der Aufklärung durch den Engel und auf seinen Befehl hin nimmt Josef seine Verlobte zu sich, führt er sie heim, ohne allerdings die eheliche Gemeinschaft mit ihr aufzunehmen.

Wir haben uns, meine lieben Freunde, in den vorstehenden Bemerkungen vor Augen geführt, wie es zu dem Ereignis kam, dessen wir in wenigen Tagen feierlich gedenken werden. Seit der Botschaft des Engels und ihrer Annahme durch Maria ist die junge Frau aus Nazareth aus dem Christentum nicht mehr wegzudenken. Die Gottesmutter gehört zu unserer heiligen Religion ebenso wie der Gottessohn. Maria weiß, wie hoch sie damit erhoben ist. „Großes hat an mir getan der Mächtige.“ Sie ist eine Prophetin. Sie schaut in die Zukunft. Und deswegen kann sie sagen: „Selig werden mich preisen alle Geschlechter.“ Und das ist die Kunde, die die katholische Kirche seit zweitausend Jahren erfüllt, dass sie selig preist die Mutter des Erlösers. Diese Aussage „selig werden mich preisen alle Geschlechter“ wäre von Lukas nicht in sein Evangelium aufgenommen worden, wenn nicht von Anfang an Maria eine verehrungswürdige Gestalt gewesen wäre. Es gibt bereits in der Urkirche eine Marienverehrung, die sich bei allen Generationen fortsetzt. Einer der frühesten christlichen Schriftsteller Ignatius von Antiochien nennt Marias Jungfrauschaft und Gebären „laut zu kündende Mysterien“, laut zu kündende Mysterien, also Geheimnisse. Es war der Kirche klar, dass hier ein unerhörter Vorgang vor geht, ein unerhörtes Wunder: Eine Mutter, die Jungfrau bleibt. Justinus, nur wenig später, im zweiten Jahrhundert, Justinus stellt die Antithese auf: „Eva – Maria“. Eva, die Repräsentantin des Unglaubens und des Ungehorsams. Maria, die Vertreterin des Glaubens und des Gehorsams. Marias Glaube und Gehorsam brachten der Menschheit das Heil. Sie ist die zweite Eva, die Pforte des Paradieses, der Morgenstern, der Sitz der Weisheit. Sie ist auserwählt zur Mutter des Messias. Die Verheißung wird allerdings von der Erfüllung weit übertroffen, denn die Verheißung, wie sie bei den Propheten vorliegt, schildert den Messias als einen Menschen, zwar einen wunderbaren Menschen, aber als einen Menschen, als einen reinen Menschen. Was sie erfüllte, war mehr. Der angekommene Messias ist der Sohn Gottes, gleichwesentlich mit dem Vater, wie die Kirche auf dem Konzil von Nicäa festgestellt hat. Und das Konzil von Ephesus hat Maria im Jahre 431 den Titel „Gottesgebäerin“ gegeben und diesen Titel zum Dogma erhoben. Seitdem ist die Verehrung Mariens der Ausweis des rechten Christusglaubens. Wer die richtige Vorstellung von Maria hat, der denkt auch richtig über Christus. Die Mariendogmen sind Schutzdogmen für die Christudogmen. Als Mutter des Erlösers ist Maria der Kirche Urbild, Fürsprecherin, Wegweiserin aller, die das Wort Gottes so wie sie hörend empfangen, erwägen und befolgen. Zu ihr nehmen wir unsere Zuflucht, gestern wie heute.

Ich möchte Ihnen zum Schluß, meine lieben Freunde, ein Gebet eines Marienverehrerers vorlesen, das zu Herzen geht:

„Madonna, mir ist das Herz so schwer,
ich komme aus dem sündigen Menschenland her,
von dort, wo die Wünsche wie lodernde Flammen wehen,
von dort, wo winkende Götter auf Straßen und Plätzen stehen.
Ich möchte meine Hände falten in betender Ruh’,
ich habe so tiefes Heimweh, ein wenig zu sein wie Du!
In Deinen Augen blüht Friede, der kein Verwelken kennt.
Dein Mund spricht eine Frage, die tief in der Seele brennt,
die Frage, ob mein Herz leer ist vom Irdischen,
dass Du dereinst kannst betten dann leis den heiligen Christ.
Madonna, drum muss ich auch senken den Blick vor deinem Kind,
mein Herz und Sinn und Hände noch so voll des Irdischen sind.
Nun kommen die Heiligen Tage, die haben so güldenen Schein,
und strahlen das Heimweh ins Herze, Madonna, wie Du zu sein.
Ach, nimm mit Mutterhänden des Jahres Tand und Last,
nimm meiner Seele Zweifel, des Herzens ruhlose Hast.
Küß mit barmherziger Liebe die fiebernden Augen zu,
an Deinem Herzen geht auch mein Herz still zur Ruh’.

Und wenn es still geworden, sag Mutter, ist dann Advent,
wenn im tiefsten Denken die heilige Erwartung brennt?
Wenn ich vergessen die Wege im irrenden Menschenland?
Wenn ich das dunkle Verlangen in meiner Seele verwand?
Wohl ist es schwer, ich fühl' es, bis klar das Herz erkennt,
doch wenn ich guten Willens, sag, Mutter, ist dann Advent?
Und wird es Weihnacht nun wieder für Dich und das Heilige Kind,
dann schau, o Mutter, ob Herz und Seele nicht doch ein Kripplein sind.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die drei Evangelien des Festes der Christigeburt

25.12.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

An diesem festlichen Tage läßt die Kirche uns Priester drei Heilige Messen feiern. Und in jeder ist ein eigenes Evangelium vorgesehen. In der ersten Messe nach Lukas, der zweiten Messe ebenfalls nach Lukas, und das ist die Messe, die wir jetzt feiern, in der dritten Messe nach Johannes. Die Geburt des Weltenheilandes, so lehrt uns das erste Evangelium, war verflochten mit der Weltpolitik des Kaisers Augustus. Augustus ist uns aus der Geschichte bekannt. Er hieß früher Octavian. Aber er bekam vom Senat den Namen zugelegt: „Sebastos“, d. h. Augustus, der Erhabene. Dieser Augustus wird im Evangelium nach Lukas erwähnt, um zu zeigen: Diese Geburt hat weltweite Bedeutung. „Sie ist nicht in einem fernen Winkel geschehen“, sagt Paulus vor dem König Agrippa. Die Verkündigung des Messias reiht sich störungslos in das Römische Reich ein. Mit der Nennung des Kaisers Augustus wird ein weltweiter Horizont aufgerissen und gezeigt: Die Bedeutung dieser Geburt ist universal. Sie gilt nicht nur den Hirten, sie gilt nicht nur dem jüdischen Volke, sie gilt aller Welt. „Heut ist euch der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr!“ Der Anlass der Geburt in Bethlehem ist die Volkszählung. In Syrien saß der Statthalter Publius Lucius Quirinius und Palästina gehörte zu seiner Provinz. Er führte diese Volkszählung durch, und zwar musste jeder in seine Heimatstadt gehen. Josef, als Abkömmling Davids, musste in die Davidsstadt gehen, und das war Bethlehem. So kommt es, dass Jesus, der Nazarener, wie er dann später genannt wurde, in Bethlehem geboren wurde. Bethlehem ist also nicht die Heimatstadt Josefs, sondern sie ist der Stammort. Und für die Bedeutung Jesu als des Messias ist diese Geburt in Bethlehem hoch wichtig, denn dort war sie vorausgesagt worden vom Propheten Michäas. „Bethlehem, du bist zwar die Kleinste unter den Fürstenstädten Judas, aber aus dir wird hervorgehen der Messias, der Herrscher sein wird in Israel.“ Jetzt ist es erfüllt.

Der Evangelist Lukas schildert das Ereignis frei von allem Überschwang. Die beiden fanden keinen Platz im Gasthaus, in der Herberge, im Hotel. Sie mussten sich eine Höhle, einen Stall, suchen. Es steht zwar nicht in der Bibel, dass es eine Höhle war, aber wir dürfen das annehmen. In dieser Gegend befanden sich viele Höhlen. Und sie waren eben geeignet, als Unterstand für die Geburt des Weltenheilands dienen. Und die Mutter birgt ihn in einer Wanne von Stein, aus der sonst die Tiere fressen, in einem Futtertrog. Der Retter und Heiland der Welt im Futtertrog der Tiere! So wird der unbegreifliche Heilsratsschluß Gottes und das Geheimnis dieses Kindes erfüllt. Sie gebar ihren erstgeborenen Sohn. Warum den Erstgeborenen? Weil jeder, der zuerst geboren wird, so heißt, ob ein Kind nachkommt oder nicht, spielt gar keine Rolle. Der zuerst Geborene ist immer der Erstgeborene, ohne Rücksicht auf etwaige Brüder, die nachfolgen. Unterhalb von Bethlehem ist Weideland. Da sind die Schaf- und Ziegenherden der Hirten. Die Herden müssen weit getrieben werden, denn sie fressen ja schnell das Gras ab, das bißchen, das da sprießt. Das Ereignis allerdings, von dem wir heute sprechen, spielt sich nicht am Weideplatz der Herden, sondern am Übernachtungsplatz der Hirten ab. Die Hirten wachen. Warum? Um die Herde vor wilden Tieren zu schützen oder vor Räubern. Damals gab es noch Wölfe in Palästina. Und in dieser Nacht tut sich das Dunkel auf. Vom Licht ganz erhellt, tritt plötzlich ein Engel vor die Hirten, furchterregend, wie immer, wenn eine Offenbarung aus der neuen, aus der anderen Welt geschieht. Der jenseitige Lichtglanz umleuchtet die Hirten. „Ich verkünde euch eine große Freude, die allem Volk widerfahren wird.“ Die große Freude kommt zuerst zu den Hirten, und dann dem Heilsvolk Israel. Die Hirten sind gewissermaßen die Stellvertreter, die Repräsentanten dieses Heilsvolkes. Aber die Freude gilt allem Volke, nicht nur in Israel, sondern in der ganzen Welt. „Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr!“ Heute! Das ist das Datum der Geschichte, kein Mythos, wie in den Götterlegenden der Griechen. Heute ist euch

der Heiland geboren. Heiland, das heißt, er ist der Bringer des eschatologischen Heils. Die große Rettungstat wird in seiner Geburt angekündigt. Ja, sie geschieht in seiner Geburt. Seine Geburt ist der zeitenwendende Anfang des Heils, das Gott den Menschen bereitet hat. „Ihr Hirten“, sagt der Engel, „ihr Hirten braucht nur eine Viertelstunde weit zu gehen, da findet ihr das Kind. Drüben, zwischen Stall und Scheune. An der Krippe und an den Windeln werdet ihr das Kind erkennen.“ Die Hirten sollen also einen Säugling sehen, ein erst kürzlich geborenes Kind, ein Wickelkind.

Damit nicht genug. Plötzlich wird bei dem Verkündigungsendel die Fülle des himmlischen Engelheeres ansichtig. Der Chor der Engel stimmt den klassischen Lobgesang an, den wir in jeder heiligen Messe fortsetzen: „Herrlichkeit ist Gott in der Höhe, und Friede auf Erden den Menschen des göttlichen Wohlgefallens!“ Herrlichkeit ist Gott in der Höhe, und Friede auf Erden den Menschen des göttlichen Wohlgefallens! Herrlichkeit ist also kein Wunsch, sondern Herrlichkeit ist eine Tatsache; weil Gott seinen Sohn sendet, ist er verherrlicht. Er verherrlicht sich in seinem Sohne. Er verherrlicht sich in dessen Menschwerdung; in der Sendung des LOGOS, da verherrlicht sich Gott. Herrlichkeit in der Höhe für Gott oder Verherrlichung oder Ehre, wie wir sagen, das ist die Übersetzung des griechischen Wortes Doxa. Aber alle diese Bedeutungen treffen zu: Herrlichkeit, Verherrlichung, Ehre. Die Verwirklichung des Heils hebt an mit der Sendung des LOGOS des Sohnes Gottes. Der präexistente LOGOS hat sich aufgemacht, die verlorene Menschheit zu retten. Der Vater sendet den Sohn, um in einer Menschennatur die Verlorenheit aufzuarbeiten. Diese göttliche Tat verherrlicht Gott. Sie zeigt, wozu Gott willens und fähig ist. „Den Knecht zu erlösen, gabst den Sohn du dahin.“ Genau das ist es: Den Knecht zu erlösen, gabst den Sohn du dahin. Aber auch Friede, Friede für die Menschen des göttlichen Wohlgefallens. Friede ist das volle Heil der Endzeit, ist Sündenvergebung, ist Licht, ist Führung, ist Geleit. Der Geburtstag des Herrn ist der Geburtstag des Friedens. Das neugeborene Kind ist der Friedensfürst. Durch Christus wird Friede mit Gott. Friede, das ist Ruhe, das ist Harmonie. Friede, das ist Wohlwollen, ist Vergebung, ist Versöhnung, Verzeihung. Friede durch Glaube an Gott. Friede durch Gehorsam gegen Gott. Friede durch Eintracht unter den Menschen. Friede durch Ordnung der Triebwelt. Der Erzbischof von München und Freising, der Kardinal Faulhaber, war im 1. Weltkrieg Militärseelsorger an der Westfront, also in Frankreich. Er berichtet, dass in der Heiligen Nacht ein Trompeter das Lied „Stille Nacht, Heilige Nacht“ hinausgeblasen hat, und das Gewehrfeuer aus beiden Schützengräben wurde eingestellt. Es war Friede geworden, wenn auch nur für einen Augenblick.

Die Hirten sagen zueinander: „Transeamus“, gehen wir hinüber nach Bethlehem. Sie überzeugen sich von der Wahrheit dessen, was der Engel ihnen verkündet hatte. Sie finden ein Kind in einem Futtertrog, in Windeln gewickelt. Sie befinden wahr, was ihnen von diesem Kinde gesagt worden war. Und das reicht ihnen. Dann kehren sie zu ihren Herden zurück unter Preis und Lob gegen Gott. Warum? Weil ihnen die Botschaft zuteil geworden ist: „Heut ist euch der Heiland geboren!“ Aber auch deswegen, weil die Botschaft, die ihnen zuteil wurde, mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Sie haben den Anblick gesehen, der ihnen verkündet, der ihnen verheißen worden war. Sie sind Ohrenzeugen und Augenzeugen der göttlichen Offenbarung, des erfüllten Offenbarungsgeschehens.

Die dritte Evangeliumschilderung ist das Hohelied des griechischen „LOGOS“. LOGOS war der Traum der Gnostiker. LOGOS war die Sehnsucht der Intellektuellen am Mittelmeer. Der LOGOS, die personalisierte Weisheit Gottes. Und diesen LOGOS verkündet Johannes. Er schaut weiter als bis nach Bethlehem. Er schaut in die Ewigkeit. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott. Und Gott war das Wort.“ Das sind Hammerschläge. Im Anfang, das ist der Anfang vor allem Anfang, das ist der Ur-Anfang. Das ist der anfangslose Anfang. Das Wort war, das heißt, es hatte keinen Beginn. Es ist zeitlos. Es ist über alle Zeit erhaben. Mit Recht haben die Väter des Konzils von Nicäa den Satz des Arius, dass es eine Zeit gegeben habe, wo der LOGOS nicht existierte, zurückgewiesen. In jenem Ur-Anfang war der LOGOS eine selbständige Person bei Gott, also unterschieden von Gott, aber in der Sphäre Gottes. Nein, noch mehr: Er war selber Gott. Dieser bei Gott befindliche LOGOS war selbst Gott! Das in Bethlehem geborene Kind ist nicht alles, meine lieben Freunde. In ihm verborgen ist der präexistente LOGOS. Der Geburt in der Zeit geht die Geburt in der Ewigkeit voran. Der so schwach erscheint, ist in Wahrheit unendlich stark. Diese dünnen Ärmchen lenken die Spirale. „Er ist der Schöpfer“, fährt dann Johannes in seinem Prolog fort. Er hat am Schöpfungswerk

Gottes teilgenommen. Ohne LOGOS ist nichts geschaffen worden, alles ist durch ihn geschaffen worden. Da sieht man seine Macht. Keine Blume blüht, ohne seinen Duft. Keine Woge rauscht ohne seine Kraft. Kein Auge glänzt ohne seine Seele. Der LOGOS ist Mittler der Schöpfung, schlechthin nichts ist ohne Mitwirkung des LOGOS zustande gekommen. Alles Leben hat in ihm seinen Ursprung und seine Quelle. Und dieser LOGOS ist Leben und Licht. Licht, das bedeutet Erleuchtung, Erhellung. Licht, das ist Offenbarung. Der LOGOS ist der Offenbarer, der gottgesandte Offenbarer, der Gott kund macht. Und dieses Licht ist so hell, dass es alle in der Dunkelheit Befindlichen erleuchten kann. Freilich nicht mit naturhafter Gesetzmäßigkeit, nicht mit eiserner Notwendigkeit, sondern Gott hat Respekt vor der Freiheit des Menschen. Er kam in die Welt und wollte, dass die Welt ihn erkennt. Aber die Welt hat ihn nicht erkannt. Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Ja, ist seine Mission gescheitert? Nicht bei allen! Die ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, die an seinen Namen glauben. Er fand also nur eine zahlenmäßig begrenzte Gefolgschaft, eine Minderheit, die gläubig wurde. Der LOGOS wurde Fleisch, das heißt, er ging ein in die Schwäche, die Vergänglichkeit, die Hinfälligkeit der menschlichen Natur. Er blieb, was er war, aber er nahm an, was er noch nicht hatte, eine menschliche Natur. Und dieser fleischgewordene LOGOS hat unter uns seine Zelte aufgeschlagen. Das war in jener wundersamen Nacht, als Maria das Kind in die Krippe bettete. Das ist das Ereignis, das wir heute begehen. „Und das Wort ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnt. Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen.“ Nicht des kleinen Kindes. Aber des herangewachsenen Mannes. Ein Wunder blitzt auf nach dem anderen. Und die Jünger glaubten an ihn, als er das Wunder in Kana gewirkt hatte. Es ist die Herrlichkeit, welche die Engel der Weihnacht verkündet haben. Die Herrlichkeit, die ihm eigen ist, als dem Eingeborenen vom Vater. Die Herrlichkeit, die absolut einzigartig ist, die er mit niemandem teilt.

Das ist das geschichtliche Ereignis, das wir heute feiern. „Gott ward ein Mensch.“ Das ist die Botschaft der Weihnacht. Die Majestät hat sich mit der Niedrigkeit verbunden. Die Macht mit der Schwäche. Was sterblich ist, mit dem, was unsterblich ist. Eine unantastbare Natur mit einer leidensfähigen Natur. Der amerikanische Mondfahrer, James Irwin, hat bekannt: „Der größte Tag der Menschheitsgeschichte war nicht, als der erste Mensch den Mond betrat, sondern als Gottes Sohn zur Erde kam.“ Das ist unser Glaube. Das ist unser Bekenntnis. Von seiner Fülle haben wir alle empfangen. Gnade um Gnade.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der neue Mensch

26.12.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Eine doppelte Stimmung liegt über der heiligen Weihnacht. Einmal eine Stimmung kindlicher Freude, dass Gott uns seinen Sohn schenkt. Diese Freude hat ihren unnachahmlichen Ausdruck gefunden in den innigen Weihnachtsliedern des deutschen Volkes. Da hat das Volk wirklich seine Seele hineingesungen in die Weihnacht. Daneben aber spricht sich eine zweite Stimmung aus, nämlich die Bewunderung der Größe und der Macht Gottes. Im Eingangslied der Weihnachtsmesse heißt es: „Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt!“ Damit ist die Präexistenz, das ewige Sein des Gottesohnes ausgesprochen. „Präexistenz“, so heißt der theologische Fachausdruck. Es ist die ewige Existenz der zweiten göttlichen Person. Eine menschliche Natur hat er angenommen, aber er lebte von Ewigkeit. Noch gewaltiger kommt diese Macht Gottes zum Ausdruck, wenn es dann heißt in derselben ersten Weihnachtsmesse: „Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde dir zum Schemel der Füße stelle.“ Das ist das Königtum unseres Messias. Dieser Gedanke ist uns notwendig, denn meine lieben Freunde, es ist ein eigenartiger Kontrast in uns modernen Menschen. Im Äußeren suchen wir das Unerhörte, das nie Dagewesene, den Weltrekord. Aber innerlich werden wir Menschen immer haltloser. Es ist, als ob unsere äußere Kraft verzehrt würde durch die Leistungen, die wir uns nach außen abverlangen. In den meisten Menschen herrscht der Trieb, nicht der Wille. Der Trieb in der Art und Weise, wie man mit Speise und Trank umgeht. Der Trieb in der Art, wie man sich freut, seine Vergnügungen sucht. Der Trieb in dem Ziel, das man sich setzt. Die meisten Menschen gehen von dieser Erde, wie sie gekommen sind: unverwandelt, unverändert, mit denselben Trieben und Leidenschaften. Die Triebe haben erst geschlummert, dann sind sie erwacht, sind stärker geworden und im Alter vielleicht abgeebbt. Das ist das Leben. Nicht wir gestalten unser Leben, sondern wir werden gestaltet von den Trieben. Am klarsten sieht man das, wenn man fragt, wie stehst du zu deinem Bruder? Der Naturmensch sagt: „Wie du mir - so ich dir!“ Wir sind vielleicht nicht mehr so unkultiviert, aber wie beantworten wir Schärfe und Unrecht? Ich werde nie vergessen, daß unser Direktor im Gymnasium uns sagte: „Jungens, ihr müßt lernen, ungerechte Kritik ertragen!“ Der Direktor hatte recht, das muss man lernen. „Jungens, ihr müsst lernen, ungerechte Kritik ertragen!“ Man kann sich nicht immer wehren. Man muss Vieles hinnehmen. Und darin zeigt sich eben der Sieg über den Trieb.

In diese Welt der Triebe ist Christus gekommen. Die Menschen zählen nach seiner Geburt die neue Zeitrechnung. Das muss so sein, denn er hat etwas ganz Neues gebracht, einen ganz neuen Weg, einen ganz neuen Menschen. Vor einigen Jahren hat einmal ein Theologe ein Buch geschrieben mit dem Titel: „Christentum als Neuheitserlebnis“. Genau das ist es. Damit hat er den Kern des Christentums getroffen. Das Christentum ist etwas Neues. Dort, wo sich das Christentum durchsetzt, da geschieht etwas Neues, da vollzieht sich der Sieg des Willens, des Gnadenwillens über den Trieb des Menschen. „Lebt einer in Christus“, schreibt Paulus, „so ist er ein neues Geschöpf.“ Ein neues Geschöpf. Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden. An einer anderen Stelle ruft er seinen Anvertrauten zu: „Einst wart ihr Finsternis, jetzt seid ihr Licht.“ Einen größeren Kontrast kann man sich nicht vorstellen als zwischen Finsternis und Licht! Die Christen haben diese Botschaft begriffen. Der Schriftsteller Aristides hat im Anfang des zweiten Jahrhunderts eine Schutzschrift für die Christen an den Kaiser Hadrian gerichtet. Und was schreibt er in dieser Schutzschrift? „Wahrhaft neu ist dieses Volk. Eine göttliche Mischung ist in ihm.“ Wahrhaft neu ist dieses Volk. Eine göttliche Mischung ist in ihm. Und der schlesische Dichter Angelus Silesius sagt es auf seine Weise: „Ach, Bruder, werde doch, was bleibst du Dunst und Schein? Wir müssen wesentlich ein Neues worden sein!“ Wir müssen wesentlich ein Neues worden sein. Vergebung und Begnadung schaffen den neuen Menschen in Ge-

rechtigkeit und Heiligkeit, wenn er sich der notwendigen Mitarbeit nicht entzieht, denn alle göttlichen Gaben sind gleichzeitig Aufgaben. Wir sind in Christus Jesus geschaffen zu - zu - neuen guten Werken, die Gott im Voraus bereitet hat, damit wir darin wandeln. Wir sollen also Gutes tun, Wohltaten spenden, Segen verbreiten. „Wandelt würdig“, so ruft Paulus den Ephesern zu, „wandelt würdig des Berufes, der euch zuteil geworden ist. Seid voll Demut, Sanftmut und Geduld. Ertraget einander in Liebe.“ An einer anderen Stelle: „Ertötet, was in euren Gliedern irdisch ist: Unzucht, Unkeuschheit, Leidenschaft, böse Lust und Habsucht.“ Wenn wir so leben beweisen wir, dass wir neue Menschen sind. Die neuen Menschen erbringen eben die Früchte des neuen Lebens, die Früchte des Geistes: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Milde, Enthaltbarkeit. Die Christus angehören, haben ihr Fleisch gekreuzigt samt den Leidenschaften und Begierden.

Heute feiert die Kirche einen solchen Menschen, einen solchen neuen Menschen: Stephanus, den Diakon. Seine Feinde haben ihn gesteinigt, aber er hat nicht um Rache gerufen, sondern: „Vater, verzeih' ihnen, rechne ihnen die Sünde nicht an.“ So sterben neue Menschen. Es gibt auch unter uns diese neuen Menschen, die sich selbst beherrschen, die sich selbst überwinden, die sich selbst verleugnen. Es gibt sie schon, die neuen Menschen. Es ist unwahr, wenn man sagt, es gibt keine neuen Menschen. Es gibt sie! Die Menschen, die anderen dienen unter Absehen vom eigenen Ergehen. Die Menschen, die sich selbst vergessen und das Wohl und das Heil des Anderen befördern. Es gibt Christen, denen der Riss zwischen Frömmigkeit und Leben unerträglich ist, Christen, die mutig kämpfen gegen die bösen Mächte in der Welt und in der eigenen Brust. Es sind vielleicht nicht allzu viele und vor allem nicht genug. Noch überwiegt die Mehrzahl der Triebhaften. Und deswegen kann man oft schon im Voraus sagen, wie die Menschen in Zukunft handeln werden. Sie handeln entsprechend ihren Trieben. Bei Christus versagt alle menschliche Voraussicht. In seinem Leben hat sich alles von Grund auf anders gestaltet, als Menschen es voraus gedacht haben. Sie erwarteten einen König, und es kam ein armes Kind. Sie erwarteten einen Fürsten im Besitz der irdischen Macht, und es kam ein armes, wimmerndes Menschenkind in der Krippe. So unerhört und unerwartet war dieses Kind, dass die Menschen sagten: „So kann der Messias nicht sein.“ Man war gewohnt zu siegen mit großen Heeresmassen, mit Ross und Wagen, und Christus kommt mit gebundenen Händen, um zu überwinden mit einem Kinderweinen und mit einer Einsamkeit in der Heiligen Nacht. Ein neues, ein ganz neues Königtum bringt er. Alle unsere Begriffe von Kraft und Stärke müssen wir umwerfen, reformieren. Was wir schwach zu nennen pflegen, das ist Kraft. Was wir töricht nennen, das ist weise. Wir beantworten Schärfe mit Schärfe. Wie antwortet Gott? Als Kindlein in der Krippe! Diese Weise zu Handeln hätte sich kein Mensch ausdenken können. Die Götter der Heiden, die entspringen dem Kopf der Menschen. Aber der Gott, der Mensch geworden ist, der ist ein Gedanke Gottes selbst. Das ist ein Gedanke Gottes, der sich hier verwirklicht. Stellen wir einmal die Sünde im Paradies der Weihnacht gegenüber. Der Mensch glaubte dem Wort der Schlange, er wollte sein wie Gott. Und Gott antwortete: „Darum will Ich sein wie ein Mensch!“ Das Geschöpf griff nach der Frucht, die Gott verboten hatte und sagte: „Was dein ist, ist mein!“ Und Gott sagte: „Darum will Ich dir geben, was mein ist. Was mein ist, soll dein sein!“ Der Mensch sagte: „Ich will nicht dienen!“ Und Gott antwortete: „Darum will Ich euer Diener sein!“ Der Hochmut des Menschen hat bei Gott den Gegensatz gefunden: „Er erniedrigte sich selbst und nahm die Gestalt eines Knechtes an.“ Dem Trotz setzte er entgegen den Gehorsam bis zum Tode am Kreuze. So antwortet Gott. Deswegen dürfen wir uns freuen, dass Gott nicht ist wie die Menschen, obwohl er Mensch geworden ist. Gerade dadurch, dass er Mensch wurde, dass er nicht ungütig und hart wurde, hat er uns gezeigt, wie wir ihn nachahmen sollen, in heiliger Weihnacht.

Die Vulgata, die lateinische Übersetzung des griechischen Neuen Testaments, gibt den Ruf der Engel wider: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen, die guten Willens sind.“ Die guten Willens sind, das ist die Übersetzung von „Eudokia“, dem griechischen Wort. Es ist nicht falsch, aber man muss es dann verstehen von den Menschen, die den Willen Gottes als guten Willen erfahren. Freilich, wir verstehen es meistens anders. Wir verstehen es vom guten Willen der Menschen, und das ist insofern nicht falsch, als Gott ja kein Wohlgefallen haben kann an Menschen, die keinen guten Willen haben. Das ist zweifellos die Absicht Gottes, denen sein Wohlgefallen zu erweisen, die guten Willens sind. Und das ist es, was von uns in heiliger Weihnacht erwartet wird. Der gute Wille, nicht

der schwache gute Wille, sondern der starke gute Wille. Wie schwer fällt es den Menschen, etwas hinzunehmen. Das ist immer wieder eine der erschütterndsten Erfahrungen in einem Priesterleben. Die Menschen wollen nichts hinnehmen, sie wollen nichts ertragen. „Jungens, ihr müßt lernen, ungerechte Kritik zu ertragen“, sagte der Direktor. Er hat recht! Man muss es lernen. Man muss lernen, Undankbarkeit zu ertragen. Man muss lernen, Unrecht zu ertragen. Man muss lernen, Menschen zu ertragen.

Trieb und Gnade, sie stehen im Kampf in jedem Menschen. Seien wir Menschen der Gnade mit einem neuen Denken und einem neuen Handeln. In einem unserer Heime war ein armes Fürsorgemädchen, erblich belastet, in dauerndem Kampf mit sich selbst. Einige Wochen ging es gut, dann kam es wie ein Wahnsinn über sie und sie zog hinaus zu ihren Freundinnen. Gebrochen kehrte sie nach wenigen Tagen zurück. In dieser Seelenstimmung kam sie einmal zu der Oberin des Hauses und sagte zu ihr: „Liebe Schwester Oberin, ich werde es Ihnen immer sagen, wenn es in mir anfängt zu toben. Ich bitte Sie, schließen Sie mich ein, damit ich nicht hinaus kann.“ Man tat es so. Und immer, wenn sie fühlte, dass ihre Kraft erlahmte, dass der Trieb übermächtig wurde, sagte sie, „verschließen Sie die Tür“. Dieses arme Kind, das mit sich selbst nicht fertig wurde, das gerungen und gekämpft hat, dieses arme Kind, das ist es, für die das Christkind gekommen ist. Das Kind, das mit einem verhaltenen Weinen zu der Schwester kam, „ich kann nicht mehr, schließen Sie mich ein.“ Jeder hat seinen Kampf. Trieb und Gnade, sie ringen in uns wie Licht und Nacht in jeder Seele. In vielen wird sich die Frage zuspitzen zu der alles überragenden Frage: „Wie stehst du zu deinem Bruder? Wie stehst du zu deiner Schwester?“ In den Festestagen sollen Gnade und Liebe in unserem Herzen wachsen. Gnade und Liebe. Liebe für Unrecht, Liebe für Härte, Liebe für Weh'. Christus ist geboren. Ich weiß nicht, ob die Welt noch immer an diesen Christus denkt. Aber wir wissen es. Und wir wollen es aus der heiligen, verschwiegenen Nacht hinausrufen, sieghaft als Kämpfer des neuen Reiches, als neue Menschen. Als neue Menschen, die das Reich des Christkinds in der Welt aufbauen helfen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Ende des bürgerlichen Jahres

30.12.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das bürgerliche Jahr geht zu Ende. Wir Christen haben noch ein anderes Jahr, das Kirchenjahr. Und dieses Kirchenjahr richtet sich nach den Ereignissen der Heilsgeschichte. Es setzt ein mit der Geburt Jesu und läuft dann die übrige Zeit weiter. Aber die Kirche passt sich

natürlich auch dem bürgerlichen Jahr an und nimmt teil an dem bürgerlichen Geschäftsverkehr. Wir wollen heute an einem der letzten Tage dieses Jahres zurückschauend drei Feststellungen treffen und drei Fragen stellen. Drei Feststellungen und drei Fragen.

Die erste Feststellung lautet: Wir haben gelebt. Wenn wir nachdenken über unser Leben, sollte uns eigentlich die Tatsache, dass wir noch am Leben sind, am meisten überraschen. Wir durften ein weiteres Jahr auf dieser Erde wandeln, die wir trotz allem lieben. Gott hat uns noch Zeit gelassen. Er hat uns das vergangene Jahr geschenkt, unser Leben zu bessern und uns auf den Heimweg vorzubereiten. „Wie glücklich und klug ist doch der Mensch, der keine andere Sorge kennt als so zu leben, wie er im Tode wünschen wird, gelebt zu haben“, schreibt das Buch von der ‚Nachfolge Christi‘. In der Kirche Santa Sabina in Rom ist das Grabmal des Kardinals Valentini. Und auf diesem Grabmal steht eine Inschrift, die lautet: „Ut moriens viveret vixit ut moriturus“. Damit er beim Sterben zu leben anfinge, lebte er wie einer, der weiß, dass er sterben muss. Wir haben gelebt, wir haben leben dürfen und das ist ein Geschenk. Der französische Abbé Sieyès wurde gefragt, was er in den schlimmsten Zeiten der Revolution gemacht habe. Er antwortete: „J’ai vécu“, ich habe gelebt. Das war viel in einer Zeit, wo man leicht den Kopf verlieren konnte! Von der Mutter Teresa stammt das schöne Wort: „Das Leben ist eine Chance, nütze es! Das Leben ist ein Traum, mach‘ daraus Wirklichkeit. Das Leben ist eine Pflicht, erfülle sie. Das Leben ist ein Spiel, spiele es. Das Leben ist kostbar, gehe sorgfältig damit um. Das Leben ist Reichtum, bewahre ihn.“ Das vergangene Jahr bot uns Gelegenheit, Umgang mit Gott zu pflegen. Wir haben gebetet, jeden Tag. Wir durften die Heilige Messe besuchen, und manche von Ihnen tun das jeden Tag. Wir durften die heilige Kommunion empfangen. Wir durften das Bußsakrament empfangen. Wir durften die Wahrheit Gottes hören und lesen, in Predigt und Büchern. Wir haben die Belehrungen Gottes entgegengenommen. Wir haben im vergangenen Jahr versucht, mit Gott zu leben.

Leben ist Bewegung. Die meisten von uns durften sich bewegen, waren nicht an einen Rollstuhl oder an ein Bett gefesselt, wie unser lieber Herr Groll, unser langjähriger Organist. Wir durften wirken in dem Umfeld, das uns zugedacht ist: im häuslichen Bereich, im kommunalen Bereich, im kirchlichen Bereich. Wir durften zusammen sein mit den Menschen, die wir kennen, die uns kennen, die wir lieben, die uns lieben. Ich betrachte es immer als ein unverdientes Geschenk, dass ich in meinem Leben so viele wertvolle Menschen kennenlernen durfte. Sie haben mein Leben bereichert. Sie haben mich gestärkt und getröstet. Sie haben mich freilich auch beschämt mit ihrer Frömmigkeit und ihrer Tugend. Wir durften Anteil haben an den Freuden dieses Lebens. Sie waren vielleicht nicht sehr zahlreich, aber wer recht zu leben versteht, der weiß auch den einfachen und alltäglichen Dingen Freude abzugewinnen. Dass man morgens aufstehen kann, dass man sein Tagewerk verrichten darf, dass man satt wird und ein Dach über dem Kopf hat, das sind ja keine Selbstverständlichkeiten. Unzählige Menschen fehlt das alles. Es sind Wohltaten, für die wir Gott danken müssen. Weise Lebensführung ist kein Zufall. Man muss sie lernen. Das Leben ist ein Buch. Toren durchblättern es flüchtig. Nur der Weise liest es mit Bedacht, weil er weiß, dass er es nur einmal lesen kann. Wir haben gelebt, das ist die erste Feststellung.

Die zweite Feststellung lautet: Wir haben gearbeitet. Die Arbeit ist dem Menschen seit den Urfängen aufgetragen. Im ersten Buch der Heiligen Schrift heißt es: „Gott der Herr nahm den Menschen und brachte ihn in den Garten Eden, damit er ihn bebaue und pflanze.“ Das Paradies war kein Schlaffenland. Damit er ihn bebaue und pflanze. In der Arbeit findet der Mensch ein Stück seiner Erfüllung. Er gebraucht die Kräfte des Körpers und der Seele, um damit etwas Nützliches zu leisten. Ja, die Tätigkeit ist das, was den Menschen glücklich macht. Die in ihrer Alltagsarbeit froh werden, sind viel glücklicher als die Freizeitfanatiker. Die alltäglichen Forderungen sind es, an denen man reift. Arbeit und Pflichterfüllung sind das Fundament jedes wahren inneren Glückes. Unsere Dichter haben uns darüber belehrt. Bei Schiller heißt es: „Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis; rastlos vorwärts musst du streben, nie ermüdet stille stehen, willst du die Vollendung sehen!“ Persönlichkeiten werden nicht durch schöne Reden geformt, sondern durch Arbeit und Leistung. Kein Segen kommt der Arbeit gleich. Und nur der Mensch, der sein ganzes Leben gearbeitet hat, kann sagen, ich habe gelebt. Ein Mensch, der seine Arbeit liebt, wird niemals alt. Gewiss haben wir gelegentlich unter der Erfolglosigkeit, unter der Unfruchtbarkeit, unter dem Übermaß der Arbeit gestöhnt, aber wir waren bewußt, dass auch diese Begleitschaft der Arbeit unerlässlich ist. „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“, so steht im ersten Buch der Bibel. Und der Verfasser des Buches von der ‚Nachfolge Christi‘ sagt uns: „Wozu suchst du Ruhe, da du zur Arbeit geschaffen bist?“ Die zweite Feststellung lautete: Wir haben gearbeitet.

Die dritte: Wir haben gelitten. Es werden nicht viele unter uns sein, die sagen können, es ist alles glatt gegangen, im vergangenen Jahr, ich habe nichts als Freude und Gelingen erlebt. Die Allermeisten werden bestätigen: Über mich sind allerlei Beschwerden, Leiden und Schmerzen gekommen. Manche von uns wurden von Krankheit, Unfall und Unglück heimgesucht. Ich habe gelesen, im vergangenen Jahr hat jeder fünfte Bewohner der Bundesrepublik eine Operation durchgemacht, jeder fünfte Bewohner der Bundesrepublik. Das Leiden ist allgemein, die einzelnen Leiden sind verschieden. Manche von uns mag sein Ungenügen schmerzhaft bewußt geworden sein, das Zurückbleiben hinter den Forderungen, die Unzufriedenheit mit sich selbst, der Selbstzweifel. Wie heißt es doch im Faust von Goethe: „Ach, dass dem Menschen nichts Vollkommenes wird auf Erden.“ Die ewige Beglaubigung der Menschheit sind Tränen. Keines Menschen Alltag ist frei von erbärmlichen Stunden. „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zuteil“, heißt es bei Schiller. So mancher wird feststellen müssen: In meiner Familie, an meinem Arbeitsplatz, in meiner Umgebung gab es Konflikte, Streit, Unfrieden. An manchen waren wir unschuldig, aber es sind auch manche, an denen wir mitschuldig wurden. Wir wollten Recht behalten, wir wollten nichts hinnehmen, wir wollten uns durchsetzen, wir wollten nicht nachgeben. Wir haben gesehen, wie die Tugend verachtet und das Laster verherrlicht wird. Wir haben erlebt, wie tatenlose Menschen beiseite gestellt und anrühige Typen ihnen vorgesetzt werden. An zwei Dinge, meine lieben Freunde, muss man sich im Leben gewöhnen: An die Unbilden der Zeit und an die Ungerechtigkeit der Menschen. Das Leid hat manchen von uns durch das ganze Jahr begleitet. Es ist nichts Außergewöhnliches. Vollkommene Sicherheit und vollkommenen Frieden gibt es hier auf Erden nicht. Und wir sollten begreifen, warum wir leiden müssen: Der Schmerz ist der große Lehrer der Menschheit. Unter seinem Hauche entfalten sich die Seelen. Der Schmerz ist ein heiliger Engel! Durch ihn sind Menschen größer geworden als durch alle Freuden der Welt. Deswegen fragen wir nie, meine lieben Freunde, warum gibt es Leid, sondern wozu dient es mir? Leiden sind Lehren. Man muß sie nur vernehmen. Wir sind ja auch im Leiden nicht verlassen. Gott ist bei uns. Er hilft nicht immer an den Leiden vorbei, aber er hilft durch die Leiden hindurch. Und wenn wir die Mystiker hören, wie die hl. Theresia, dann erfahren wir, dass Gott jene, die er lieb hat, den Weg der Leiden führt, und jenen, denen seine größere Liebe gilt, um so härtere Leiden auflädt. Das waren die drei Feststellungen. Wir haben gelebt, wir haben gearbeitet, wir haben gelitten.

Jetzt kommen drei Fragen. Die erste, die wichtigste: „Haben wir geliebt?“ Als der Herr sich anschickte, von dieser Welt zu gehen, sprach er zu seinen Jüngern: „Das ist mein Auftrag für euch, dass ihr einander liebet. Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr einander liebet. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe habt untereinander.“ Wir alle wissen, wie schwer es ist, die Menschen, alle Menschen, zu lieben; mit ihren Schwächen, mit ihren Unarten, mit ihrem Versagen, mit ihrem Übelwollen, mit ihrer Bosheit. Und dennoch: an jedem Menschen, meine lieben

Freunde, ist etwas Rührendes, ist ein geheimer Wert, ist eine seelische Kostbarkeit. Und die Menschen brauchen unsere Liebe. Sie brauchen mehr Liebe, als sie verdienen. Am Ende des Jahres stellen wir uns die Frage: Haben wir Wohlwollen zu den Menschen gehabt? Haben wir ihnen Gutes gewünscht und gegönnt? Es gibt wenige menschlichen Handlungen, die schäbiger sind als die Schadenfreude. Haben wir die Not anderer gesehen, die leibliche und die oft noch schmerzlichere seelische Not? Haben wir Menschen beigestanden in ihrer Not? Haben wir sie gestärkt, getröstet, aufgerichtet? Haben wir auch ein Herz gehabt für die plumpen, für die reizlosen, für die unangenehmen Menschen, für die lästigen? Oder sind wir ihnen aus dem Wege gegangen, um nicht beansprucht zu werden? Wenn wir schwierigen Menschen die Liebe entziehen, dann werden sie noch unleidlicher. Haben wir den Menschen verziehen, meine lieben Freunde? Haben wir ihnen das Unrecht von Herzen verziehen oder haben wir es ihnen nachgetragen, wie viele Menschen es machen, sie kommen immer wieder auf die alten Dinge zurück? Wie heilsam ist doch das Verzeihen. Es entgiftet die eigene Seele und baut die Brücke zum Nächsten.

Die zweite Frage lautet: Haben wir gefehlt? Es wird wohl niemand unter uns sein, der ehrlich davon überzeugt ist, im vergangenen Jahr allezeit den Erwartungen Gottes entsprochen zu haben. Wohl jeder von uns wird sich erinnern: ich bin hinter Gottes Forderungen zurückgeblieben. Eine unausrottbare Gefahr für unser Leben ist der Hang zur Bequemlichkeit. Der Mensch möchte es angenehm haben, möchte behaglich leben, und so meidet er Anstrengung und Überwindung. Ein jeder muss sich am Ende des Jahres fragen: Wie oft habe ich diesem Hang nachgegeben? Müdigkeit und Unlust, Schwäche und Trägheit haben verhindert, dass wir alles aus uns herausgeholt haben, was möglich gewesen wäre. Ohne Überwindung von schlechten Neigungen, Trieben und Leidenschaften kann unser Leben nicht gelingen. „Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht. Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt immer Knecht“, sagt Goethe. Je mehr der Mensch sich selbst überwindet und die Werke des Fleisches ertötet, desto weiter schreitet er im Guten, desto größeren Gaben macht er sich fähig und wert. „Siehe“, so mahnt der Verfasser des Buches von der ‚Nachfolge Christi‘, „siehe, zweifache Freude kannst du nicht haben. Dich hier auf Erden mit den törichten Freuden töricht ergötzen und drüben mit Christus herrschen, siehe, das kannst du nicht. Du musst dich entscheiden.“ Es gibt freilich einen Trost für unsere Schwächen, das ist die Reue. Die Reue, meinen lieben Freunde, ist ein Gnadengeschenk Gottes. Reue ist der Schmerz der Seele, die Betrübnis des Herzens über die begangene Sünde, der Abscheu vor der Sünde, der Unwille über die eigene Handlung. Die vollkommene Reue geht hervor aus der vollkommenen Liebe. Was ist die vollkommene Liebe? Sie besteht darin, dass wir Gott um seiner selbst willen lieben. Nicht wegen der Wohltaten, die er uns gibt, nicht wegen der Verzeihung, die er uns schenkt, sondern weil er so herrlich, so herrlich groß und wunderbar ist. Diese vollkommene Liebe soll die vollkommene Reue tragen. Viele wissen nicht, welches kostbare Geschenk die vollkommene Reue ist. Vor allem Jugendliche, die mit ihrer Natur zu kämpfen haben. Bei Selbstbefleckung denken sie, ach, jetzt ist es geschehen, jetzt kann ich es auch noch vier-, fünfmal machen. Nein! Noch am selben Abend, wo du eine Todsünde begangen hast, kannst du dich mit der vollkommenen Reue mit Gott versöhnen. Die vollkommene Reue tilgt die Sünde in dem Augenblick, wo sie hervorgebracht wird. Freilich verbunden mit dem Vorsatz, so bald wie möglich das Bußsakrament zu empfangen. Aber die vollkommene Reue, die aus der selbstlosen Liebe zu Gott hervorgeht, sühnt den Menschen mit Gott aus, noch bevor er das Bußsakrament empfangen hat. Das ist eine wunderbare Wahrheit. Wie hätten wir in der priesterlosen Zeit, in der Gefangenschaft usw., wo es kein Priester gab, wie hätten wir sonst von der Sünde frei werden können? Durch die vollkommene Reue war es möglich! Üben wir diese wunderbare Tugend der Reue. Keiner der reuigen Herzens ist, wird von Gott verstoßen.

Die dritte Frage lautet: Haben wir die gute Meinung gehabt? Zu allem guten Handeln, meine Freunde, gehört die Hinordnung auf Gott. Wir sprechen von der guten Meinung. Darunter versteht man die Absicht, alles zur Ehre Gottes oder aus Liebe zu Gott zu tun. „Ihr möget essen oder trinken, oder etwas anderes tun. Tut alles zur Ehre Gottes“, schreibt Paulus an die Korinther. „Alles, was ihr tut, in Wort oder Werk, tut alles im Namen des Herrn Jesus, indem ihr Gott Dank sagt durch ihn.“ Alles! Durch die gute Meinung erlangt der wahre Gott die umfassende Stellung in unserem Leben, würdigt der Herr unsere Entschlüsse, unsere Überlegungen, unsere Taten. Die Hinordnung auf Gott

braucht keine aktuelle zu sein. Man muss sich also nicht immerfort sagen, ich möchte das zur Ehre Gottes verrichten. Nein, wenn du am Morgen sprichst: „Ich möchte diesen Tag zur Ehre Gottes, zum Heil meiner Seele, zum Segen für meine Mitmenschen verbringen“, dann ist alles eingeschlossen in dieser guten Meinung. Lass mich o Gott, diesen Tag zu deiner Ehre, zum Heil meiner Seele, zum Segen für meine Mitmenschen verbringen. Diese gute Meinung trägt das ganze Tagewerk. Dank und Reue sollen die letzten Stunden des vergangenen Jahres bestimmen. Dank für alles, was Gott uns gewährt hat, in den zwölf Monaten. Reue wegen dessen, was wir durch eigene Schuld verfehlt haben. Ein schönes Wort lautet: „Quod vixi tege quod vivam rege!“ „Decke mein vergangenes Leben zu; mein künftiges Leben lenke du!“ Ich lernte einmal die Generaloberin der Mällersdorfer Schwestern in der Diözese Regensburg kennen. Eine wunderbare Frau, Concordia mit Namen. Auf dem Sterbebett bekannte sie: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, denn ich habe immer für den lieben Gott gearbeitet.“ Ach, wer ihr das nachsprechen könnte: Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, denn ich habe immer für den lieben Gott gearbeitet. Meine lieben Freunde, eines ist so leicht und so schwer wie das andere. In Gott hinein sterben und in Gott hinein leben. Wer in Gott hinein lebt, wird auch in Gott hinein sterben. Wer den Mut hat, in Gott hinein zu leben, der wird auch die Kraft finden, in Gott hinein zu sterben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Vorhersagungen und Schauungen

01.01.2013

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Jahresanfang fällt im Gregorianischen Kalender, genannt nach Gregor XIII., auf den 1. Januar. Im Mittelalter begann man das bürgerliche Jahr am 25. März, also mit der Empfängnis Mariens. Viele Menschen stellen in diesen Tagen die Frage: „Was wird das Jahr bringen? Wie wird es weitergehen in der Politik, in der Wirtschaft? Was steht mir selbst bevor?“ Es gibt verblüffende Vorhersagen politischer und wirtschaftlicher Ereignisse. Wer die Menschen sorgfältig beobachtet, wer die Triebkräfte der Öffentlichkeit kennt, der kann manchmal erstaunlich zutreffend voraussagen, wie die Zukunft sich gestalten wird.

Im Jahre 1814 wurde Napoleon abgesetzt und kam auf die Insel Elba. Dort hatte er einen kleinen Herrschaftsbereich mit einigen hundert Mann Besatzung. Der österreichische Außenminister bemerkte: „Innerhalb von zwei Jahren muss man wieder mit Krieg rechnen, dann kommt er wieder.“ Es dauerte nur ein Jahr, dann war er wieder da, und der Krieg begann von neuem, bis er endlich in Waterloo seine endgültige Niederlage erlebte. Am 30. Januar 1933 wurde ein Mann namens Adolf Hitler zum Reichskanzler des Deutschen Reiches ernannt. Zwei Tage später, am 1. Februar, schrieb der General Ludendorff an Hindenburg einen Brief. In diesem Brief, ich zitiere ihn hier wörtlich, heißt es: „Sie haben durch die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler einem der größten Demagogen aller Zeiten unser heiliges deutsches Vaterland ausgeliefert. Ich prophezeie Ihnen feierlich, dass dieser unselige Mann unser Reich in den Abgrund stoßen, unsere Nation in unfassliches Elend bringen wird, und kommende Geschlechter werden Sie verfluchen in Ihrem Grabe, dass sie das getan haben.“ Selten ist eine Prophezeiung genauer in Erfüllung gegangen als diese. In unserer Zeit hat sich der amerikanische Finanzmann Greenspan als Prophet versucht. Er sagte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts: „Der Euro wird kommen, aber er wird nicht bleiben.“ Gekommen ist er, der erste Teil der Vorhersage hat sich erfüllt. Mit der Erfüllung des zweiten können wir, müssen wir unter Umständen rechnen. Es sind Menschenkenntnis und rationale Überlegungen, die manchem Zeitgenossen erstaunliche Prognosen der Zukunft gestatten. Davon verschieden ist die Gabe des Hellsehens. Es ist eine unbezweifelbare Tatsache, dass manche Menschen die Fähigkeit haben, in Visionen räumlich entfernte und zeitlich bevorstehende Ereignisse zu schauen. Man nennt diese Gabe das ‚Zweite Gesicht‘. Es war und ist vielleicht noch verbreitet in nordischen Ländern, in Schottland, in Teilen Irlands, in Norwegen, in Dänemark, in der Bretagne und in den Niederlanden. Es ist bewiesen, dass ein Mann, der über dieses ‚Zweite Gesicht‘ verfügte, vorausgeschaut hat, dass am 28. Juni 1914 der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand von einem serbischen Studenten ermordet werden würde.

Vom Zweiten Gesicht verschieden sind die Orakel. Orakel sind Stätten, an denen Fragende von einer Gottheit, nach festgelegtem Ritus und mit Hilfe eines Vermittlers, Weissagungen über die Zukunft sowie Hilfe bei schwierigen Entscheidungen empfangen. Die Orakeldiener sahen Künftiges voraus und konnten Verborgenes entdecken. Man bediente sich dabei verschiedener Mittel, zum Beispiel aus dem Vogelflug die Zukunft anzuzeigen oder aus den Eingeweiden von Opfertieren. In Ägypten waren es heilige Stiere, die angeblich die Zukunft anzuzeigen vermochten. Die Griechen unterhielten ein Orakel in Delphi. Dort sprach vermeintlich der Gott Apoll zu den Menschen. Er sprach durch eine Frau, durch die Pythia. Sie saß auf einem Dreifuß und wurde von Dämpfen, die aus einer Felsspalte kamen, eingehüllt, und vermochte dann die Antwort des Apoll auf die Fragen der Ratsuchenden zu geben. Da wurden Mahnsprüche erteilt, da wurden Bescheide aus den Sitten der Väter gegeben. Freilich auch zweideutige Aussagen. Der König Krösus fragte, wie sein bevorstehender Feldzug ausgehen werde. Das Orakel gab die Antwort: "Wenn Krösus den Halys", einen Fluß, "wenn Krösus den Halys

überschreitet, wird er ein großes Reich zerstören." Krösus dachte, das wäre das Reich des Kyros, aber es war sein eigenes. Er hatte ein großes Reich zerstört, sein eigenes. Er wurde abgesetzt. Es gab dann weise Frauen, Sibyllen genannt. Die Sibyllen vermochten in die Zukunft zu schauen und legten ihre Schauungen in ganzen Büchern nieder, die sibyllinischen Bücher, von denen heute noch in unserer Liturgie die Rede ist, nämlich im Hymnus der Totenmesse. Diese sibyllinischen Bücher wurden in Rom auf dem Capitol aufbewahrt und von Fall zu Fall eingesehen.

Im Volke Israel waren es die Propheten, die den Königen und dem Volke die Wege wiesen. Sie erhielten den Ein-Gott-Glauben aufrecht. Sie nährten die Hoffnung auf das Eingreifen Gottes. Sie lehrten das Volk festzuhalten an der Erwartung des Messias. Sie traten als Heils- und als Unheilspropheten auf. Sie lenkten den Blick aus der Gegenwart hin auf die Heilszukunft am Ende der Tage. In ihrer Verkündigung hat sich der Fortschritt der alttestamentlichen Offenbarung und des Heilswirkens Gottes niedergeschlagen. Sie alle haben schon gehört von den vier großen Propheten und von den zwölf kleinen. Sie alle waren bedeutsam für die Heilsgeschichte des Volkes Israel. Weniger bekannt dürfte Ihnen sein, dass es auch Prophetinnen gab, Frauen, die mit der Gabe der Prophetie ausgestattet waren. Ich erwähne zwei: Hulda und Deborah. Hulda lebte in der Zeit des Königs Josias. Sie besaß die Gabe der Vorausschau. Sie verkündete Unheil für Jerusalem und ein friedliches Begräbnis für den König Josias. Beides traf ein. Deborah war Richterin, Prophetin und Retterin, eine religiöse Führergestalt, vergleichbar mit Samuel. Sie besiegte die Kanaaniter. Von ihr stammt das Siegeslied der Deborah, das sie als Mutter in Israel sang.

Näher an unsere Zeit kommt Hildegard von Bingen. Wir haben ja in diesem vergangenen Jahre das Hildegardisjahr begangen. Sie war mit der Gabe der Schau ausgestattet. Sie hatte Visionen. In ihnen legte sie die wichtigsten christlichen Wahrheiten erläuternd dar und verband sie mit Mahnungen. Sie warnte vor der Sünde. Sie drohte und verkündigte strenge Gerichte Gottes. Ihre Weissagungen an König Konrad III. und Friedrich Barbarossa gingen in Erfüllung. Die Zeitgenossen erkannten in ihr eine Prophetin. In Frankreich war es Johanna von Orléans, die von himmlischen Stimmen aufgerufen wurde-von Erscheinungen des Erzengels Michael, der hl. Katharina und der hl. Margaretha- dem bedrängten König Karl VII. von Frankreich zu Hilfe zu kommen. Ihr Herz erzitterte vor diesem Auftrag, denn sie war erst 17 Jahre alt, aber der himmlische Ruf, der unabweisliche Glaube an ihre Sendung überwand ihre Scheu und Angst. „So deutlich wie euch“, sagte sie später ihren Richtern, „so deutlich wie euch habe ich die Heiligen mit meinen Augen gesehen. So fest wie an Gott und an den Erlöser glaube ich daran, dass sie mir auf Gottes Geheiß erschienen sind.“ Sie sagte dem König ihre Verwundung vor Orléans voraus. Sie kündigte an, dass Paris eingenommen werden würde. Sie sagte vorher, dass die Engländer aus Frankreich vertrieben werden würden. Alles ging in Erfüllung. Ihre eigene Sendung war mit der Einnahme von Paris eigentlich abgeschlossen. Einnahme von Paris, von Orléans, Krönung in Reims, das alles war eingetroffen. Aber die Stimmen ließen sich jetzt auch noch vernehmen, um ihre Prüfungen anzukünden. Und diese Prüfungen hat sie wahrlich bestehen müssen, sie wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Sie erklärte in ihrem Prozess wiederholt, dass sie sich selbst verdammen müsste, wenn sie erklären würde, Gott habe sie nicht gesandt. Sie ist so gestorben, wie sie gelebt hat: in Ergebenheit gegen Gottes Willen. Und der Schreiber des Königs von England, der ja dabei war, als sie verbrannt wurde, in Rouen, er brach in die Klage aus: „Wir sind verloren, denn wir haben eine Heilige getötet.“

Näher an unsere Zeit noch kommt Kreszentia von Kaufbeuren. Sie lebte im 18. Jahrhundert in Kaufbeuren, also in Schwaben. Sie war eine tiefe Mystikerin und pflegte die Liebe zum leidenden Heiland. Sie besaß bedeutenden Einfluß auf ihre Zeitgenossen. Herzöge und Könige, Bischöfe und Päpste gingen sie um ihre Weissagungen, um ihren Rat an. Sie erlebte Verzückungen und Offenbarungen. Im Kloster hatte sie schwere Verfolgung zu leiden, weil man sie für eine Spinnerin hielt. Aber sie war keine Spinnerin, sie war eine heiligmäßige Person und hat von Gott in Visionen die Zukunft mancher Menschen aufgedeckt erhalten. Im 18. Jahrhundert war es Anna Katharina von Emmerich, der schon in frühester Jugend die Gabe mystischer Schau verliehen wurde. Ihr Engel war ihr sichtbar gegenwärtig. Die Heiligen Gottes verkehrten mit ihr in vertrauter Weise. Der Heiland selbst zeigte sich ihr und forderte sie auf, ihm sein Kreuz tragen zu helfen. Sie war von einer außerordentlichen Tugend, ihre Reinheit ist unbestritten. Sie nahm die Leiden anderer auf sich, und deswegen war sie ihr ganzes Le-

ben krank. Nach Aufhebung des Klosters in der Säkularisation bezog sie eine kleine Wohnung in Dülmen. Und jetzt hatte sie die Aufgabe, öffentlich Zeugnis abzulegen von ihren Schauungen. Die Wundmale Christi prägten sich ihr ein. Sie lebte ohne Nahrung, beglaubigt, sicher beglaubigt! Sie lebte ohne Nahrung. Nur mit Wasser und dem Saft von Früchten unterhielt sie sich. Die wunderbarsten Gaben begleiteten ihre Zustände. Sie konnte mit Sicherheit die Überbleibsel, also die Reliquien von Heiligen unterscheiden. Sie bestimmte ihre Namen und ihre Geschichte, ohne je studiert zu haben. In ihren Schauungen wurde sie geistigerweise ins Heilige Land geführt, und sie vollzog das Leiden des Herrn an sich. Sie erhielt die Weisung, ihre Gesichte der Öffentlichkeit mitzuteilen und nicht für sich zu behalten. Clemens von Brentano übernahm die Aufzeichnung. Zweimal am Tage ging er zu ihr, um ihre Mitteilungen entgegenzunehmen. Er notierte sie und schrieb sie dann ins Reine. Am nächsten Tag brachte er sie zurück und bat um Verbesserung. Er ergänzte, er tilgte aus, je nachdem, wie es Katharina bestimmte. Die Aufzeichnungen wurden im Jahre 1833 veröffentlicht.

In unsere Zeit, ich möchte fast sagen in unsere Gegenwart, fällt die Erscheinung der Muttergottes in Fatima. Es war Mittag, als Maria erschien. In einem weißen Kleid, strahlend hell, schwebte die Jungfrau über einer alten Steineiche. Die drei Hirtenkinder, Lucia, Francisco und Jacinta, die an diesem 13. Mai 1917 die Schafe hüteten, erschrakten, aber Maria lächelte. Sie sollten wiederkommen, sie habe ihnen etwas zu sagen. Und so wurden die Kinder zu Empfängern von Geheimnissen, die sich ausnahmslos im zwanzigsten Jahrhundert erfüllt haben. „Ihr habt die Hölle gesehen“, sagte die Erscheinung, „auf die die armen Sünder zugehen. Um sie zu retten, will der Herr die Andacht zu meinem Unbefleckten Herzen auf der Welt einführen. Wenn man das tut, was ich sage, werden viele Seelen gerettet und der Friede wird kommen. Der Krieg“, es war der Erste Weltkrieg, „geht seinem Ende entgegen. Wenn man aber nicht aufhört, den Herrn zu beleidigen, wird nicht lange Zeit vergehen, bis ein neuer, noch schrecklicherer beginnt. Wenn ihr dann eines Nachts ein unbekanntes Licht sehen werdet, so wisset, es ist das Zeichen von Gott, dass die Strafe der Welt für ihre vielen Verbrechen nahe ist. Krieg, Hungersnot, Verfolgung der Kirche und des Heiligen Vaters. Die Guten werden gemartert werden, der Heilige Vater wird viel zu leiden haben.“ Sie wissen, dass Papst Johannes Paul II. an einem 13. Mai von einem gedungenen Mörder schwer verwundet wurde. Er sah darin die Erfüllung des Geheimnisses von Fatima.

Meine lieben Freunde! Wir haben die öffentliche und amtliche Offenbarung Gottes in den Propheten und in Christus Jesus. In Christus Jesus ist die Offenbarung, soweit sie amtlich ist, zum Abschluß gekommen. Aber neben der öffentlichen, amtlichen Offenbarung im Alten und im Neuen Bunde gibt es nichtamtliche, gibt es private Offenbarungen. Auch sie sind gewöhnlich nicht nur für einzelne Personen bestimmt, sondern für die Allgemeinheit. Zwei Haltungen gegenüber den Privatoffenbarungen sind falsch, nämlich die unbedingte Ablehnung und die bedingungslose Übernahme! Man muss sie prüfen. Gott vermag in eine bestimmte Situation der Kirche hineinzusprechen, Aufklärung zu geben und Weisungen zu erteilen. Privatoffenbarungen sind keine Einbildung oder Schwärmerei. Sie verbessern und ergänzen nicht etwa die amtliche Offenbarung, sie ist abgeschlossen. Aber sie können Impulse geben, also Antriebe für das situationsgerechte Handeln der Kirche gemäß dem bleibenden Evangelium. Privatoffenbarungen können hohe Bedeutung haben für das geistige Leben und Wirken der Kirche. Oberste Voraussetzung für die Echtheit der Privatoffenbarungen ist, dass sie mit den amtlichen Offenbarungen übereinstimmen.

Wir können nicht hineinschauen in das Jahr 2013. Ich glaube auch nicht, dass wir irgendwelche private, glaubwürdige Offenbarungen haben für diese Zeit. Aber wir brauchen sie auch nicht. Wir besitzen die öffentliche und amtliche Offenbarung. Darin ist alles enthalten, wessen wir bedürfen, um den kommenden Zeitabschnitt zu bewältigen. Uns erwartet nicht ein unabwendbares Schicksal. Wir gehen entgegen unserem Herrn und Gott. Schicksal war den blinden Heiden eine Notwendigkeit. Sogar die Götter unterstanden nach dem heidnischen Glauben dem Schicksal. Die Notwendigkeit bekam in Israel ein Auge, sie hieß Vorsehung. Die Notwendigkeit erhielt im Christentum ein Herz, und das heißt, ewiger Wille der heiligen Liebe. Wir Priester beten jede Woche in den Psalmen den wunderbarsten Vers: „Meine Geschicke sind in deinen Händen. Mein Gott bist Du, auf Dich vertraue ich!“

Amen.